

^c
Der nächste
deutsch-französische Krieg.

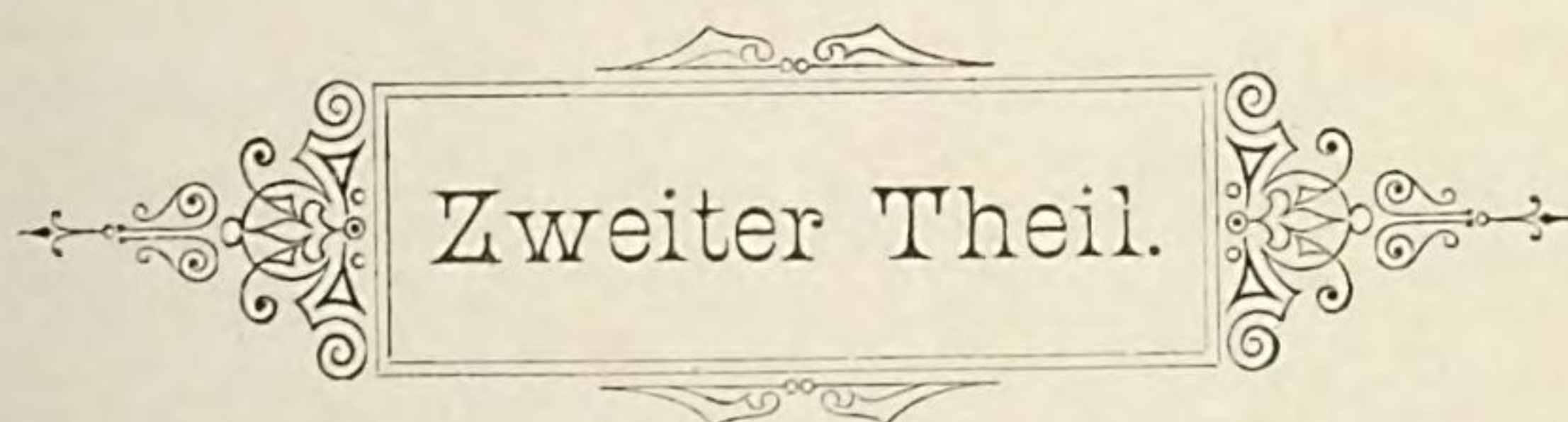
~~~~~  
Eine militärisch-politische Studie

von

C. KOETTSCHAU

Oberstlieutenant a. D.

*G. b. v.*



Strassburg i. Els.

R. Schultz & Comp. Verlag.

1887.







<sup>c</sup>  
Der nächste  
deutsch-französische Krieg.

~~~~~  
Eine militärisch-politische Studie

von

C. KOETTSCHAU

Oberstlieutenant a. D.

G. G. 5.



Strassburg i. Els.

R. Schultz & Comp. Verlag.

1887.

Alle Rechte vorbehalten.

Tous droits réservés.

All rights reserved.

I.

W i d m u n g.

Unter der hehren Gestalt der Germania wendete sich schon der Rufer zum Streit aufwärts nach dem erklimmenden Schwert, und sein Auge haftete forschend an der leuchtenden Krone. Der Friedensengel senkte trauernd den Palmzweig, bereit, neue ferne Gräber mit frischem Lorbeer zu schmücken. Aus den Gräbern der Helden klang zum erstrahlenden Heer der freudige Anruf:

«Vor der Schlacht!»

Doch der gehobene Fuss sank zurück:

«Noch nicht!»

Des greisen Helden-Kaisers milde, versöhnende Hand hatte noch einmal die lodernde Fackel gelöscht. Doch fern in West und Ost stehen schwere Wetterwolken, und der vorausblickende Mann sichert die edelste Habe unter wetterfestem Dach. Wo seine Kraft nicht ausreicht, schaut er aus nach der treuen Gefährtin, die der Allmächtige an seine Seite gestellt hat.

So widme ich denn dieses für den Grundbau deutscher Einigkeit bestimmte Sandkorn den Töchtern jener Germaninnen, deren zürnender Blick den ermattenden Knaben zurückscheuchte in tosende Schlacht,

den deutschen Frauen!

In Ehrfurcht sehe ich empor zu der erhabenen Kaiserin, deren Gnade und Weisheit weit über die Grenzen der deutschen Lande des Krieges Schrecken lindert;

ehrerbietig, mit stolzer Freude, grüsse ich die edeln deutschen Fürstinnen, welche, nur selten erreicht auf sicherer Höhe von schwerem irdischen Leid, als hohe Vorbilder zarter Weiblichkeit, reinen Sinnes, vornehmer Einfachheit des Volkes Sitten veredeln;

ich grüsse alle deutschen Frauen, deren Walten im traulichen Heim der Männer Arbeit erleichtert, deren liebender Blick wie ein leuchtender Sonnenstrahl die Herzen erwärmt, deren fröhliches Lachen die schwersten Sorgen hinwegscheucht;

ich grüsse die zahlreichen Frauen, welche allein des Lebens Bürde tragen, ob sie als Engel der Barmherzigkeit in einfacher Tracht am Bett der Sterbenden beten, ob sie festen Sinnes mit uns sich messen in Werken der Kunst, des Wissens, des Lehrens, der rauhesten Arbeit;

namentlich aber grüsse ich aus treuem Herzen alle die wackeren, einfachen Frauen, die in dürftiger Hütte nur mühsam das Nöthigste schaffen — die da graben tief unter der Erd'.

Allen tapferen deutschen Frauen sei dieses Sandkorn gewidmet!

Noch nie war Deutschland so stark, noch nie aber waren seine Feinde so mächtig.

Die Zeit ist ernst.

Sorget, dass nicht noch einmal über die Leichen Eurer Söhne, Eurer Brüder die Ströme der Feinde hereinbrechen!

Stärket die Hand an Germanias Schwert, stärket das treue, gläubige Herz, das unter dem Panzer sich regt!

Die dem Vaterland drohenden Gefahren rufen das An-

denken wach an alle die Demüthigungen, welche das feindliche Ausland unseren durch ihre Uneinigkeit schwachen und missachteten Vorfahren auferlegt hat, an alle die schweren Verluste, welche durch diese Erbsünde der Deutschen hervorgerufen worden sind:

Helfet dazu, dass uns neue Demüthigungen, neue Opfer erspart bleiben!

Die jetzt drohenden Gefahren rufen aber auch die Erinnerung wach an die Morgenröthe deutscher Freiheit und Einigkeit. Sie hat wiederholt aufgeleuchtet; sie ist wiederholt durch den Hader der Deutschen in trübe Nacht verkehrt worden.

Die deutschen Frauen sind immer treue Gefährtinnen der deutschen Krieger gewesen; sie sind heute mehr als je berufen, das Streben der Männer auf ideale Ziele zu richten, deren Gedanken aus der Alltäglichkeit emporzuheben.

Deutsche Frauen haben ihren schönsten Schmuck geopfert, als dem ausgeplünderten Land die Mittel für seine Erhebung fehlten; sie haben ritterlichen Sinnes ein köstliches Heim verlassen, um in fernen Lazarethen wunde Krieger zu pflegen, die letzten Gedanken der Sterbenden zu erhellen.

Die schönsten Bilder, welche uns der letzte Krieg gebracht hat, waren die holden Jungfrauen, die uns in strahlender Jugendschöne mit Blumen schmückten, deren liebe Hände an staubiger Heerstrasse uns herrliche Pokale oder das einfachste Glas reichten zu labendem Trunk. Mehr aber als der edelste Wein stärkten die von Vaterlandsliebe glühenden Augen und das siegesbewusste Wort.

Aus fernen stolzen Palästen, aus den kleinsten Hütten brachten wehende Tücher den vorbeigleitenden Kriegern trauliche Grüsse bei der Hinfahrt zu ernstem Kampf wie bei fröhlicher Heimkehr.

Erhebend ist auch die Erinnerung an die starken Frauen, welche die Stelle des fehlenden Mannes ersetzen, dass man hätte glauben mögen, es wäre nie anders gewesen.

Dieser Gedankengang führt aber auch in die Gaue der westlichen Grenzlande, zu jenen Ruinen, die uns Deutschen eine so beredte Sprache sprechen. Sie erzählen von römischen Legionen, in denen Jahrhunderte lang deutsche Söldner gegen freie Deutsche kämpften, von slavischen Horden, welche beutesuchend durch das zerrissene Deutschland zogen, und seit drei Jahrhunderten erzählen sie von den Einfällen der Franzosen und von dem Vaterlandsverrath der mit ihnen verbündeten Deutschen.

Diese Sprache ist dem sinnigen Gemüth der Frauen verständlicher als dem oft in schwerer Arbeit verhärteten Gemüth der Männer. Dieser gewaltige Klang aus ferner Zeit kann dort weit eher gleichgestimmte Saiten zu einem mächtigen Vaterlandslied erklingen lassen.

Der Einblick in jene Geschichte schärft das Urtheil über die Berechtigung des um des Elsass willen zu schlagenden nächsten deutsch-französischen Krieges, über das Mass des guten Gewissens, mit welchem wir in einen neuen Kampf eintreten können.

Wir stehen in einem solchen Streit nie allein. Die Bilder unserer gefallenen Brüder, die Schatten unserer Ahnen werden uns auf der neuen Wahlstatt begleiten.

II.

Rückblick auf den I. Theil.

Diese Studie erstrebt, wie am Schluss des I. Theils ausgesprochen wurde, die Aenderung des beiderseits der Vogesen herrschenden seltsamen Zustandes — auf friedlichem Weg oder auf dem Weg des Kriegs.

Der trotz allen Ableugnens thatsächlich bestehende Kriegszustand in Waffen begünstigt vielleicht manche auf Ausbeutung des Publicums gerichtete Operationen der Börse, schädigt aber alle berechtigten materiellen Interessen beider Völker. Der Kriegszustand in Worten entwürdigt durch die Niedrigkeit seiner Form. Das deutsche Volk kann wenigstens darauf stolz sein, dass seine Aeusserungen nur den Charakter der Abwehr tragen.

Diese Studie erstrebt somit in Wahrheit die Abschwächung des nicht genügend begründeten Hasses, welcher bei beiden Völkern nicht mehr in einzelnen, gelegentlichen, wenig ernst gemeinten Aeusserungen, sondern in bedeutsamen Kundgebungen grösserer Vereine der verschiedensten Art hervortritt.

Dieser vom Ausland genährte Hass leitet die gewaltigen Fortschritte alles menschlichen Wissens und Könnens in niedrige Bahnen. Mancher weitblickende Geist sieht die westeuropäische Cultur in ihren Grundfesten bedroht.

Jenes hohe Ziel der Versöhnung kann auf dem Wege des Friedens nur sehr allmählich, vielleicht sehr rasch durch

das Mittel des Kriegs erreicht werden; in jedem Fall aber nur durch das Gewicht einer ausreichend starken deutschen Armee. Alle anderen Mittel sind unwirksam; ihre Nutzlosigkeit ist genügend erwiesen.

Der I. Theil dieser Blätter hat in Deutschland eine seinem Zweck genügende Beachtung gefunden und ist von einem gelehrten Herrn in dankenswerther Form in die schöne Sprache der Franzosen übertragen worden.

Hervorragende Zeitungen beider Länder haben sich mit der Kritik befasst.

Wenn nun auch diese vorwiegend für das grössere deutsche Publicum bestimmte Studie sich von jeder Gegenkritik fern zu halten hat, so erscheint es doch als ein den bedeutenden geistigen Kräften, welche im Für und Wider an der Kritik des I. Theils mitgewirkt haben, schuldiger Zoll der Achtung, die zufällig durch das getrennte Erscheinen dieser Schrift gebotene Gelegenheit einer Rechtfertigung zu benutzen.

Diese Worte können freilich keine Stätte finden bei denen, für welche Deutschland nur ein Diamantfeld oder eine Goldgrube ist, nicht bei denen, welche das Institut einer irgendwie gearteten Stellvertretung für die wichtigste Heereseinrichtung halten, oder bei denen, welche des Heilands herrliches Bild der vollendeten Selbstbezwungung als ein zuweilen nützliches Geschäftsmanöver auffassen. Allen diesen wird der Verfasser unverständlich bleiben; denn ihr Vaterland ist nicht sein Vaterland, und so ist seine Sprache auch nicht ihre Sprache. Er spricht zu deutschen Köpfen, zu deutschen Herzen, welchen Geschlechts, welchen Standes, welcher Religion sie seien.

Jene alle bedeuten aber noch nicht eine Compagnie deutscher Musketiere, wenn es gilt, das Vaterland mit anderen Waffen zu schützen als mit Worten.

Die Kritik der deutschen Blätter lässt erkennen, dass die vorwiegend am Rand der Völkerstrassen, hier aber auf sicherer Grundlage gewonnenen Anschauungen in Betreff des einreissenden Luxus nicht überall getheilt werden. Dies kann jedem Patrioten nur zur Freude gereichen, der das stolze deutsche Beamtenheer und die ehrenfeste deutsche Geschäftswelt seinem Vaterland als leuchtende Kleinode zu erhalten wünscht. Doch hat sich der nicht zu schämen, dessen Gefühl durch die Flucht eines Kassiers, durch ein seltsames juristisches Urtheil, durch stürzende Banken u. s. w. besonders schwer verletzt wird. Aber auch ihm ist die Ausnahme nicht Regel; wir wissen alle, dass nicht nur unter den Nachkommen der Hanseaten, sondern in bescheidenen Kramläden, in Werkstätten der Handwerker Hunderttausende wackerer Herzen schlagen, welche ähnlich jenem Marseiller Kaufherrn des Alexander Dumas ihre Geschäftsehre höher stellen als ihr Leben, die niemals nach selbstverschuldetem Bankerott ihren Gläubigern mit frecher Stirn gegenübertreten könnten.

Nach dem Urtheil verschiedener hochgeschätzten Blätter gehören mehrere Abschnitte des I. Theils entweder nicht in die Oeffentlichkeit, oder sie sind überflüssig. Wären aber diese Abschnitte gestrichen worden, so würde der Rest einem Rumpf geglichen haben ohne Füße und namentlich ohne Kopf. Der Zweck der Studie forderte Beides. Auch ist die jetzige Zeit nicht dazu angethan, Uebelstände des socialen Lebens zu vertuschen, Gefahren zu verheimlichen. Es ist wichtig, die Möglichkeit auszuschliessen, dass eines Tages das «Auch du, mein Brutus?» hunderttausendfach sich wiederhole.

Es sind auch Urtheile eingegangen, welche die Sprache dieser Blätter gegenüber den Beleidigungen des «*Avant la bataille*» und anderer chauvinistischen Schriften als

ungeeignet oder doch zu rücksichtsvoll bezeichnet haben. Diesen Vorwurf muss ich zurückweisen.

Da die Franzosen in ihrem Denken und Thun weit lebhafter sind als wir, so lassen sie sich auch leichter zu einer heftigen Ausdrucksweise hinreissen. Das harte Wort eines kühl denkenden Mannes wiegt aber schwerer als das eines fröhlichen, leichtlebigen Jünglings; es verdient weit eher Tadel. Ferner sind die Franzosen nach dem wechselnden Gang der Geschichte jetzt an der Reihe zu grollen. Wir hatten seit Jahrhunderten dazu genügenden Anlass, als die Grenze sprungweise von der Maas bis an die Elbe vorrückte, und es gereicht unseren Vorfahren nicht zur Ehre, dass sie den inneren Hader nur zeitweise und in der letzten, äussersten Noth dem äusseren Feind gegenüber vergessen konnten. Die Franzosen sind einiger, und aggressive Gedanken liegen ihnen also näher — man muss das bedauern, aber man kann es kaum tadeln.

Der zwischen den Franzosen und Deutschen herrschende Gegensatz ist bisher durch die Litteratur beider Völker verschärft worden; er könnte auch auf demselben Weg gemildert oder beseitigt werden, und dies würde beiden Parteien sehr viel dienlicher sein als die Fortdauer des nun 3 Jahrhunderte andauernden Grenzstreits. Die Thätigkeit eines Privatmanns ist hierbei von geringer Bedeutung; doch sollte auch da nie übersehen werden, dass eine öffentliche Aeusserung auch international wirken kann.

In französischen Zeitungen ist der Zweck dieser Blätter mehrfach verkannt worden; man hat ihnen einen herausfordernden Charakter beigelegt, den sie nicht haben. Wenn man das französische Heer für zahlreich und tüchtig, das eigene Heer für nicht ausreichend hält, wenn man die zweckmässig angeordneten Kriegsvorbereitungen

für gefahrdrohend hält, so ist dies weit eher eine Anerkennung als eine Beleidigung.

Eine unparteiische Darstellung erstrebe ich auch in dem II. Theil dieser Studie, und wenn dieses Streben nicht genügend hervortritt, so bedaure ich das Unzutreffende meiner Ausdrucksweise.

Ein oft wiederholter Vorwurf der französischen Presse, dass der Verfasser dieser Studie das Opfer einer gewaltigen Täuschung geworden sei, wird hiermit zurückgewiesen. Wir kennen die patriotischen Lügen des «*Avant la bataille*», aber wir würdigen auch die Resultate der 15jährigen Revanche-Bestrebungen. Hervorragende Geister der Franzosen haben uns an die Arbeit gewöhnt, Wahrheit und Dichtung zu trennen.

Man hat nun diese Studie das Echo des «*Avant la bataille*» genannt, obwohl man sie weit eher das Echo des «*Pas encore*» hätte nennen können. Es waren beide gemeint, doch kommt es auf den Titel nicht an.

Beide Fälle begründen aber das Recht, schaffen fast die Pflicht einer Widmung.

«*Avant la bataille*» verehrte sein Werk der rachedurstigen Patrioten-Liga, «*Pas encore*» seine Kritik dem Herrn Kriegsminister Boulanger, welcher uns in früheren Tagen über seine kriegerischen Gesinnungen mit anerkennenswerther Offenheit aufgeklärt hat. Die Widmung dieser Studie ist minder kriegerisch; sie trägt gewichtigen Worten Rechnung, welche seitdem beiderseits der Vogesen geäussert worden sind.

Wenn auch ein grosser Theil jener Worte eine notwendige Folge der gegebenen Verhältnisse war und auch trotz des trefflich ausgearbeiteten Entwurfs zum Ueberfall des Elsass mit vollendeter französischer Höflichkeit ausgesprochen werden konnte, so bleibt doch ein weiter-

reichender Kern, dessen Keimfähigkeit nach all' dem Vorhergegangenen freilich erst bewiesen werden muss.

«Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.»

Wer erkühnt sich, zu entscheiden, ob die Geschieke Frankreichs in der letzten Stunde von denen geleitet werden, welche die besten Eigenschaften der Gallier, der Römer, der Germanen als ihr geistiges Erbe erhielten, oder von denen, deren niedrige Begierden uns mit Abscheu erfüllen?

III.

Die Grenzfrage.

(Auszug aus der Geschichte des Elsass.)

Vorbemerkungen.

Die Geschichte der Franzosen ist mit derjenigen der Deutschen enger verknüpft, als die jetzt lebenden Glieder beider Völker glauben. Diese Bemerkung bezieht sich natürlich nicht auf die französischen und deutschen Geschichtsforscher, sondern auf die breite Masse dieser Völker und auf den grossen Theil der Gebildeten, welcher sich nur mit der Gegenwart beschäftigt. Da diese Gegenwart sehr viel Interessantes bietet und eine grosse Ueberlegenheit des menschlichen Wissens und Könnens gegenüber früheren Jahrhunderten aufweist, so ist es erklärlich, dass die Lehren der Geschichte weit weniger beachtet werden, als sie es verdienen, und dass geschichtliche Thatsachen einfach negirt werden, wenn es das Interesse dieser sich vordrängenden Gegenwart fordert.

Es lässt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Gallier und die Germanen in der vorhistorischen Zeit aus demselben Urvolk sich abgezweigt haben. Die historisch sicheren Daten stehen dieser Annahme nicht entgegen; sie beweisen aber, dass die Gallier viele Jahrhunderte früher zu einer höheren Culturstufe aufgestiegen sind.

Der Einfluss der Römer hat sich bei den beiden Völkern in sehr verschiedener Weise geltend gemacht. Die friedlicheren, gebildeteren Gallier wurden romanisirt;

die trotzig, kriegerischen Germanen zertrümmerten nach zahllosen Opfern das Römerreich.

Von hier ab war die Wechselwirkung der beiden Völker eine sehr bedeutende. Sie mischten sich so vielfach, dass ihre Stammesunterschiede sich erheblich verminderten, dass ihre Sprachen viel Gemeinsames erhielten. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass beide Völker bei dieser Mischung gewonnen haben. Die verweichlichten Galloromanen gestalteten sich zu dem schneidigen Mischvolk, dessen Kampflust den deutschen Michel seit Jahrhunderten gelegentlich aus dem Schlaf aufrüttelt und uns auch heute bedenklich vorkommt. Die Germanen erhielten das Christenthum und lernten für einige Zeit, sich unter einen Herrn zu beugen¹. Als sie dies wieder

1. Es bezweifeln zwar Einzelne, dass das Christenthum den Germanen Nutzen gebracht habe; sie meinen, dass die Aussicht auf Walhalla dem kriegerischen Sinn dieses starken Volks mehr zugesagt, seine Entwicklung mehr begünstigt haben würde als die Aussicht auf das christliche Paradies. Der Beweis dafür kann aber nicht geliefert werden.

Wir wissen allerdings, dass die Herrschsucht und die Spaltung der christlichen Kirchen gerade für unser Volk zu einem schweren Verhängniss geworden sind, dass die durch christlichen Fanatismus veranlassten Kämpfe weit mehr Menschenopfer auf Schlachtfeldern und Scheiterhaufen gekostet haben als die Kriege gegen das gewaltige Römerreich; wir wissen leider auch, dass noch heute die christliche Religion dem deutschen Volk keine so sichere Stütze gewährt als vielen andern Völkern; aber wir können nicht wissen, was ohne das Christenthum aus den Germanen geworden wäre. Vielleicht hätten sie sich noch rücksichtsloser bekämpft, noch zahlreicher abgeschlachtet.

Es giebt streitsüchtige Menschen, welche nicht zu bessern sind; es giebt auch streitsüchtige Völker, welche nur durch eine feste Faust gezügelt und zum gemeinsamen Schaffen gezwungen werden können. Wir sind leider ein solches Volk. Als die feste Faust verloren gegangen war, verschwand auch die nationale Unabhängigkeit. Wir haben dieselbe keineswegs so sorglich gehütet, so aufopfernd wiedererstrebt als andere minder glückliche Völker.

In unwegsamen Gebieten giebt es noch heute viele Königreiche,

verlernt hatten, schritten die durch die feste Hand ihrer Könige geeinten Franzosen gegen das uneinige Nachbarvolk vor. Die Angriffe dauern nun schon 300 Jahre; sie bedrohen uns noch heute.

Der nachstehende Geschichtsabriss ist hier eingefügt, um das Anrecht der Franzosen und der Deutschen auf das Elsass zu vergleichen. Als hauptsächlichste Quelle ist eine unter französischer Censur geschriebene Geschichte des Elsass benutzt worden¹. Der beschränkte Raum dieser Studie gestattete nicht, die Betrachtung auch auf die abweichende Geschichte der Bisthümer Metz, Toul, Verdun auszudehnen, und liess ebenso wenig zu, dass der ganze unserem Einblick offenstehende Zeitraum gleichmässig behandelt wurde. Die Zeit der Fremdherrschaft über das Elsass ist gar nicht berührt. Es hätte zwar nahe gelegen, die Misshandlungen der elsässischen Protestanten hervorzuheben und nachzuweisen, dass erst die gemeinsamen Prüfungen der französischen Revolution den nationalen Gegensatz gemildert haben; indessen habe ich es für nützlicher gehalten, davon zu schweigen. Wenn man die gleichzeitigen Schicksale anderer deutschen Länder

die an räumlicher Ausdehnung und Einwohnerzahl kleiner sind, als die kleinsten Duodezstaaten des heiligen römischen Reichs waren; in wegsamen Erdtheilen finden wir Gemeinwesen, welche die Menschen nach Hunderten von Millionen zu berechnen anfangen. Früher eroberte man in einem Jahr einige Festungen, jetzt besetzt man in wenigen Wochen ein weites Land. Früher verspeiste man Staaten von einigen Millionen Einwohnern, jetzt trachtet man nach ganzen Erdtheilen. Hoffen wir, dass uns und unsern Nachkommen die starke einigende Faust nie fehle!

1. «Vaterländische Geschichte des Elsasses von der frühesten Zeit bis zur Revolution von 1789, nach Quellen bearbeitet von Adam Walter Strobels, Professor am Gymnasium zu Strassburg, fortgesetzt von der Revolution bis auf die neueren Zeiten von Dr. L. Heinrich Engelhardt, Professor der Geschichte an demselben Gymnasium. Strassburg 1846. Verlag von Schmidt und Grucker, 6 Bände.»

mit denen des Elsass vergleicht, muss man einräumen, dass die deutschen Einwohner dieses Landes im grossen Ganzen über die Franzosen nicht ernstlich zu klagen gehabt haben, und dass sie ihnen somit ein dauernd freundliches Andenken bewahren können.

Die gegenwärtige politische Lage gestattet aber allen germanischen Bewohnern der Reichslande, den Kopf sehr viel stolzer zu tragen, als dies unter den verschiedenen französischen Regierungen denkbar gewesen ist. Sie sind nunmehr nicht nur unter ihren Stammesgenossen, sie nehmen sogar eine bevorzugte Stellung unter diesen ein. Die französischen Einwohner können leider diesen Stolz nicht mitempfinden, sie sind aber immerhin in besserer Lage als die Deutschen in Frankreich. Wenn sie sich den Landesgesetzen fügen, sind sie niemals ähnlichen Beleidigungen ausgesetzt, als jene bisher zu ertragen hatten. Diesen wie jenen steht aber die Auswanderung frei, welche in gegenwärtiger Zeit allen nur dringend empfohlen werden kann.

Wäre Deutschland reich genug, so müsste es auch die kleinen Weingüter an der Mosel u. s. w. auskaufen und so die Auswanderung erleichtern.

Das Elsass unter den Galliern.

Auf dem jetzt Völker verbindenden Rhein schwammen wenige dürftige Kähne; er war eine nützliche Grenze zwischen gebildeten, fleissigen Galliern und wilden, übermüthigen Germanen.

Dieser bei Beginn der historischen Zeit des Elsass herrschende Zustand reicht wahrscheinlich nicht weit in die vorgeschichtliche Zeit hinauf. Die Gallier, welche als ebenbürtige Gegner der Römer in das Licht der Geschichte

hinaustraten, trugen keineswegs das Gepräge eines friedlichen, eine bestimmte Heimath liebenden Volkes. Ihre Haut, ihr Haar waren hell; das Schwert des Brennus wog schwer; sie waren die Brüder der Germanen; sie waren wohl auch nicht immer ihre Feinde gewesen.

Aus der gallischen Zeit haben sich einige Ortsnamen im Elsass erhalten, z. B.:

Dorf Larg aus dem gälischen Lar—ach.

Alt Breisach, Brisiac, gälisch Brresshg (schnell)¹.

Binningen (Arialbinn), ar auf, alban Hügel: wallisisch.

Im Irischen heisst binn Hügel.

Von den Sitzen der Mediomatriker sind nur wenige bekannt:

Dorf El (Helvet);

Brumat (Brocomag);

Ebersheimmünster (Noviant);

Seltz (Sales);

Strassburg (Argentorat).

Die Regierungsform der gallischen Völkerschaften ist wahrscheinlich lange Zeit theokratischer Art gewesen. Die Geistlichkeit (Druiden) hat nicht nur einen unbegrenzten Einfluss geübt, sie hat sogar ausschliesslich den Gang des öffentlichen Lebens geleitet. In den letzten Jahrhunderten vor der christlichen Zeitrechnung haben aber die Häuptlinge der verschiedenen Stämme nach und nach die Herrschaft an sich gezogen.

Die Gallier waren muthig und unternehmungslustig; ihre tapferen Krieger verschmähten in früheren Zeiten sogar jede Schutzwaffe. Ihre Angriffswaffe war der Kelt, ein langgestieltes Beil, welches sich später in eine Lanze ver-

1. Der sein Flussbett verlegende Rhein theilte diesen Ort wechselnd dem östlichen oder westlichen Ufer zu; lange Zeit war er eine Insel.

wandelte. In der Bearbeitung der Bronze besaßen sie eine wahre Meisterschaft. Sie hatten in vielen Theilen Europas Colonien gegründet, sicher in Italien, Spanien, Portugal, den britischen Inseln¹, Deutschland; sogar nach Asien zog ein gallisches Heer dem bitynischen König Nicomedes zu Hülfe, erhielt zum Lohn einen weiten Landstrich und gründete das gallo-gräcische Reich.

Die gallische Sprache besteht noch in manchen Theilen Europas, freilich in stark veränderten Dialecten, z. B. in der Bretagne, in Irland, im schottischen Hochland und in einigen Theilen Englands.

An vielen Orten des Elsass finden sich gallische Gräber in verschiedenartigen Formen (Hügelgräber, Furchengräber und Felsenkammern). Neben den Gebeinen der Todten finden sich Kleiderreste, Schmuckstücke aus Gold, Bronze, Bernstein in Form von Ringen, Ohrringen, Schnallen, Agraffen (zuweilen verziert mit dem griechischen Kreuz), ferner verschiedene Waffen (Schwerter, Lanzen, Pfeile, meistens aus Eisen, durch Bronze verziert), irdene oder eiserne Gefässe, in denen den Entschlafenen Speisen und Getränke mitgegeben worden waren. Manche der künstlichen Gräber waren Gegenstände der Anbetung.

Die geschichtliche Zeit des Elsass beginnt mit dem Jahr 72 vor Chr. Die durch die Saone getrennten Aeduer und Sequaner strebten beide nach der Alleinherrschaft in Gallien; letztere warfen den ersteren vor, die Römer in das Land gezogen zu haben, und als ein Streit um die Flusszölle zum Krieg führte, riefen die Sequaner die jenseits des Rheins wohnenden Germanen zu Hülfe und wiesen ihnen einen Landstrich im oberen Elsass an. Nach dem

1. Aus der Gesetzsammlung der britischen Gallier ist nachstehender Theil bemerkenswerth: «Von Kriegszügen und Feldarbeiten waren frei Kinder, Greise und der Lehrer der Familie.» Strobel I. 22.

über die Aeduer bei Magetoberac erfochtenen Sieg gefielen die neuen Wohnstätten den Germanen so gut, dass sie nicht nur den zugewiesenen dritten Theil des Landes behielten, sondern diesen noch zu vergrössern strebten und die weit höher gebildeten Sequaner schwer bedrückten. Die von den Aeduern gestellten Geiseln dienten ihnen als Handhabe, auch an diesem Volk grosse Erpressungen zu üben.

Die auf ihre Unabhängigkeit sehr eifersüchtigen Gallier hatten sich nun selbst einen stolzen, zornigen Herrn gegeben.

Die Zahl der Germanen vermehrte sich nach und nach sehr bedeutend. Zu den Marcomannen, welche wahrscheinlich zuerst den Rhein überschritten haben, stiessen die Tribocher, Vangionen, Nemeter, Sedusier, Sueven und Haruden, so dass die Gesamtzahl etwa 120 000 betrug. Es lässt sich vermuthen, dass schon zu dieser Zeit das Unterelsass und andere Gegenden am Unterrhein von solchen germanischen Stämmen in Besitz genommen worden sind.

Das zwischen den Galliern und den am linken Rheinufer ansässigen Germanen herrschende Verhältniss wurde völlig verändert durch das Eingreifen der Römer, welche schon seit längerer Zeit in Gallien festen Fuss gefasst hatten und nunmehr unter dem als Feldherr und Staatsmann gleich hervorragenden Cajus Julius Caesar ihre Herrschaft über das ganze Land auszudehnen suchten.

Die Helvetier (die damaligen Bewohner der heutigen Schweiz) galten als der tapferste der gallischen Stämme, weil sie in unaufhörlichen Kriegen ihr Land gegen herandrängende räuberische Germanen vertheidigen mussten. Den überrheinischen Theil desselben hatten sie aufgegeben, sahen sich aber trotzdem Einfällen ausgesetzt. Dieses

Zustandes müde, fassten sie den Entschluss auszuwandern, verbrannten ihre Wohnstätten (12 Städte, 400 Dörfer u. s. w.) und wandten sich, für drei Monate Proviant mit sich führend, nach dem Thal der Rhone, wo sie mit drei anderen gleichgesinnten gallischen Stämmen zusammentrafen. Bei Genf wollten sie die Rhone überschreiten, fanden aber ihren Marsch gehindert durch starke römische Verschanzungen. Nach vergeblichen Durchbruchversuchen wandten sie sich in das Gebiet der Sequaner, wurden aber von Caesar eingeholt und bei Bibracte nach tapferer Gegenwehr fast vernichtet. Von 368000 Köpfen blieben nur 110000 übrig, welche nun die Waffen abliefern und die alten Wohnstätten wieder aufsuchen mussten. Von den gallischen Bewohnern des Oberelsass hatten sich nur 23000 Rauracher an diesem Zug betheiligt.

Nach dem Sieg der Römer über die Helvetier schickten die gallischen Völker Gesandte zu Caesar, um ihm Glück zu wünschen und gleichzeitig ihre Klagen gegen Ariovist, den Oberfeldherrn der Germanen, anzubringen. Frühere Versuche, die Römer zu gewinnen, waren fehlgeschlagen, weil Ariovist von diesen als Bundesgenosse aufgenommen worden war. Nunmehr führten aber die Verhandlungen zwischen den beiden stolzen Feldherren zum Krieg; die Germanen wurden in einer grossen Schlacht geschlagen (nach Napoleon I. bei Belfort, nach Anderen bei Mülhausen) und auf ihrem Rückzug nach dem Rhein fast völlig vernichtet; nur geringe Reste verbargen sich in den Wäldern.

Caesar unterjochte nun aber auch in langen, blutigen Kämpfen alle gallischen Stämme.

Im Jahr 57 v. Chr. kam nach dem Sieg über Ariovist das von Sequanern bewohnte Oberelsass, im Jahr 56 das von Mediomatrikern bewohnte Unterelsass unter römische Herrschaft.

Das Elsass unter den Römern

(56 v. Chr. bis 403 nach Christi Geburt).

Bei dem allgemeinen Aufstand der Gallier gegen die Römer (53 v. Chr.) sandten zwar auch die elsässischen Sequaner, Rauracher und Mediomatriker ihr Contingent zum Entsatz der von Caesar belagerten grossen Festung Alesia (das heutige Dorf Alise oder le bourg de Sainte-Reine); aber nach dem Sieg der Römer wurde das Elsass allmählich der römischen Cultur zugeführt und befand sich sehr wohl, bis von Neuem barbarische Horden von Osten her den Rhein überschritten (Allemanen gegen die Mitte des 4. Jahrhunderts, Vandalen, Alanen u. s. w. 406 n. Chr.).

Aus dieser im Ganzen glücklichen Zeit des Elsass lässt sich anführen, dass zwischen allen wichtigen Orten gute Haupt- und Nebenstrassen (meist von den römischen Legionen selbst) angelegt wurden, zur Erleichterung sowohl des Truppenverkehrs als des Handels, dass die Verwaltung des Landes eine treffliche war, dass der Weinbau eingeführt wurde (276—282), und dass auch die inneren häuslichen Verhältnisse der Bevölkerung durch die römische Bildung veredelt wurden. Viele Erinnerungen an diese Zeit sind vorhanden.

Schon während der römischen Herrschaft wurde das Unterelsass zu Deutschland gerechnet. Nach der Neueintheilung durch Constantin gehörte das früher dem Proprätor von Lyon unterstellte Oberelsass zur Maxima Sequanorum (Hauptort Besançon); das Unterelsass hiess nicht mehr «Obergermanien», sondern «Erstes Germanien (Germania prima)». Die militärische Gewalt wurde hiernach im Oberelsass von einem in Olinio residirenden Herzog, im Unterelsass von einem in Argentoratum (Strassburg) residirenden Grafen ausgeübt.

Zu Ende des dritten oder Anfang des vierten Jahrhunderts trafen die ersten christlichen Missionare ein und gewannen rasch Anhänger, nicht nur in der römischen, sondern auch in der gallisch-germanischen Bevölkerung.

Die ernstesten Streitigkeiten, welche unter den drei Söhnen Constantins ausbrachen, gaben den am rechten Rheinufer angesessenen Allemannen Gelegenheit, den Rhein zu überschreiten, tief nach Gallien hinein einen Raubzug zu unternehmen und mit ungeheurer Beute in ihre Heimath zurückzukehren¹. Das Elsass litt während der nun folgenden, längere Zeit andauernden Kämpfe ganz ausserordentlich. Erst im Jahr 356 gelang es Julian, die Allemannen für einige Zeit über den Strom zurückzutreiben. Zu Anfang des Jahres 366 drangen diese aber über den zugefrorenen Strom wieder in Gallien ein, durchzogen in mehreren Haufen beutegierig das Land und schlugen die gegen sie heranziehenden römischen Truppen.

Unter der Regierung Valentinians wurden viele Verschanzungen im Rheinthal errichtet, um die Barbaren abzuwehren². Trotzdem gingen im Jahr 378 abermals Allemannen über den zugefrorenen Rhein, wurden aber von zwei römischen Legionen zurückgeworfen. Kurze Zeit darauf brachen sie wieder (40 000 Mann stark) unter ihrem König (Priarius) in das Elsass ein und wurden bei Argentovaria durch ein aus verschiedenen Provinzen gesammeltes römisches Heer geschlagen³. Auf dem nahe der Ill gelegenen

1. Die Allemannen sollen von einem Kaiser gegen den andern zu Hülfe gerufen worden sein.

2. Die hauptsächlichste Abwehr bestand in Geld oder vielmehr in schönen Geschenken, welche den Gesandten überreicht wurden. Wenn dieser Tribut nicht genügend ausfiel, wurden die Allemannen unangenehm. Heute sind sie nicht mehr so böseartig.

3. Der eine der beiden römischen Generale war Häuptling eines fränkischen (d. h. deutschen) Stammes.

Schlachtfeld wurden noch in diesem Jahrhundert vielerlei Waffen aufgefunden (Spiesse, Schlachtbeile und zerbrochene Schwerter).

Gratian benutzte den durch diese Niederlage unter den Allemannen verbreiteten Schrecken, überschritt den Rhein, verheerte das feindliche Gebiet, drang tief in den Schwarzwald ein und zwang die Feinde zum Frieden. Diese mussten nunmehr dem römischen Heer Recruten stellen.

Nach der Theilung des römischen Weltreichs in eine östliche und eine westliche Hälfte genügten die militärischen Kräfte der Römer nicht mehr, um die nach Italien wie nach Gallien vordringenden germanischen Stämme zurückzuschlagen, und im Jahr 403 verliessen die im Rheinthal garnisonirenden Legionen die Grenzfestungen, um gegen die Gothen verwandt zu werden. Sie kehrten nicht mehr zurück, und in Folge dessen drangen zu Ende des Jahres 406 gewaltige Schaaren von Vandalen, Alanen und anderen barbarischen deutschen Stämmen über den Rhein und verbreiteten Jammer und Schrecken. Diesen in das innere Gallien eindringenden Horden folgten andere an Bildung minder tief stehende Stämme über den Rhein nach (darunter die Franken), welche sich der Länge des Stromes nach, von der Schweizer Grenze bis gegen Mainz ausbreiteten und von dem zusammensinkenden weströmischen Reich nicht mehr in ihrem Besitz beunruhigt wurden. In kurzer Zeit waren fast alle die schönen Schöpfungen celtischer und römischer Cultur vernichtet.

Das Elsass unter den Franken (406—925).

Die Franken hatten bis zu ihrem Uebergang über den Rhein zwischen diesem Fluss und der Weser gewohnt. Es ist zweifelhaft, ob ihr Name ursprünglich einen ein-

zelnen Stamm bezeichnet hat, oder ob er erst als Benennung des im 3. Jahrhundert gestifteten Bundes der freien Leute gewählt worden ist.

Die Franken waren durch langen Verkehr mit den Römern besser gebildet als die übrigen germanischen Stämme, und dies drückte sich auch in ihrer Kleidung aus. Die fränkischen Häuptlinge trugen scharlachrothe, mit weisser Seide verbrämte, mit Goldstickereien prächtig verzierte Gewänder; Gesicht und Haar waren wohlgepflegt. Ihre Gefährten trugen eine Fussbedeckung von ungegerbten Thierfellen; Unterschenkel und Knie waren bloss; ein buntes, bis zum Knie reichendes, um die Hüfte zusammengezogenes, kurzärmeliges Unterwams (Weste), darüber ein weissgrüner, mit Scharlach besetzter Kriegsrock deckten den Leib; ein pelzgefütterter Mantel wurde übergehungen; an schmalem Koppel hing das Schwert. In der Hand trugen die fränkischen Krieger den zweizackigen Speer oder ihr berühmtes Wurfbeil (Francisk); den linken Arm deckte der Schild mit silbernem Rand und oft vergoldetem Buckel.

Unabhängigkeit und Freiheit waren der Franken höchstes Gut, doch fanden sich schon damals die Anfänge einer geregelten Gesetzgebung. In den Jahren 422 bis 424 wurden ihre wohl durch das römische Recht etwas beeinflussten Gesetze gesammelt und aufgezeichnet. Die Einleitung zu dieser Gesetzsammlung (das salische Gesetz) lässt den Uebermuth des siegenden Volks scharf hervortreten¹.

1. Das berühmte Volk der Franken, von Gott gegründet, gewaltig unter den Waffen, fest in Friedensverträgen, edlen und makellosen Körperbaues, ausgezeichnet durch Schönheit und weisse Gesichtsfarbe, kühn, hurtig, abgehärtet im Kampf. auf Gottes Eingebung hin den Schlüssel der Wahrheit suchend nach Gerechtigkeit strebend, Frömmigkeit bewahrend wurde das Salische Gesetz durch die Vornehmsten dieses Volkes in die Schrift dictirt.

Unter der fränkischen Herrschaft wurde die deutsche Sprache allgemein im Elsass verbreitet; von den gallischen Sequanern erhielten sich aber Reste in den gebirgigen Theilen des Landes, wo noch heute in vielen Gemeinden ein uralter französischer Volksdialect gesprochen wird¹.

Das Land erhielt nun den Namen «Elsass» und wurde in zwei Gaue «Nordgau» und «Sundgau» (Südgau) getrennt. Das alte Argentorat wurde in Stratiburg umgewandelt (das fränkische Wort «strati» bedeutet «Silber» = argentum).

Im Jahr 445 eroberte der fränkische Fürst Clodio einen Theil des belgischen Galliens sowie das Land diesseits der Somme.

Im Jahr 451 brachen die entsetzlichen Horden der Hunnen unter ihrem König Attila (Etzel) über den Rhein und verheerten das Elsass in wahrhaft fürchterlicher Weise.

Diese Nation tartarischer Abkunft kam aus Asien, vielleicht durch andere Völker aus ihren Wohnsitzen verdrängt. Sie war noch in einem Zustand fast thierischer Wildheit und von einer abschreckenden Hässlichkeit.

Das flache, bartlose, dunkle Gesicht zeigte tiefliegende kleine Augen; der runde, schwarz behaarte Kopf sass auf einem dicken Hals; ihre kleine Gestalt schien eins mit dem übel gestalteten Pferd; sie trugen Kleider aus geraubtem Tuch oder aus zusammengeinähten Fellen selbst kleinerer Thiere; den Kopf bedeckte eine runde Pelzmütze, die Füße Ziegenfell. Wilde Kräuter oder rohes Fleisch dienten als Nahrung. Ein Karren war die Wohnung der Familie. Ihre Waffen waren Lanzen und kurze, ge-

1. Die Zahl dieser alten Gallier, welche der blutige Strom der Völkerwanderung aus den Ebenen in ferne Winkel des Gebirgs gescheucht hatte, ist keineswegs gross.

krümmte Schwerter. Ihre mit Knochenspitzen versehenen Pfeile schossen sie von grossen Bogen weit und sicher. Im Handgemenge warfen sie sehr geschickt Schlingen, um den Feind niederzuwerfen; sie waren überhaupt sehr behend und muthig. Ihre Grausamkeit war ganz ausserordentlich. Sie zerstörten nicht nur die geschlossenen Städte, sie tödteten auch die Einwohner, selbst Kinder.

Als die Hunnen im Innern Galliens auf den catalaunischen Feldern¹ geschlagen worden waren, kehrten sie durch das Elsass zurück und verübten gleiche Grausamkeiten.

Im Jahr 494 bemächtigten sich die Allemannen des fast verlassenen Elsass, wurden aber schon zwei Jahre später von den Franken besiegt und zu Unterthanen gemacht.

Von diesem Zeitpunkte ab entstanden wieder geordnete Zustände. Das Elsass bildete einen Theil von Austrasien (Ostrich) d. h. des fränkischen Reichs, welches die Länder zwischen Maas und Rhein und die am rechten Rheinufer gelegenen fränkischen Gebiete einschloss. [Ganz Gallien und ein Theil von Germanien war von den Franken in 2 Theile getheilt: Ostrich (Austrasien), Westrich (Neustrien); später bildete sich Burgund als drittes und Aquitanien als viertes Glied.]

Ostrich war in Herzogthümer eingetheilt; eines derselben hiess Allemannien und enthielt u. a. das Elsass; im Anfang des 7. Jahrhunderts wurde das Elsass aber ein besonderes Herzogthum, welches ausserhalb der heutigen Grenzen einen grossen Theil der jetzigen Schweiz umfasste. Im Jahr 843 verlor das Elsass den Namen eines

1. In dieser Völkerschlacht hatten die in Deutschland ansässigen Franken gegen die in Gallien angesiedelten Franken gekämpft.

Herzogthums und wurde eine Provinz des sich damals bildenden lothringischen Reichs.

Der Sundgau zählte 4 Landschaften: Hüniger Gau, Campener Gau, Thurgau, Rufgau; der Nordgau enthielt 5 Landschaften: Throninger oder Kirchheimer Gau, Bischofs-gau, Hagenauer Gau, Hettgau, Wasgau.

Die Verwaltung des Landes war von dem fränkischen König einzelnen Grafen anvertraut, welche bald einen Gau, bald mehrere zugleich beherrschten und die Abgaben für ihren Herrscher erhoben. Manche vom Vater auf den Sohn übergehenden Grafschaften wurden erblich; in anderen Gauen sassen nur Titulargrafen, und besondere Beamte anderen Namens verwalteten das Land. Dadurch wurden die festen Grenzen der Gaue verändert, und es finden sich neue Namen, z. B. Illegau, Egisheim, Witkissau (Horburg), Troniä und Kirchheim, Dagsburg, die Grafschaft im Ried u. s. w.

Eine weitere Mannigfaltigkeit der Landeseintheilung wurde durch die der Kirche zugewiesenen Gebietstheile bewirkt, welche der Gerichtsbarkeit der Gaugrafen nicht mehr unterstanden: oberes Mundat (Strassburger Bisthum), unteres Mundat (Weissenburger Abtei).

Manche Landestheile von kleinerem Umfang als die Gaue hiessen Marken, z. B. Aquilejensische Mark. . . .

Ferner wurden ausgedehnte Besitzungen zu grossen Herrschaften vereinigt (Maso, Wido, Riculf, Erich u. s. w.).

Eine eigenthümliche Landeseintheilung des fränkischen Reichs bildeten die Botengebiete — grössere Reichstheile für gewisse Acte der hohen Gerichtsbarkeit, welche durch besondere Boten (Gesandte) ausgeübt wurden. Es ist nicht bekannt, zu welchem dieser Gebiete das Elsass gehört hat.

An Städten waren damals nur drei vorhanden: im Sund-

gau Brisach, im Nordgau Strateburg (neben den Trümmern des alten Argentoratum neu erbaut)¹ und Zabern.

Als Burg wird nur die Hohenburg erwähnt, welche schon unter Celten und Römern als befestigter Ort vorhanden gewesen war.

Die Zahl der Dörfer betrug über 240. Des reichen Bodens und der guten Jagd wegen waren 17 königliche Renthöfe und 13 königliche Landsitze im Elsass errichtet. Eine die innere Einrichtung und den Betrieb dieser königlichen Besitzungen betreffende Verordnung lässt auf die hohe Entwicklung des Ackerbaues und der Handwerke schliessen, welche durch eine lang andauernde Friedensarbeit herbeigeführt worden war.

Die von den Franken in Mitteldeutschland gegen Thüringer etc., in Italien gegen Gothen und Griechen, an der austrasischen Küste gegen Seeräuber, in dem heutigen Frankreich gegen aufständische Provinzen geführten Kriege berührten das Elsass nicht unmittelbar, wenn auch viele seiner fränkischen und allemannischen Bewohner auf ausländischen Schlachtfeldern fielen.

Im Jahr 558 wurde das austrasische Reich mit dem Westreich der Franken für einige Zeit unter Clothar I. vereinigt. Nunmehr änderten sich die Sitten der Franken; sie achteten ihre innere Unabhängigkeit nicht mehr und kehrten ihre Waffen weniger gegen das Ausland als gegen sich selbst — zum grossen Nachtheil ihres Volks²!

1. Die älteste bekannte Erwähnung des heutigen Strassburg als einer fränkischen Stadt datirt vom Jahr 589. Die Strassen waren damals noch nicht gepflastert, die Häuser mit Stroh gedeckt; nur die königliche Pfalz dürfte von stattlicherer Bauart gewesen sein. Erst zu Carls des Grossen Zeit wurden die Privathäuser mit grösserer Sorgfalt erbaut.

2. Wenn man die tückischen, verrätherischen Thaten liest, welche sogar die Stufen des königlichen Thrones besleckten, muss man erstaunt fragen: «Was ist aus den stolzen, treuen Gesellen geworden, die vor

Nach Clothars I. Tod wurde das Reich unter seine vier Söhne getheilt (Austrasien, Burgund, Aquitanien, Neustrien), und das Elsass bildete somit abermals einen Theil des selbständigen austrasischen Reichs, dessen Hauptsitz von Reims nach Metz verlegt wurde.

Der Tod der Könige von Burgund und Aquitanien gab Anlass zu ernstesten Streitigkeiten zwischen Austrasien und Neustrien, und diese politischen und militärischen Kämpfe führten zu dauerndem Nationalhass zwischen den beiden Völkern. Neustrien wurde besiegt, und die Grossen des Landes wählten gezwungen den austrasischen König Siegebart als ihren König. Als er aber von dem Schild, auf den er nach fränkischer Sitte gehoben worden war, herabgelassen wurde, ermordeten ihn zwei Edelknaben. Die austrasischen Vasallen erkannten nun dessen fünfjährigen Sohn als König an, und dies gab Anlass zur Ernennung der Hausmaier (*major domus*), welche schliesslich das verkommene Geschlecht der merovingischen Könige vom Thron stiessen.

In der Zeit schwerer innerer Kämpfe wurde auch der Besitz des Elsass zur Kriegsursache zwischen den Königen von Austrasien und Burgund. Ausserdem ist bemerkenswerth, dass die in Deutschland ansässigen Ostfranken sich zeitweise von dem austrasischen Reich loslösten, und dass austrasische Truppen im Sold des oströmischen Reichs in Italien gegen Longobarden kämpften. (Zu jener Zeit wird ein Herzog Gunzo von Allemannien genannt.)

wenigen Menschenaltern kühnen Schrittes Germaniens Wälder verliessen? Was ist aus ihnen in der gallischen, römischen Fremde geworden?»

Aehnliche Fragen drängen sich dem in der Geschichte der Heere forschenden Soldaten häufig auf, namentlich oft, wenn Reiche untergehen. Nur einzelne kurz und scharf hervortretende Verwandlungen dieser Art sind allgemein bekannt, und der Name «Capua» hat dem ganzen Geschlecht den Namen gegeben.

Im Jahr 613 wurde das ganze Frankenreich unter Clothar II. vereinigt; indessen behielt Austrasien eine selbständige Verwaltung, und schon 622 nahm der König seinen Sohn Dagobert als Mitregenten an und übergab ihm Austrasien. Dieser Fürst vereinigte nach dem Tod seines Vaters das ganze fränkische Reich. (Anfänglich war Aquitanien dem jüngeren Bruder zugefallen, welcher aber nicht lange lebte.) Zu dieser Zeit wird ein Herzog Chrodobert von Allemannien genannt.

Um das Jahr 631 ist ein von einem fränkischen Häuptling befehligter slavischer Stamm (Veneder) mit dem Schutz des Donauhandels gegen die Avaren beauftragt und wird wegen einer geplünderten fränkischen Karawane bekriegt. Dieser Stamm schlug aber nicht nur die Austrasier zurück, sondern machte auch Einfälle nach Thüringen.

Im Jahr 633 forderten die Austrasier einen eigenen König, und dieser wurde ihnen in dem dreijährigen Siegebart II. gegeben.

Hierauf trennte sich Thüringen unter seinem Herzog Radulph gewaltsam von dem fränkischen Reich, indessen blieb noch ein Schatten von Oberhoheit.

Nach Siegebarts II. Tod (650) und nach verschiedenen inneren Wirren wurde Austrasien mit dem übrigen Frankenreich vereinigt, erhielt aber schon zehn Jahre nachher wieder einen eigenen König.

Zu dieser Zeit, in welcher die königliche Macht immer mehr sank, wurde das Elsass von dem übrigen Allemannien als selbständiges Herzogthum getrennt. Der erste in der Geschichte genannte Herzog hiess Gundonius.

In den fränkischen Landen entwickelte sich nun der Sinn für beschauliches klösterliches Leben. Viele reiche Leute bauten Kapellen, Kirchen, Klöster, um sich ein

Verdienst zu erwerben und sich ein bleibendes Denkmal zu sichern. Wenn der religiöse Enthusiasmus nicht ausreichte, mussten Leibeigene und selbst gekaufte Slaven die Klöster bevölkern. Später genügte aber hierzu der eigene Trieb der zahlreichen frommen Klausner.

Der Zeitpunkt der Gründung des Bisthums Strassburg ist zweifelhaft; es herrscht ein erklärliches Streben, ihn so weit als denkbar zurückzuverlegen.

Nach einer längeren Zeit verrätherischen Treibens unter den fränkischen Grossen — Arglist, Mord, offener Kampf, Misshandlung königlicher Prinzen u. s. w. — tritt in Austrasien die feste Gestalt Pipins von Heristal in den Vordergrund. Derselbe besiegte Neustrien (687), liess aber dessen willenslosen König nicht nur auf dem Thron, sondern bewirkte auch dessen Anerkennung in Austrasien.

Die aus dieser Zeit stammenden Angaben über das Elsass sind vorwiegend kirchlicher Natur; indessen ist in Betreff Strassburgs festgestellt, dass es etwa im Jahr 700 nach Westen hin vergrössert wurde. (Der letzte elsässische Herzog starb 750.)

Pipin von Heristal verlegte den Sitz des fränkischen Reichs nach Cöln und brachte die deutschen Völkerschaften (Friesen und Allemannen), welche sich von dem Frankenbund losgesagt hatten, zu diesem zurück.

Nach Pipins Tod (714) sagte sich Neustrien von Austrasien los; das austrasische Heer wurde geschlagen, und in Folge dessen setzten die Grossen Austrasiens Pipins Sohn Carl (Martel) als Hausmaier ein. Dieser schlug die Sachsen und die Neustrier, liess aber nach dem Tod des eigenen Königs die austrasischen Franken dem geschlagenen König von Neustrien huldigen.

Unter Carl Martel entwickelte sich wieder der krie-

gerische Geist der Franken in den zahlreichen Kämpfen gegen die heidnischen Sachsen und die in das Reich einfallenden Araber.

Im Jahr 741 theilte Carl Martel seine Herrschaft unter seine Söhne. Carloman erhielt Austrasien, Schwaben und Thüringen und erkannte den in Pipins (des Kurzen) Gebiet proklamirten merovingischen König nicht an. Die Zusammengehörigkeit beider Reiche fand aber deutlichen Ausdruck, als die Herzöge von Allemannien, Bayern und Sachsen, mit slavischen Bundesgenossen vereint, von den Franken abfielen und verwüstend in das Elsass eindrangen. Die vereinigten Heere der Franken vertrieben die Feinde und folgten ihnen bis nach Bayern hinein. Im weiteren Verlauf dieses Krieges wurde der allemannische Herzog mit seinem Gefolge bei einer zum Zweck des Friedens veranstalteten Zusammenkunft verrätherisch gefangen genommen, und die meisten der Gefangenen wurden getödtet.

Gewissensbisse führten Carloman in das Kloster, und Pipin der Kurze stiess nun die Merovinger vom Thron.

Zwei Jahre vor dieser entscheidenden That (750) wurde die herzogliche Würde des Elsass dem bisherigen Fürstengeschlecht genommen, und das Elsass wurde in Grafschaften eingetheilt¹.

Mit der Thronbesteigung der carolingischen Fürsten erwachte in dem fränkischen Reich der Geist der Ordnung und edlen kriegerischen Sinnes. Missionare verbreiteten unter den Heiden das Christenthum und erleichterten deren Anschluss an das fränkische Reich. Das Elsass erfreute sich lange Jahre hindurch innerer

1. Das Gleiche geschah später unter Carl dem Grossen in Bayern. Das Herzogthum Allemannien wurde zu dieser Zeit nicht von eigenen Fürsten, sondern von Kammerboten regiert.

und äusserer Ruhe. Die fränkischen Regenten zogen zwar die meisten ihrer Krieger aus den austrasischen Ländern; da hiervon aber nur die freien Familien getroffen wurden, konnten die arbeitenden Classen der Bevölkerung die materielle Wohlfahrt des Landes fördern.

Die hervortretendste Person des Elsass war nun der Bischof von Strassburg. Zwischen diesem Kirchenfürsten und der weltlichen Macht bestand ein inniges Einvernehmen, von welchem die gestifteten reichen Geschenke Zeugniss ablegen¹.

Auf einem Zuge Carls des Grossen gegen die Longobarden (774) begleitete Bischof Heddo (aus dem Geschlecht der früheren elsässischen Herzöge) den Kaiser, um in Rom besondere Vollmachten zur Beseitigung mancher im Elsass eingerissenen kirchlichen Missbräuche einzuholen.

Carls des Grossen Sohn, Ludwig der Fromme, besuchte das Elsass mehrfach, um daselbst zu jagen². Bei der 821 in Diedenhofen gefeierten Hochzeit seines Sohnes mit der Gräfin Irmingarde (aus dem früheren herzoglichen Geschlecht des Elsass) war Kaiser Ludwig anwesend.

Aus dem Jahr 830 ist in St. Thomä ein schönes Erzeugniss bildender Kunst vorhanden; doch steht nicht fest, ob es von einem einheimischen Künstler gefertigt worden ist. Sicherlich sind aber zu dieser Zeit gute Schulen vorhanden gewesen, und die Geistlichkeit bemühte sich, die Sitten des Volkes zu veredeln.

1. Carl der Grosse schenkte u. A. eine in fränkischer Sprache abgefasste Uebersetzung der Psalmen und ein 12 Fuss langes Kreuz aus reinem Gold.

2. Der Wasgau war damals reich an allerlei Wild (Auerochsen, wilde Pferde, Bären, Wölfe, Gemsen u. s. w.); das Gebirge war nur wenig von Menschen bewohnt.

Ein zu Anfang des 9. Jahrhunderts nach dem Elsass verbannter Abt Ermoldus hat nachstehende Beschreibung des Elsass geliefert (Strobel I, 141):

«Das Elsass ist von fränkischen Anbauern besetzt, die es Helisaz nennen, und liegt zwischen dem Rhein und dem Wasgau. Die es bewohnen, sind äusserst heftige Menschen. Auf den Hügeln prangt die Rebe, in den Thälern sind fette Triften; auf den reichlich gedüngten Feldern wächst Frucht in Menge; dichte Wälder bekronen die Berge. Auf dem fischreichen Strom wird Vieles nach Franken, Sachsen und Schwaben ausgeführt. Das Gebirg, das oft von Winden durchbraust und von Regen überzogen wird, liefert starke Bäume zum Bau der Paläste und Kirchen und ist für den König ein Jagdrevier, wo der schnelle Hirsch und der schäumende Eber gefangen werden. Würde der ganze Ertrag des Landes im Innern desselben allein verbraucht, so ginge die ganze Bevölkerung in Krieg und Weingenuss unter, auch wäre die grosse Stadt bald ohne Einwohner; aber ein thätiger Handel erhält die Betriebsamkeit und gewährt Wohlstand. Schon die Römer nannten diese Stadt mit Recht Argentorata, nun heisst sie in ihrer neuen Blüthe Strassburg, wegen der grossen Strasse, an der sie liegt¹.»

Von dem damaligen Strassburger Münster erzählt Ermoldus viel Schönes und Wunderbares. Die Ueberreste römischer Kunst sind ihm aber ein Gräuel, er will die ehernen Figuren Jupiters und Neptuns in Töpfe und anderes nützliches Geschirr umgewandelt wissen.

Die betrübenden Streitigkeiten zwischen Ludwig und seinen drei Söhnen aus erster Ehe berührten auch das Elsass. Der Kaiser hatte 817 das Reich so getheilt, dass Lothar

1. Hier irrt sich der Abt, denn auch «Strati» bedeutet, wie schon erwähnt, «Silber».

als sein Mitregent, Pipin als König von Aquitanien und Ludwig als König von Baiern erklärt wurde. Als aber aus der zweiten Ehe des Kaisers Ludwig ein vierter Sohn (Carl) entsprossen war, bildete Ludwig für diesen ein neues Königreich «Deutschland», welches aber nur Schwaben und einen Theil der heutigen Schweiz enthielt¹. In Folge dieser Anordnung und mancher noch von den unaufhörlichen Kriegen Carls des Grossen herrührenden Missstände entstanden Streitigkeiten und Kriege zwischen dem Vater und den Söhnen, denen selbst das persönliche Einschreiten des Papstes nicht abzuhelpen vermochte², und welche zur Absetzung des Kaisers führten. Später setzten zwei der Söhne den Vater wieder in seine Würde ein, und als dieser starb (840), erregte der Ehrgeiz des nach der Alleinherrschaft im fränkischen Reich strebenden ältesten Sohnes Lothar kriegerische Unruhen, welche auch das Elsass berührten. Der damalige Bischof (Rathold) liess sich klugerweise nicht nur von Lothar sondern auch von Ludwig (in Frankfurt a. M.) bestätigen.

Nach der für Lothar unglücklichen Schlacht bei Fontenay trafen die beiden siegreichen Brüder Carl und Ludwig (Pipin war gestorben) bei Strassburg mit ihren Heeren zusammen (14. Hornung 842) und schworen mit ihren Mannen in feierlicher Weise einen gegenseitigen Eid der Treue³.

1. Erst von diesem Zeitpunkt ab besteht für die meisten Franzosen die Stiefschwester Germania.

2. Im Jahre 833 im Maierhofe zu Colmar. Der Ort, wo das kaiserliche Heer während der päpstlichen Verhandlungen von den Söhnen zum Verath an dem kaiserlichen Vater verführt wurde, heisst noch heute «das Lügenfeld».

3. Das Ceremoniell dieses feierlichen Völkereides lässt die Bedeutung der deutschen und der romanischen Sprache im Frankenreich scharf hervortreten.

Die schnell auf einander folgenden politischen Veränderungen in den fränkischen Staaten, vielfache seltsame Naturerscheinungen (Sonnenfinsterniss, Nordlichter, rauhe Winter, Ueberschwemmungen, verheerende Krankheiten u. s. w.) führten in dieser Zeit zu düsteren Prophezeiungen und zu mancherlei Verirrungen des Glaubens.

Nach Lothars I. Tod (855) erhielt Lothar II. alles Land zwischen Rhein, Maas, Schelde und somit auch das Elsass.

Ludwig hielt zuerst in deutscher Sprache eine einleitende Rede, dann sagte Carl in romanischer Sprache dasselbe, und hierauf leistete Ludwig seinen Eid in romanischer Sprache (dem westlichen Frankenheer verständlich), und Carl leistete denselben Eid in deutscher Sprache (dem östlichen Frankenheer verständlich).

Nach Nithard III. C waren beide Fürsten mittlerer Statur, wohlgebildet, von schönem Aeusseren und jeder körperlichen Uebung gewachsen, dabei muthig, freigebig, klug und beredt.

Während des Aufenthalts der fürstlichen Brüder wurden bei Strassburg grossartige Scheinkämpfe (Feldmanöver) veranstaltet. Sachsen, Gasconer, Austrasier, Bretagner bildeten hierbei ein buntes Gemisch von Sprachen, Kleidung, Waffen und Kampfweise.

Ob sich Germanen und Gallier wieder einmal bei Strassburg Treue geloben? Der Eintritt der gelben und schwarzen Menschenmassen in den Wettkampf der Nationen kann unseren Enkeln solchen Bund vielleicht als letzte Hülfe nahe legen. Wir sind zur Zeit sehr geneigt, das Gewicht unserer gelben und schwarzen Mitbrüder zu unterschätzen, weil sie soeben erst widerstrebend anfangen, Repetirgewehre, Panzerschiffe und dergleichen für nützliche Culturwerkzeuge zu halten. Wenn man aber kühl die Summe der geistigen und körperlichen Kraft abwägt, welche neben Palmöl, Elfenbein u. s. w. miterschlossen wird, wenn man namentlich die ungeheure, wohlorganisirte Masse menschlichen Wissens und Könnens betrachtet, welche bisher in gerechter Besorgniss und zu hoch gesteigerter Selbstschätzung von dem Treiben der Andern sich fern hielt, so muss man einräumen, dass diese gewaltigen Factoren auch gewaltige Aenderungen bringen werden. Locomotive und Dampfschiff dürften aber diese ruhenden Kräfte nunmehr rasch entfesseln. — Wie anders in abweichend gefärbten, gut entwickelten Köpfen sich die Welt malt, zitterte mächtig durch meine Gedanken, als ich vor einiger Zeit einen schwarzen Geigerkönig hörte, und doch war ich auf dergleichen vorbereitet durch das jedes Soldatenherz entzückende Vorgehen halbnackter Speerträger gegen englische Hinterlader.

Dieser Staat wurde nach seinem Herrscher Lotharingen (Lothringen) genannt. Mainz, Speyer, Worms verblieben Ludwig dem Deutschen. Lothar II. unterhielt ein unehe-liches Verhältniss; er verstieß seine Gemahlin, wurde aber durch Papst Nikolaus I. genöthigt, dieselbe wieder in ihre Rechte einzusetzen. Zu Gunsten seines unehelichen Sohnes Hugo stellte Lothar II. im Einverständniss mit Ludwig dem Deutschen das Herzogthum Elsass wieder her — trotz des päpstlichen Bannstrahls¹.

1. Zu dieser Zeit übersetzte der fränkische Mönch Otfried in der Abtei zu Weissenburg einen Theil des Evangeliums in gebundener Rede in die fränkische Muttersprache, weil die Unbekanntschaft vieler Franken mit der lateinischen Sprache ihnen die fast ausschliesslich in dieser niedergelegten kirchlichen Dichtungen unzugänglich machte. Eine in diesem Werke enthaltene Schilderung der Franken ist von besonderem Interesse (Strobel I. 157).

«Sie sind ebenso kühn wie die Römer; auch selbst die Griechen standen in dieser Hinsicht nicht über ihnen; ebenso wissen sie in demselben Grade sich nützliche Kenntnisse zu erwerben; im Wald und Feld sind sie gleich tüchtig. Reichthümer besitzen sie viele; sie bauen bequeme Wohnungen auf fruchtbarem Boden. Sie graben Erz, Kupfer, viel Silber, Eisen und lesen Gold im Sande auf. Geschickt wissen sie sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen; wer sie angreift, ist schnell überwunden.»

Um die damalige fränkischdeutsche Sprache zu kennzeichnen, genügt ein Theil des Urtextes (Otfried S. 22).

«Sie sint so sama kuani selb so thie Romani
Ni tharf man thaz ouh redinon, thaz Kriachi in thes giwidaron
Sie eigun in zi nuzzi so samalicho wizzi
In felde ioh in walde so sint sie sama balde.»

Es ist hieraus ersichtlich, dass die damals sehr wohlklingende fränkischdeutsche Sprache, wo der Reim dies dem dichtenden Mönch nöthig erscheinen liess, durch allerhand Mönchslatein verziert wurde und dass der hochdeutsch sprechende moderne Deutsche einen Franken aus jener Zeit etwa ebenso gut oder schlecht verstehen würde, als er den 1000 Jahre jüngeren, plattdeutsch redenden Gefährten von 1887 versteht. Dass gar mancher Franke im schönen Neustrien seine Muttersprache längst vergessen hatte, können wir aus dem Verhalten mancher unserer heutigen Landsleute unschwer schliessen.

Nach einem im Jahr 847 zwischen den fränkischen Königen geschlossenen Vertrag hätte das Reich des (869) verstorbenen Lothar II. an den deutsch-italienischen Kaiser und König Ludwig II. kommen müssen, indessen versuchte Karl der Kahle sich Lothringens zu bemächtigen. Die meisten Grossen des Reichs fielen ihm zu; Bischof Rathold von Strassburg blieb aber Ludwig von Germanien treu, und am 8. August 870 wurde zwischen Heristal und Meesen (an der Maas) ein Vertrag geschlossen, nach welchem Kaiser Ludwig II. alle Gegenden deutscher Zunge in Lotharingen erhielt¹.

Nach dem Tode Ludwigs II. (876) erhielt von des Kaisers drei Söhnen Carl (der Dicke) einen Theil Deutschlands und Lothringens, darunter auch das Elsass, welches er als Heimath seiner Gemahlin häufig besuchte. Im Jahr 880 liess sich Carl in Italien zum Kaiser krönen und erbt Baiern, zwei Jahre nachher erbt er das übrige Deutschland und galt nun als Oberhaupt des ganzen fränkischen Reichs. Sein feiges, verrätherisches Verhalten gegenüber den Normannen und namentlich das an dem die Herrschaft in Lothringen erstrebenden Herzog Hugo von Elsass be-

1. Strobel I. 159: « . . . wurde . . . ein Vertrag niedergeschrieben, vermöge welches Ludwig für seinen Theil alle Gegenden deutscher Zunge in Frankreich (diese Benennung des ehemaligen Galliens kam im Jahre 830 auf), Elsass, Lotharingen und am Rhein erhielt. Was das Elsass anbelangt, so ist in diesem Vertrag von den zwei Grafschaften die Rede, in die damals dasselbe eingetheilt war, dem Nordgau und Sundgau; dann von Strassburg (bei Hincmar: Strastburg, bei Sirmond: Stratsburch) und von 10 Klöstern, die von nun an auch unmittelbar unter königlicher Obhut standen, nämlich: Murbach, Maasmünster, Münster im Gregorien-thal, Mauersmünster, Ebersheimmünster, Honau, Hohenburg, Erstein und St. Stephan in Strassburg.»

Es geht hieraus zur Genüge hervor, das die Stammes- und Sprach-Grenzen auch damals als nützliche politische Landesgrenzen angesehen wurden.

gangene Verbrechen¹ führte zu seiner Absetzung (887) und wohl auch zu seinem kurz nachher erfolgenden Tod.

Das gewaltige Frankenreich zerfiel nun.

Der neue deutsche König (Arnulph von Baiern) musste das Elsass gegen den Burgunderkönig vertheidigen und liess nach längerem Widerstand der Grossen des Landes seinen ausserehelichen Sohn Swientopelk (895 in Worms) als König von Lothringen und somit auch des Elsass ausrufen. Dieser regierte aber so schlecht, dass die Grossen des Landes die lothringische Krone dem deutschen Kaiser (Ludwig IV. das Kind) übertrugen und den das Land verheerenden Swientopelk tödteten (900).

Der junge König von Germanien und Lothringen besuchte das Elsass öfter — einmal, um einen zwischen dem Bischof und dem Magistrat von Strassburg ausgebrochenen Streit beizulegen.

Nach Ludwigs IV. Tod nahm Carl (der Einfältige), König von Frankreich, als Erbe Besitz von Lothringen. (Strassburg hielt zu Deutschland und wurde desshalb von einer lothringischen Partei geplündert.) Der deutsche König (Conrad von Franken) machte aber seine Ansprüche in Begleitung eines mächtigen Heeres geltend und besetzte das Elsass. Der Bischof von Strassburg war französisch gesinnt, die Bürgerschaft aber deutsch, und in Folge der entstehenden ernstesten Streitigkeiten wurde der Kirchenfürst nicht nur vertrieben sondern in einem festen Schloss, wohin er sich gerettet hatte, niedergemacht. (Die Mörder büssten dies mit einer grossen Summe Geldes.) Der französische König ernannte nun einen neuen Bischof von Strassburg, der von der deutschen Partei nicht anerkannt, vom Papst aber bestätigt wurde.

1. Der mit Geleitsbrief versehene Herzog wurde gefangen genommen und geblendet.

Während dieser Streitigkeiten brachen die Magyaren (anfänglich als Bundesgenossen des Kaisers Arnulph) nach Deutschland ein. Im Jahr 900 überzogen sie Mähren, dann Baiern und andere deutsche Länder. Nach wechselndem Kriegsglück und nachdem auch der ihnen gezahlte Tribut nicht genügt hatte, drangen sie 917 bei Basel in das Elsass und verwüsteten weithin das Land¹. Es entstand eine solche Unordnung, dass mehrere Jahre vergingen, ehe der Besitz Lothringens förmlich geregelt wurde. Kaiser Heinrich (der Finkler) und der französische König Carl schlossen nach mancherlei Kriegszügen im Jahr 923 einen Vertrag, in welchem Lothringen Heinrich zugesprochen wurde mit Ausnahme der Vasallen, welche sich freiwillig für Carl erklären würden². Zwei Jahre später benutzten aber die zur deutschen Partei haltenden Grossen Lothringens einen Kriegszug des französischen Königs gegen die Normannen, um sich sämmtlich dem deutschen Kaiser zu unterwerfen. Der Bischof von Strassburg huldigte als einer der ersten, und hiermit war das Elsass eine deutsche Provinz.

1. Die Beschreibung der damaligen Magyaren ist nicht sehr schmeichelhaft (Lindprandi Antapodosis lib. II): «Begierig nach Habe, voll kühnen Muthes, mit allen Lastern vertraut, keines Menschen Leben achtend, ohne die geringsten Begriffe von Gott und religiösem Leben verschlangen sie das Fleisch halb roh, tranken Wein, wo sie seiner habhaft werden konnten, in vollem Masse und führten nach solchem Gelage unregelmässigen Tanz und geräuschvolles Waffenspiel. Ihre äussere Gestalt war schon abschreckend genug; sie tranken das Blut der Verwundeten; auf dem unbedeckten Kopf war nichts als ein Büschchen Haare. Sie waren vortreffliche Reiter und Schützen und fehlten auch im Wegreiten selten ihren Mann mit Speer oder Pfeil.» (Die übermüthigen Magyaren mögen freilich auch manchem furchtsamen Mönch absichtlich Schrecken eingejagt haben.)

2. Im Jahr 923 war Metz und fast ganz Lothringen von dem deutschen Kaiser besetzt; diese Clausel, eine heimtückische Kriegslist, liess allen Ränken freies Spiel.

Das Elsass unter den Deutschen Kaisern.

Strobel I. 185. «Der Zeitpunkt, wo ein Volk sich zu dem Gefühl seiner Nationalität erhebt, ist zugleich der Anfang seiner eigentlichen Bildung und seiner wahren Selbständigkeit. Das Bewusstsein, einen mitwirkenden Theil irgend eines Ganzen auszumachen, dessen Grundlage Einheit der Sprache, des Charakters, der Sitten und Bestrebungen ist, legt an jeden den Massstab eines gewissen Werthes, flösst ihm beharrliches Interesse am öffentlichen Leben ein und wird für ihn eine Triebfeder rascher Thätigkeit, sowie auch ein Antrieb, fremdes und eigenes Wohl aus allen Kräften zu besorgen.

Grosse Monarchien, wie die fränkische, die viele Völker von ganz verschiedener Herkunft umfassen, sind dem Entstehen solcher Zustände nicht günstig, besonders in Zeiten, wo häufige und schwere Kriege alle Hilfsmittel des Staates in Anspruch nehmen, über Leben und Wirksamkeit Vieler gebieten und den kräftigsten Theil der Bevölkerung immerwährend unter den Waffen erhalten. Sobald aber nach der Auflösung jenes ausgebreiteten Reichs mehrere Staaten, von einander abgesondert, sich gebildet hatten, zeigte sich in denselben, namentlich in dem kräftigen Deutschland der Anfang zu einer bestimmteren Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse, und diese Umwandlung begann auch auf die unteren Classen des Volks einzuwirken. Wenn auch gleich die Kirche, besonders im Anfang dieser Periode, mehr weltlichen Einfluss gewann, als ihr vielleicht selbst nützlich war, und sie denselben immerhin auch durch ganz materielle Mittel lange Zeit hindurch festhielt, so fingen doch in dieser Epoche die so tief im Christenthum gewurzelten Grundsätze der allgemeinen Menschenachtung und der Unverletzbarkeit des natürlichen

Rechts an, immer mehr durchzudringen und die Ansprüche der bis dahin bloss auf rohe Gewalt gegründeten Macht zu lindern.»

Unter der Regierung Heinrich des Finklers erfolgte ein zweiter Einfall der Magyaren in das Elsass (926), nach dem Tode dieses Kaisers (936) der dritte, welcher von vielen Verwüstungen durch Feuer und Schwert begleitet war (937). Gleichzeitig versuchten französisch gesinnte Grosse Lothringens (darunter auch die Bischöfe von Strassburg und Mainz) vergeblich, das Land zu dem französischen Königreich überzuführen. Das Elsass war indessen mit Schwaben vereinigt worden.

Die vollständige Missernte des Jahres 940 und die wohl in Folge dessen das Zugvieh vernichtenden Seuchen führten zu einer allgemeinen Hungersnoth, welche sich über Süddeutschland, das Elsass und Burgund erstreckte.

Der im Jahre 953 von Otto's I. Sohn aus erster Ehe (Ludolph, Herzog von Schwaben und Elsass) gegen seinen kaiserlichen Vater geleitete Aufstand berührte das Elsass nur wenig¹.

Der Name des öfter in dieser Provinz sich aufhaltenden Kaisers Otto I. kommt in mehreren kirchliche Verhältnisse betreffenden Diplomen vor. Manche Documente lassen erkennen, dass vielfache Reibungen zwischen den sich immer mehr ausdehnenden Klöstern und den weltlichen Herren des Elsass eintraten. In dieser Zeit begann die Ritterschaft wieder, wie zu Zeiten der Römer, feste Bergschlösser zu erbauen. In Strassburg erhob sich die Münsterschule zu einer der blühendsten Anstalten dieser Art, und den bischöflichen Kaufleuten wurde das alte Recht

1. Der verrätherische Erzbischof von Mainz hatte sich in das damals eine Rheininsel bildende Brisach gerettet, «ein Schlupfwinkel aller derer, die sich gegen Gott und ihren König empören».

wieder bestätigt, mit Ausnahme weniger Orte im ganzen Reich auf Karren und Saumthieren sowie zu Schiffe Waaren überall hin und her zu führen, ohne dass sie dem Gemeinwesen irgend eine Abgabe zu entrichten hätten. Der Bischof erhielt sogar das Münzrecht und (durch ein am 8. Januar 982 aus Salerno in Unteritalien erlassenes Document Ottos II.) die weltliche Gerichtsbarkeit in der Stadt¹.

Das seinem Ursprung nach in diese Zeit verlegte (in sicherer Weise aber erst seit dem 13. Jahrhundert beglaubigte) Gesetzbuch der Stadt Strassburg gewährt einen Einblick in die damaligen Verhältnisse dieser Stadt. Die Pflichten der von dem Bischof einzusetzenden 4 Oberbeamten sind hierdurch geregelt (Schultheiss, Burggraf, Zolleinnehmer, Münzmeister)².

1. Der Kaiser beabsichtigte hierdurch die Streitigkeiten zwischen Adel, Kaufherren und den schon kräftig hervortretenden Zünften der Handwerker in milder Weise zu schlichten; später sind aber die Folgen dieser Massregel ganz entgegengesetzter Art gewesen.

2. Einige kurze Paragraphen mögen kleine Streiflichter werfen:

- § 21. Ferner, wenn einer zum Verlust der Haut und Haare verurtheilt ist, soll der Stockwart ihm diese Strafe anthun. (Das Brennen der Haut mit einem Schandzeichen und das Abschneiden der als Zierde des freien Manns geltenden langen Haare war eine leichtere Strafe; die folgenden Paragraphen können nicht wiedergegeben werden.)
- § 81. Wer auf die Strasse hinausbaut, zahlt ebenfalls dem Burggrafen Strafe; eine Erlaubniss dazu darf dieser Niemand geben.
- § 92. Reitet hingegen der Kaiser oder König ein, so werden ihre Pferde ohne Unterschied des Ortes untergebracht.
- § 99. Und wann des Bischofs Getreide ausgedroschen wird, so giebt er jedem der Richter einen Malter, weil zu der Aerndtezeit die Richter nebst den Stadtbütteln auf das Getreide des Bischofs ein wachsames Auge haben müssen.
- § 106. Belagert der Bischof ein Schloss oder wird eine seiner Burgen vom Feind belagert.
- § 110. Die Sattler sind verbunden, dem Bischof, wenn er an den Hof geht, 2 Saumsättel und, wenn er auf den Reichszug geht, deren 4 zu liefern.

Aus der Zeit Ottos III. (des Wunderkinds) finden sich allerlei, auf Veranlassung der aus Italien stammenden Mutter und Grossmutter des Kaisers ausgesprochene kirchliche Schenkungen. Als der Kaiser im Jahr 996 nach Italien zog, stellte er das Elsass und die benachbarten Städte auf beiden Rheinufern unter die Aufsicht des Bischofs von Strassburg¹.

Das Elsass theilte von nun ab die Geschieke des Deutschen Reichs. Das Emporwachsen der Vasallen zu erblichen, sich mehr und mehr der kaiserlichen Gewalt entziehenden Fürstenhäusern berührte es ebenso sehr als die im Schutz des Papstes erstehende häufig reichsfeindliche Macht der Bischöfe. Die aus der Zerrissenheit Deutsch-

1. Das neue Jahrtausend giebt einem die Kriegs- und Sittengeschichte der mit seiner engeren Heimath in Berührung kommenden Völker durchforschenden elsässischen Gelehrten (Professor Strobel) Anlass zu nachstehenden Betrachtungen, deren Inhalt auch auf das herannahende zweite Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung noch recht gut passen wird (ich verwechsle nicht etwa 1900 mit 2000).

«Unwillkürlich fühlt der an die Zeit so fest gekettete Mensch bei dem Abschlusse grosser Epochen sich zu ernstest Betrachtungen angetrieben. Eine Reihe von 10 Jahrhunderten ist für ihn, der sein Leben höchstens nach Jahrzehnten misst, ein unermesslicher Zeitraum. Da drängt sich denn von selbst der Gedanke auf an die Verschiedenheit der menschlichen Zustände, die, in buntem Wechsel, dem Lauf der Jahre nach, auf mannfaltige Art sich gestalten und entwickeln; und leicht reget sich im Innern der Glaube, der Schluss einer Epoche müsse auch der Anfang zu einer bessern, für sein Geschlecht nützlichern und wohlthätigern sein.

Noch hat aber kein neuer Zeitraum so sehr den unmittelbar vorhergehenden übertroffen, dass er einen ganz vollkommenen Wandel herbeigeführt hätte. Lange wirken die Folgen früherer Umstände noch fort; der Gang der Entwicklung menschlicher Dinge kann oft selbst durch die ungemessenste Gewalt kaum aufgehalten oder anders gestaltet werden; und nur Klugheit, gepaart mit Talent, Einfluss und redlichem Willen kann nach und nach an die Stelle des hergebrachten Fehlerhaften etwas Besseres und Vollkommneres setzen.»

lands folgenden materiellen und moralischen Schäden haben kaum einen anderen deutschen Gau so schwer getroffen als das Elsass; ja in manchen Richtungen sind die aus dem niedrigen Hader der Deutschen sich entwickelnden Verbrechen so eigenartig, dass sie ein besonderes Interesse erwecken¹.

Im Jahr 1129 wurden die treu zum Kaiser haltenden Strassburger von der Gerichtsbarkeit der beiden elsässischen Landgrafen sowie (später) des kaiserlichen Landvogts über die elsässischen Reichsstädte befreit.

Im 12. Jahrhundert wurde es im Elsass gebräuchlich, der Familie den Namen des ihr gehörigen ländlichen Besitzthums beizulegen, und die so entstehende zahlreiche Ritterschaft stellte sowohl die streitbarsten Mannen für oder gegen den Kaiser als tüchtige Magistratsbeamte in den Städten. Im Bund, oft aber auch im Zwist mit diesen weltlichen Herren stieg die Geistlichkeit an Reichthum und Ansehen².

1. So z. B. gestalteten sich die Raubritter hier auch zu Flusspiraten.

2. Bei dem Einzug eines neuen Bischofs von Strassburg (1261) hatte der Abt von St. Gallen 1000 Reiter hinter sich; der Abt von Murbach erschien mit 500 Pferden. Der so feierlich einziehende Bischof führte nachher einen das Land weithin verheerenden Krieg mit seiner getreuen Stadt Strassburg; er wurde bei Hausbergen in offener Feldschlacht besiegt.

Welche christliche Milde bei einzelnen der damaligen Prälaten herrschte, zeigt folgendes Citat: «In der Mitte des Monats August (1272) verbrannte Seckingen durch Zufall, da fuhr der Bischof (von Basel) auf die in Asche liegende Stadt los, liess die Mauern und einige noch übrige steinerne Häuser abbrechen und nahm, was noch an Habe zu finden war, mit sich weg.» (Aus der Chronik von Colmar.)

Wer den Satzungen der Kirche widersprach, wurde hingerichtet; dagegen fanden die aus dem Morgenland zuwandernden Geissler, welche die Selbstpeinigung als eine treffliche Busse aller Verbrechen anpriesen, grossen Anklang.

Demgegenüber muss von edlen Kirchenfürsten gerühmt werden, dass sie, selbst einfachen Sinnes, grosse Gastfreundschaft übten, Hunderte von Armen täglich speisten und jeder groben Unsittlichkeit zu steuern suchten.

Das Herzogthum Schwaben und Elsass löste sich gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts auf, und das Elsass zerfiel mehr und mehr in einzelne, sich gegenseitig befehdennde Herrschaften. Die deutschen Kaiser besuchten das Land öfter und griffen ohne dauernden Erfolg in die Wirren ein.

Im Jahr 1296 hatte der Kaiser (Adolf von Nassau) von dem englischen König 30 000 Mark Silber erhalten, um mit ihm gegen den französischen König Krieg zu führen, welcher das arelatische Reich besetzt hatte (Philipp der Schöne). Elsässische Kriegsleute besetzten die Hauptstadt Arles, wurden aber durch französische Truppen niedergemacht, welche heimlich von den Einwohnern eingelassen worden waren. Der Bischof von Strassburg stellte zu dieser Zeit, im Einverständniss mit den Franzosen, dem das Elsass durchziehenden Kaiser Adolf nach. Der zwischen diesem und dem Gegenkaiser (Landgraf im Oberelsass, Herzog Albert von Oesterreich, Sohn Rudolfs von Habsburg) verlaufende Krieg führte im Elsass zu vielfachen Zerstörungen von Dörfern, Vorstädten, Burgen und selbst Klöstern¹.

Ein zu dieser Zeit gegen Strassburg gerichteter päpstlicher Bannfluch wurde nicht nur vom Bischof möglichst gemildert, sondern von hervorragenden Geistlichen öffentlich als ungiltig bezeichnet. Dagegen wallfahrteten in dem vom Papst verkündeten Jubeljahr 1300 gegen 900 Personen verschiedenen Geschlechts aus dem Elsass nach Rom.

1. Der kriegerische Bischof Conrad von Strassburg (Grabmal in der Johannis-Kapelle des Doms) fiel bei der Belagerung von Freiburg im Breisgau (1299) durch den Speerstich eines Bürgers. Jeder ritterliche Streiter trug damals auf dem Kopf einen eisernen Helm, auf dem Leib ein Wams von Lein und Werg oder alten Lappen, darüber ein für Pfeile undurchdringliches Panzerhemd. Die meisten sassen auf mächtigen Gäulen, die ähnlich überdeckt waren. Der Bischof ritt an seinem Todestag ohne Panzerhemd, um auch dadurch seinen Leuten Muth zu machen.

Vom Jahr 1301 ab wurde ein vierjähriger Landfriede für das Gebiet zwischen Rhein und Vogesen, von Selz bis Basel von allen Betheiligten festgesetzt, und der Verkehr auf dem Rhein war für eine kurze Zeit von Zöllen frei. (Im Unterelsass wurde weiter gekämpft.)

In diese Zeit fällt die Verbindung Strassburgs und vieler Herren mit den Schweizern, um die zahllosen Räuberbanden (Schnapphähne, Gartknechte) zu unterdrücken. In den Städten erhob sich allmählich die Macht der Zünfte, deren Organisation von den kleinen weltlichen und geistlichen Herren meist lebhaft bekämpft, von den mächtigen Fürsten aber begünstigt wurde¹.

Zwischen Metz und Strassburg wurde 1310 ein Vertrag über die Rechtsverhältnisse der beiderseitigen Bürger abgeschlossen. Im Jahr 1313 verminderte eine Epidemie die Bevölkerung des Elsass in ausserordentlicher Weise (Strassburg verlor 15000 Einwohner).

Vom Jahr 1314 ab traf der Krieg zwischen den zwei Gegenkaisern, Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Baiern, das Elsass. Manche Städte huldigten beiden Kaisern und liessen sich ihre Rechte lieber zweimal bestätigen. Strassburg liess sich durch diese trüben Verhältnisse nicht beirren; es vereinigte sich mit Hagenau zu einem Kriegszug gegen verschiedene feindliche Ritter und eroberte deren Burgen². Der Dom zu Strassburg wurde durch Meister Erwin (gestorben 1318) äusserlich und innerlich ausserordentlich verschönert. In dem Magistrat dieser Stadt

1. Deputirte der Stadt Strassburg erhielten bei einem Kaiser erst Zutritt, als sie die Anmeldung « Herren von Strassburg » in « Bürger von Strassburg » umgewandelt hatten.

2. Dass die eroberten Burgen so gründlich als möglich zerstört, brauchbare Dinge jeder Art aber mitgenommen wurden, bedarf in Rücksicht auf diese Zeit des rohesten Faustrechts kaum der Erwähnung.

herrschte ein andauernder Zwist zwischen zwei Familien¹, doch hinderte dies die geregelte Verwaltung wenig, und im Jahre 1322 wurden alle Municipal-Gesetze zweckmässig umgeformt und ergänzt.

Unter der Regierung des Bischofs Berthold (1328—1353) wurden die den geistlichen und weltlichen Herren, Bürgern und Bauern Geld leihenden Juden des Elsass für ermordet aufgefundene Kinder verantwortlich gemacht und entsetzlich behandelt. Das die Juden schützende Colmar wurde von einer fanatischen Rotte belagert.

Der Bischof von Strassburg war gegen, der Magistrat für Kaiser Ludwig; trotzdem aber war das Verhältniss innerhalb der Stadt ein friedliches. Der Bischof führte nur öftere Fehden gegen weltliche Herren des Elsass. In anderen Städten verlief der wieder offen entbrannte Streit zwischen Kaiser und Papst nicht ohne ernste Störungen².

Nunmehr befreiten sich auch die Städte nach und nach von der drückend gewordenen Herrschaft der Patricier; in Strassburg geschah dies nach einem zwischen den herrschenden Geschlechtern ausgebrochenen blutigen Kampf. Auch ausserhalb ihrer Mauern suchten die aufblühenden Städte ihren Handel gegen raubgierige Grundbesitzer zu sichern³.

1. Dieser Streit führte zum Bau eines neuen Rathhauses (1321) mitten zwischen den zwei Trinkstuben derer von Zorn und von Mülnheim. Jede der zwei Rathhaustreppen durfte nur von einer Partei betreten werden.

2. In Basel wurde z. B. ein mit Bannbriefen eintreffender Bote, als er diese öffentlich anschlug, in den Rhein geworfen und, da er sich durch Schwimmen retten wollte, erschlagen. Der Streit trennte auch die deutsche Geistlichkeit, und in manchen Klöstern hielt ein Theil der Mönche Gottesdienst ab, während der andere feierte. Oefter schleuderten kirchliche Würdenträger, auch ohne den Papst, sich gegenseitig Bannstrahlen zu.

3. Im Jahr 1333 wurde das eine halbe Tagereise unterhalb Strassburg (dem Dorf Ottenheim gegenüber) in den Rheinsümpfen gelegene

Dem sich gegen den Kaiser auflehrenden Bischof von Strassburg zogen im Jahr 1334 Lothringer zu Hülfe; derselbe gerieth aber sogar mit den eigenen Anhängern in Streit und wurde gefangen gesetzt. Nach seiner Entlassung führte er den Krieg gegen den Kaiser weiter, bis ihm auch die Stadt Strassburg absagte und er dadurch zur Huldigung gezwungen wurde. (Der Verlauf dieses langandauernden Krieges zeitigte im Elsass unglaublich verwirrte und rechtlose Zustände.)

Die damalige Macht der Stadt Strassburg drückt sich auch in den Anträgen aus, welche der in den letzten Lebensjahren Ludwigs erwählte Gegenkaiser Carl IV. dem Magistrat machte. Da dieser Kaiser den gegen ihn gewählten zwei anderen Kaisern (Markgraf Friedrich von Meissen, Graf Günther von Schwarzenburg) ihr Anrecht abkaufte (10000 bezüglich 22000 Mark Silber) und dem Papst alle verlangten Rechte einräumte, so vermochte er sich auf dem Thron zu halten.

Die grosse Pest, welche nach Ansicht der Chronisten um das Jahr 1333 in China aus einer grossen Hungersnoth und anderen ausserordentlichen Landplagen sich entwickelt hatte, brach im Jahre 1347 über die Häfen des

Raubnest Schwanau zerstört (nach fünfwöchentlicher Belagerung; die hierzu nöthigen Maschinen stellte Bern). Die gefangenen Flusspiraten wurden hingerichtet, doch entliess man die Ritter gegen hohes Lösegeld. Nur einer wurde enthauptet; ob wegen mangelnden Lösegelds oder zu grosser Schandthaten, ist nicht ersichtlich. Von dem Anführer der Flusspiraten sagt die Chronik u. a.: «Ohne Furcht vor Gott, ohne Achtung für Herkommen und Gesetz, griff er zu Wasser und zu Land jeden an, der Waare oder sonst eine Habe von Werth mit sich führte; die Reicheren legte er gefangen, bis sie schweres Lösegeld gezahlt hatten, und Mancher hauchte im tiefen Kerker, dem schrecklichen Hungertod überlassen, sein Leben aus» Dieser Räuberhauptmann führte stattliche weltliche Titel und wusste sich rechtzeitig aus seinem Schlupfwinkel zu retten.

Mittelmeeres nach Europa herein und forderte ungeheure Opfer. Italien verlor einen grossen Theil seiner Bevölkerung (z. B. 30000 Franciskanermönche, Florenz 60000, Venedig 100000 Einwohner); ebenso Südfrankreich (die Provence büsste $\frac{2}{3}$ ihrer Einwohner ein, Languedoc $\frac{5}{6}$; in Avignon zählte man 60000 Leichen). Die nordeuropäischen Länder wurden weniger hart betroffen (Lübeck 9000, Erfurt 16000). Das Elsass hatte starke Verluste (Basel 14000); von den Barfüssermönchen starben in ganz Deutschland 124434.

Die Seuche drohte noch mehrere Jahre (1352 starben in Thorn noch über 4000 Einwohner). Die Aerzte erklärten die Krankheit für eine Schickung Gottes und gaben ihre Hülfe auf. Die Furcht vor Ansteckung war so gross, dass allgemein behauptet wurde, der Pestkranke übertrage die Krankheit durch seinen Blick. Die Beulen der Leichen schienen auf Gift hinzuweisen, und so entwickelte sich in den Köpfen der Ueberlebenden der Wahn, die Brunnen seien von den Juden vergiftet worden. An vielen Orten brannten die Scheiterhaufen der Unglücklichen nach gerichtlichem Spruch.

In Strassburg wurde diesem entsetzlichen Wahn mit festem Sinn entgegengearbeitet; als aber aus anderen Städten Geständnisse der gefolterten Juden bekannt wurden, traten die Zünfte bewaffnet gegen ihre Obrigkeit auf, und die nun wieder zur Herrschaft gelangenden Patricier setzten der Verbrennung der Juden keinen weiteren Widerstand entgegen.

Am 14. Februar 1349 wurden auf dem jüdischen Friedhof, auf besonders erbautem grossen Gerüst gegen 2000 Juden verbrannt. Wer zum Christenthum übertrat, blieb verschont. Mit den Opfern verbrannten auch die Schuld-scheine, welche dem christlichen Fanatismus sicherlich

als Hebel gedient hatten. Man theilte die Habe der Juden. Gleichzeitig wurde auch das Vermögen des abgesetzten Ammeisters getheilt, den man beschuldigt hatte, von den Juden erkauft zu sein.

Da das Beispiel Strassburgs auch andere Städte des Elsass zum Verbrennen der Juden verführt hatte und manche der entflohenen Reichsten Klage führten, da ferner die Juden als Kammerknechte des Kaisers diesem direct Abgaben gezahlt hatten, welche nun wegfielen, so fürchtete man mit Recht die Ungnade des Kaisers und bot Alles auf, um seine Verzeihung zu erlangen. Diese wurde am 12. September 1349 gewährt.

Das Verbrennen der Juden hatte aber den schwarzen Tod nicht abhalten können; er zog wenige Monate nach dem grausigen Verbrechen in Strassburg ein und forderte 16000 Opfer.

Gleichzeitig mit den Juden-Verfolgungen entwickelte sich auch im Elsass das fanatische Treiben der Geissler.

Die Bedeutung der reichstreuen elsässischen Reichsstädte wuchs durch die vom Kaiser verfügte Vereinigung zu einem Bund (Hagenau, Weissenburg, Colmar, Schlettstadt, Oberehnheim, Rosheim, Mülhausen, Kaisersberg, Türkheim, Münster, Selz).

Die Rheinzölle wurden in dieser Zeit vom Reich geregelt. Die Städte Basel, Strassburg, Speyer, Worms, Mainz, Cöln erhielten das Recht der Kontrolle (jedes vorbeifahrende Schiff musste dort anlegen). Das Stromgebiet Strassburgs war das grösste und wegen seiner Lage an der Grenzscheide der gefährlichen (oberen) und der ungefährlichen (unteren) Stromstrecken das wichtigste. Als der Kaiser anderen Fürsten und Städten neue Zollstätten bewilligte, machte Strassburg von dem ihm zustehenden Recht Gebrauch, den Rhein querüber zu sperren, und er-

zwang dadurch (nach 2 Jahren) die Aufhebung dieser neuen Zölle.

Als Schirmer des gebotenen Landfriedens zogen die Heerhaufen elsässischer Herren und Städte mit dem kaiserlichen Banner vor manche Raubburg und brachen ihre Mauern¹. Strassburg gerieth aber auch mit anderen Städten in Streit, und nicht immer wurde der Zwist friedlich erledigt². Der Stadt Metz zogen die Strassburger und viele thatenlustige elsässische Herren gegen die Herzogin von Lothringen zu Hülfe.

An dem Krieg des Herzogs Albrecht von Oesterreich gegen Zürich nahmen auch Städte und Herren des Elsass theil. Basel und Strassburg stellten zusammen einen Heerhaufen von 200 Rittern; viele derselben fielen bei Tättwil (24. Dezember 1351). Bei einem späteren Kriegszug gegen Zürich sandte Strassburg 100 Helme und 300 Fussgänger auf 50 sechsspännigen Wagen. Die Stadt versah sich nun auch mit Geschützen.

Am 18. Oktober 1356 traf die oberen Rheingegenden ein starkes Erdbeben (in Basel blieben kaum 100 Häuser aufrecht, 60 Burgen umher waren eingestürzt), welches auch in Strassburg viele Häuser und Burgen beschädigte.

1. Hierbei kommen zuweilen seltsame Rechtsfälle vor; z. B. wenn nur ein kleiner, schwer abzugrenzender Theil der Burg dem eigentlichen Räuber gehörte und Mitbesitzer sich den Belagerern angeschlossen hatten. Die Sache endete dann mit Entschädigungsklagen.

2. Ein Zwist mit Zürich führte zur Gefangennehmung von 170 nach Einsiedeln wallfahrenden Bürgern aus Strassburg und Basel. Dieselben wurden gegen Bürgschaft freigelassen, stellten sich aber der Stadt Zürich wieder, als diese ein zu hohes Lösegeld begehrte. (Es liegt nah, dieses Verfahren der Strassburger und Baseler Bürger im 14. Jahrhundert mit dem Verhalten französischer Officiere im 19. Jahrhundert zu vergleichen.) Die im Züricher Gefängniss eingesperrten Wallfahrer wurden auf Fürsprache der Königin Agnes von Ungarn freigegeben und der Zwist gütlich beglichen.

Die zu dieser Zeit unter den elsässischen Städten ausbrechenden Fehden (Strassburg gegen Hagenau, Schlettstadt) wurden durch das Machtwort des Kaisers niedergeschlagen.

Trotz aller dieser, das ganze Reich spaltenden Streitigkeiten herrschte ein deutschnationaler Sinn, welcher in einzelnen Richtungen deutlichen Ausdruck fand. Ein gutes deutsches Lied wurde gar bald im ganzen Reich gesungen, besonders wenn es zu Ehren der Frauen klang (ein solches in der Limburger Chronik erwähntes Lied war zu Ehren einer Frau Agnes in Strassburg gedichtet). Werthvolle Geschichtswerke entstanden in den Klöstern; meistens in lateinischer Sprache abgefasst, schilderten sie das Leben grosser Männer oder die wichtigen Ereignisse in grösseren oder kleineren Gemeinwesen während längerer Zeitperioden. Die Arzneikunde wurde von Mönchen und Stiftsherren betrieben. In den Städten fanden sich einzelne berühmte Rechtsgelehrte¹.

Unter den Künsten war besonders die Baukunst hoch entwickelt; die Namen mancher berühmten Meister sind uns überliefert worden; viele bedeutende Männer geistlichen Standes haben aus Demuth ihre Namen verschwiegen. Die zahlreichen Baudenkmäler des Elsass zeigen die verschiedenartigsten Formen, von einfachen Werken der Römer bis zu dem herrlichen Vorderbau des Strassburger Doms. In vielen Fällen ist Zeit und Art der Entstehung unbekannt.

Die Malerei ist zu jener Zeit gepflegt worden; in einzelnen Fällen ist die Thätigkeit ausländischer Künstler nachgewiesen, in anderen Fällen haben Inländer Tüchtiges geleistet².

1. Im Jahr 1360 trug Kaiser Karl IV dem Reinbot Süss aus Strassburg die Entscheidung eines äusserst schwierigen Rechtsfalles auf.

2. In Wien findet sich ein Gemälde des Nicolaus Wurmser von Strassburg aus dem Jahr 1357. Dieser Künstler schmückte königliche Burgen in Böhmen u. s. w. mit Gemälden und genoss ein ganz ausserordentliches Ansehen.

Die Bildhauerkunst wurde meistens von Steinmetzen und Baumeistern geübt, doch gab es auch selbständige Bildhauer.

Die Geschichte kennt auch einen Glasschmelzmalers jener Zeit, von dessen Arbeiten viele im Strassburger Münster erhalten geblieben sind.

Im Jahr 1358 wurde das erste Kaufhaus in Strassburg erbaut, 1362 ein Zufluchtshaus für arme Reisende. Auch wurden zu dieser Zeit wieder einige jüdische Familien aufgenommen.

Die in Folge der langen englisch-französischen Kriege aus brodlosen Söldnern sich bildenden Freicompagnien wendeten sich, nachdem sie viele Provinzen Frankreichs geplündert hatten, gegen Lothringen und Elsass. Sie erschienen (1365) 60000 Mann stark vor Metz; als sich aber die Stadt (mit 18000 Goldgulden) und der Bischof (mit schönen Pferden) losgekauft hatten, brachen sie über Zabern in das Elsass ein und zogen vor Strassburg. Nach vielen Wochen schwerer Bedrückung räumten sie aber vor dem heranziehenden kaiserlichen Heer das schwer geprüfte Land. Manches räuberische Gesindel blieb indessen zurück und wurde in den zahlreichen Fehden benutzt¹.

1. In Strassburg entwickelte sich damals ein Zustand, welcher an das Verhalten mancher Steuer vermeidenden Wanderfamilien des 19. Jahrhunderts erinnert. Zahlreiche Edle waren in der Stadt ansässig, welche von ihrem Bürgerrecht sofort Gebrauch machten, wenn sie der Stadt Hülfe bedurften, von demselben Bürgerrecht aber gar nichts wussten, wenn sie selbst mit Geld oder Blut helfen sollten. Als der Rath diese unsicheren Bewohner zwang, Farbe zu bekennen, führte dies zu vielfachen Fehden. Bei einer derselben hatten mehrere Ritter gewöhnliche Strassenräuber angeworben und die Burg eines reichen Genossen überfallen und geplündert. Die Räuber verblieben in der Feste (Herlisheim), wurden von den Strassburgern belagert und überwältigt. Die Gefangenen richtete man auf verschiedene Weise (3 mit dem Rad, 16 am Galgen, 37 durch das Schwert).

Im Jahr 1375 fielen die Söldnerbanden (sie wurden Gugler oder auch Engländer genannt, enthielten aber Mannschaften aus fast allen Ländern Europas), von dem Herzog von Coucy gegen Herzog Leopold von Oesterreich geführt, wieder über Zabern in das Elsass ein. Im Sundgau verbrannten die Einwohner auf Anrathen des Herzogs selbst ihre Dörfer, zerstörten ihre Felder und retteten sich nach den festen Städten, damit die feindlichen Schaaren das Land bald wieder räumten¹. Die Schweizer brachten den Söldnern Coucy's mehrere Niederlagen bei, und diese zogen sich durch das Elsass zurück.

Die Regierung des Kaisers Wenzel war unheilvoll für das Elsass. Er hielt zu dem römischen Papst (Urban VI.), während Savoyen, Frankreich, Schottland sich für den Papst von Avignon (Clemens VII.) erklärt hatten. Mehr noch als die hieraus entspringenden kirchlichen Wirren schadete die unkluger Weise von dem Kaiser verfügte Aufhebung des grossen Städtebundes, welche zu zahllosen Kämpfen führte².

Strassburg bildete im Ganzen eine die elsässische Ritterschaft einigende Stätte. Der Magistrat schlichtete nicht nur öfter Streitigkeiten, er begünstigte auch die

1. Dieser Zweck wurde erreicht; aber man fand später, dass man sich selbst mehr Schaden zugefügt hatte, als der Feind im schlimmsten Fall angerichtet hätte.

2. In diese Zeit fällt eine lange Fehde zwischen dem in Chatillon (unweit Epinal) wohnenden Grafen von Varsey und dem Elsass. Der Graf benutzte bei seinem zweiten Einfall zahlreiche Söldnerbanden, und diese schädigten auf ihrem Rückzug Lothringen. Dem Mahnruf des lothringischen Herzogs folgten nach dem Sammelplatz Lienstadt (Lunéville) auch 30 Lanzen aus Strassburg, welche in einem dort ausbrechenden Privatstreit mit lothringischen Edelleuten gefangen genommen und erst gegen hohes Lösegeld freigegeben wurden. — Diese Art, sich an den eigenen Bundesgenossen zu bereichern, wurde dem Herzog von der Ritterschaft aller Länder sehr übel genommen.

gemeinschaftlichen Feste der Ritter¹. Der Bischof suchte zu dieser Zeit auf jede Weise sein Gebiet auszudehnen; auch die Klöster des Elsass nahmen an Umfang und Bedeutung zu.

Die Fehde eines Aussburgers² der Stadt Strassburg (Ritter Braun von Rappoltstein) mit einem englischen Ritter und des Letzteren Gefangenennahme führten zu Correspondenzen des Magistrats mit dem englischen Hof, bei denen der Magistrat seine Mitwirkung versagte³. Selbst die eigenhändigen Briefe des Königs und der Königin führten nicht zu der geforderten Freilassung ihres Unterthanen. Vielmehr schloss nun der Rappoltsteiner am 28. September 1386 einen Vertrag mit dem König von Frankreich (Carl VI.), wonach er gegen 8000 Mark Silber für sich und seine Nachkommen versprach: «in jedem Krieg gegen England und seine Alliirte, selbst wenn es der deutsche Kaiser wäre, dem König und seinen Nachfolgern zu dienen, sowie auch gegen Jeden, der leben und sterben kann.»

Strassburg wurde in die Reichsacht erklärt, und als es nun endlich den Rappoltsteiner auf 2 Jahre verbannte, trat auch dieser den Feinden der Stadt bei. Eine grosse Zahl von Fürsten und Herren (darunter auch der Bischof von Strassburg, Markgraf von Baden, Graf von Würtemberg) belagerten die Stadt und suchten die Rheinbrücke

1. Dem am 12. September 1390 auf dem Rossmarkt stattfindenden Aufzug wohnten etwa 300 Fürsten, Grafen und Herren bei, darunter 75 aus dem Elsass (unter diesen 75 Namen ist nicht ein französisch klingender).

2. Ausserhalb der Stadt wohnenden Bürgers. Nur wenige Reichsstädte hatten das Recht, solche aufzunehmen.

3. Strassburger Edle meinten, das müsste ein langes Schwert sein, das von England bis Strassburg reichte; das Schwert reichte aber so weit.

zu zerstören, doch wurden alle Angriffe zurückgeschlagen. Nach vielen kleineren Kämpfen im Aussengebiet, und nachdem die städtischen wie die feindlichen Besitzungen schweren Schaden gelitten hatten, hob der Kaiser die Reichsacht auf (1393).

Im Jahre 1395 traten die meisten elsässischen Reichsstädte mit dem Unterlandvogt zu einem Bund zusammen. Strassburg einigte sich auch endlich mit dem Bischof und den deutschen Herzogen, doch entstanden noch häufige kleinere und grössere Fehden zwischen den einzelnen Machthabern des Elsass.

Im Jahr 1397 vernichtete ein bei starkem Wind in Strassburg ausbrechendes Feuer 400 Häuser. Zu derselben Zeit sandte der Rath Boten aus, um Nachricht über die in der Schlacht von Nicopolis von den Türken erschlagenen oder gefangenen Strassburger Ritter¹ einzuziehen. Die an den König von Frankreich gerichtete Bitte um Mitwirkung wurde sehr zuvorkommend beantwortet.

Der an Stelle des (1400) abgesetzten Königs Wenzel gewählte Kaiser Ruprecht liess sich in den elsässischen Städten huldigen und wurde namentlich in Strassburg mit grossem Prunk empfangen²; doch verursachten später die zwischen Bischof und Stadt andauernden Händel kaiserliche Ungnade, und Strassburg suchte sich durch ein Bündniss mit dem Markgrafen von Baden, dem Grafen von Württemberg und vielen schwäbischen Städten zu

1. Von 13 Edlen hatten sich nur 2 gerettet.

2. Die in Zünfte eingetheilten bewaffneten Bürger, die Geistlichkeit und die Mönchsorden bildeten Spalier; der Magistrat empfing an der Spitze der berittenen Bürger den Kaiser und seine Familie; vor der Königin führten 10 Ritter während des ganzen Einzugs ein Turnspiel aus. Der Kaiser erhielt einen goldenen Becher mit 1000 Goldgulden gefüllt, 3 Fuder Wein, 4 Ochsen u. s. w.; auch die Kaiserin und ihre Kinder erhielten reiche Geschenke.

sichern. Nach vielfachen Verhandlungen kam eine Ueber-einkunft des Kaisers mit den elsässischen Städten (auf 15 Jahre) zu Stande, in welcher gegenseitige Hülfe zugesagt wurde¹.

Die im Jahr 1405 in Metz ausbrechenden Unruhen veranlassten einen 3 Jahre andauernden Krieg, an welchem der Bischof von Strassburg und andere elsässische Herren theilnahmen². Dies führte zu einem Einfall des Herzogs von Lothringen in das untere Elsass und zu grossen Verheerungen im Gebiet des streitsüchtigen Bischofs von Strassburg³.

1. Die Stadt Strassburg stellte hiernach ebensoviele Truppen als der Kaiser, nämlich 40 Lanzen.

2. Die Bürger von Metz vertrieben damals die Patricier, welche die Stadt in schlimme Händel verwickelt hatten, tödteten einen lothringischen Ritter, den sie schuldig glaubten, die Stadt dem Herzog von Lothringen in die Hände spielen zu wollen, und verwüsteten das Gebiet des Grafen von Salm, dem sie den Krieg erklärt hatten. Beide Theile suchten und fanden nun zahlreiche fehdelustige Bundesgenossen; der Lärm wurde immer grösser, und schliesslich wurde eine Schlacht geschlagen, welche die Bürger von Metz trotz der Hülfe ihres Bischofs und des Herzogs von Lothringen verloren (diese beiden Fürsten waren inzwischen durch Geldgeschenke gewonnen worden). Die Patricier traten nun ihre Herrschaft wieder an, indem sie 31 der Gegenpartei in der Mosel ertränkten und 78 aus der Stadt jagten. Die Fehden wurden nun noch zahlreicher; die Stadt Metz nahm 500 Lanzen in Sold, streifte weithin auf die Feinde und erbeutete viele Gefangene, noch mehr aber Vieh.

3. Zur Characteristik dieses Herrn diene Folgendes: Der Bischof Wilhelm von Strassburg mit dem Sängler am Dom, Herrn Friedrich von Bitsch, Herrn Ludemann von Lichtenberg und den Grafen aus dem Westrich, von Salm, von Nassau, von Saarwerden und von Bolchen verabredeten im Jahr 1409 einen nächtlichen Ueberfall der reichen Stadt Trier. In Waarenkisten mehrerer auf der Mosel heranfahrenden Schiffe wurden 300 Mann verborgen, welche um 3 Uhr Nachts die Mauern ersteigen und ein Thor öffnen sollten. Als Kaufleute und Mönche verkleidete Söldner befanden sich schon in der Stadt; aussen lag ein starker Heerhaufe für den Einmarsch bereit. Zwei aus Trier verbannte Männer erhielten zufällig am Abend von dem Anschlag Kenntniss und

Auch das obere Elsass wurde in den Jahren 1409 und 1410 in Folge eines Krieges zwischen Basel und Catharina von Burgund schwer verwüstet.

Die Befestigungen der Stadt Strassburg erweiterte und ergänzte man am Anfang des 15. Jahrhunderts derart, dass die Länge der Stadt auf 4004 m, ihre Breite auf 3140 m anwuchs (im Jahr 1870 betrug die Länge der Stadt ohne die Citadelle 2700 m, ihre Breite 1600 m).

Die inneren Verhältnisse der katholischen Kirche zeigten manche bedenkliche Erscheinungen. Freiere Ansichten wurden zwar wegen der drohenden strengen Strafen¹ nur selten geäussert, indessen bildeten viele Klöster einen Zufluchtsort für faule Leute beiderlei Geschlechts, und es musste selbst der Verkehr zwischen Mönchen und Nonnen wegen entstandener übler Gerüchte verboten werden. In Folge einer mehrere Jahre andauernden Pest bildete sich eine zur Busse ermahnende religiöse Secte, welche allerlei Unfug trieb und aus Strassburg gewaltsam vertrieben wurde (es gab hierbei sehr viele Erschlagene).

Die im Vorstehenden angedeuteten Schäden der katholischen Kirche kamen von oben. Die Einmischung des Papstes und seiner Kirchenfürsten in weltliche Angelegenheiten hatte die Geistlichkeit von der Erfüllung ihrer hohen Aufgabe abgelenkt und sie in den Streit der Par-

alarmirten die Stadt. Die auf den Schiffen verborgenen Soldaten wurden gefangen; die mit der Stadt verbündeten Herren überfielen aber auch den auf den Einmarsch wartenden Haufen, zersprengten ihn und machten viele Gefangene. (Unter den 75 Rittern waren viele elsässische Herren, welche über 2 Jahre im Gefängniss blieben und in Summa 30 000 französische Thaler Lösegeld bezahlen mussten.)

1. Im Jahre 1374 wurde in Bern ein sogenannter Bruder des freien Geistes verbrannt. In Strassburg wurden u. a. 32 Waldenser auf die Folter gespannt; als sie aber eingestanden, dass sie von den herrschenden kirchlichen Lehren abweichende Ansichten hätten, bestrafte man sie nicht mit dem Tod, sondern verbannte sie nur aus der Stadt.

teien niedergezogen. Der entwürdigende Zank zwischen Gegenpäpsten, welche sich gegenseitig in den Bann erklärten, war nur eines der äusseren Anzeichen des in der oberen Geistlichkeit herrschenden tiefen Verfalls der Sitten. In Strassburg führten diese Verhältnisse zu einer Einigung des Capitels und der Stadt gegen den Bischof. Dieser wurde gefangen genommen, als er nach Veräusserung von 20 Burgen des Bisthums auch die Stadt Zabern und das Schloss Hohbarr verkaufen wollte (man sagte, um sich eigenes Vermögen zu schaffen und heirathen zu können). In dem Jahre lang sich hinziehenden Streit erkannten der Kaiser¹ und einer der Päpste gegen die Stadt, und diese musste eine hohe Strafe zahlen; das Bisthum erstattete aber den grössten Theil der Summe, welche zu $\frac{4}{5}$ dem Kaiser, zu $\frac{1}{5}$ dem Papst zufiel. Der frei gewordene Bischof führte dann mehrfach Krieg gegen die Stadt Strassburg. Diese bekriegte ihrerseits im Bund mit Basel und anderen Städten (1423) den Markgrafen von Baden, welcher neue Rheinzölle eingeführt hatte. Burgundische Herren zogen dem Markgrafen zu Hülfe, fielen verheerend in den

1. Dieser Kaiser (Sigismund) war mehrfach in Strassburg und wurde dort sehr gefeiert. Bei seiner ersten Anwesenheit (er kam im Juni 1414 aus Italien über den grossen St. Bernhard mit mehr als 800 Pferden; von Basel aus fuhr er auf dem Rhein hinab) ereignete sich jene von der grossen Leutseligkeit des Kaisers, freilich aber auch von den damaligen wunderlichen Sitten Zeugniss gebende Einladung des Herrschers durch die Strassburger Edelfrauen. (Der Kaiser war von der Familie von Zorn auf den Hohensteg zu einer Ballfestlichkeit eingeladen und hatte im Scherz geäussert, er möchte wohl kommen, wenn ihm die Damen den Weg zeigten. Um 6 Uhr früh erschienen nun gegen 100 adelige Frauen und Jungfrauen in des Kaisers Schlafzimmer, weckten den Fürsten und nahmen ihn im Schlafrock mit sich, indem sie hinter einem grossen Musikkorps um den Kaiser tanzten. Als sich unterwegs zeigte, dass die Pantoffeln des hohen Herrn für den Tanz nicht genügten, kauften ihm die Damen am Weg ein Paar geeignete Schuhe. Erst in den Festräumen gelang es dem Kaiser, sich angemessen ankleiden zu lassen.)

Sundgau ein und setzten den Krieg auf eigene Faust fort, als der Markgraf mit den Städten sich geeinigt hatte.

Die Truppen, welche die Städte bei dieser und ähnlichen öfter wiederkehrenden Fehden stellten, bestanden schon grossentheils aus Söldnern. Die im Dienst der Stadt Strassburg stehenden Ritter und Knechte waren sehr zahlreich. Nur bei bedeutenden Kriegen wurde das sogenannte grosse Kriegsbanner aufgeworfen, und ein entsprechender Theil der Bürgerschaft rückte mit aus¹.

Ein im Jahr 1450 verstorbener reichsunmittelbarer Ritter von Rappoltstein wird zuerst in den Chroniken als König der fahrenden Leute erwähnt². Er zog 1430 dem König von Frankreich gegen die Engländer zu Hülfe (mit 336 Reitern).

Die Geschichte der Stadt Strassburg ist in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts besonders reich an bemerkenswerthen Ereignissen jeder Art. Aus den Kreuzgängen des Domes werden die dort Termin abhaltenden Rechtsanwälte hinausgewiesen, weil der laute Zank der Parteien die Andacht stört; der Bischof tritt der Stadt zeitweise die Münzgerechtigkeit ab und versucht dann, sie auch an Privatleute zu verkaufen; Raubmord an Strassburger Kaufleuten u. a. führten zu vielfachen Verhandlungen des Magistrats mit den damals im Reich gewaltige Macht

1. Bei einem solchen Krieg dauerte der Uebergang der Marschkolonne über eine Brücke 12 Stunden, was auf eine sehr zahlreiche Mannschaft und viele Geschütze schliessen lässt.

2. Die fahrenden Leute, welche als Musikanten, Acrobaten, Spassmacher, ja sogar als dramatische Künstler zahlreich die Länder durchzogen und ohne bürgerliche Pflichten bequemen Unterhalt fanden, durften schon während der fränkischen Herrschaft in Klosterherbergen nicht aufgenommen werden, und auch bei Festlichkeiten der Laien war ihre Mitwirkung beschränkt (z. B. bei einer Hochzeit 4 Musikanten). Sie hielten unter sich bestimmte Gesetze aufrecht und erkannten die Herren von Rappoltstein als ihre Könige an.

erlangenden Freigrafen und Freischöffen (der heiligen Vehme); die Zigeuner erschienen im Elsass u. s. w.

Der im Jahr 1439 verstorbene Bischof (Wilhelm von Diest) war der letzte der Bischöfe, welche gegen die Stadt Strassburg Krieg geführt haben. Als Nachfolger wurden zwei Herren zu gleicher Zeit erwählt, und als die eine Partei ihren Bischof (einen Herren von Bussnang) auf den Altar hob, setzten die andern Stiftsherren ihren Erwählten daneben. Da verzichtete der Erstere, ein Mann von edlem Sinn, auf sein Amt, doch behielt er bedeutenden Einfluss, und sein treffliches Walten liess die Strassburger öfters gar sehr bedauern, dass sie ihn vertrieben hatten.

Gegen die Mitte des Jahrhunderts nahmen die räuberischen Fehden mehr und mehr zu. Vielfach sandten Edle nicht mehr Absagebriefe, sondern überfielen als gewöhnliche Räuber die Reisenden oder die Waarenzüge der Kaufleute. Grosse Schaaren von Abenteurern, welche unter dem Vorwand, die Engländer zu bekämpfen, in Frankreich umherzogen und von den Einwohnern mit unerhörter Grausamkeit Geld erpressten, kamen im Jahr 1439 auch in das Elsass. Die bewaffnete Macht der Städte schien nicht ausreichend, und so entstand eine allgemeine Flucht vor den Alles verheerenden Schaaren¹. Nachdem diese viele Wochen das Land durchzogen hatten, wichen sie vor einem unter dem Landvogt gesammelten Heer in die Vogesen zurück und verloren hier in einer Schlacht gegen Herren aus dem Elsass und dem Westrich etwa 2000 Todte; doch behaupteten sie das Schlachtfeld (das Volk nannte diese fahrenden Kriegersleute arme Gecken, statt Armagnaken).

1. Die Grausamkeit dieser Horden spottete jeder Beschreibung. In dem Gutleuthaus von Hagenau schlugen sie die Kranken vollends todt; in vielen Klöstern wurden Mönche an geweihter Stätte ermordet.

Im Jahr 1444 erschienen dieselben Schaaren als Alliirte des deutschen Kaisers (Friedrich III.) gegen die Schweizer. Sie wurden geführt von dem französischen Kronprinzen (später König Ludwig XI.) und waren verstärkt durch verschiedene Landesherren aus Frankreich, Spanien und Schottland. Die Gesamtstärke des Heeres betrug etwa 50000 Mann. Sie durchzogen das Elsass, und als die Verluste im Treffen bei St. Jacob den Dauphin zum Frieden mit den Schweizern bestimmt hatten, setzte er sich im Elsass fest und suchte auf jede Weise die befestigten Orte in seine Gewalt zu bringen. Dass dies zu dem Zweck geschah, diese deutsche Provinz dem alliirten deutschen Kaiser abzunehmen, geht aus einem Manifest des französischen Königs (Carls VII.) hervor.

Histoire des ducs de Bourgogne, VII, 189:

«Wir haben um so lieber diesem Wunsch Folge gegeben, da die Krone von Frankreich seit vielen Jahren ihrer natürlichen Grenzen beraubt worden ist, welche bis zu dem Rheinfluss reichten und da sie dort ihre Oberhoheit wieder herstellen will.»

Der gemeine, hinterlistige Plan des französischen Königs gelang damals noch nicht. Fast alle elsässischen Städte und Herren traten in erbitterten Kampf mit den französischen Besatzungen der gewonnenen festen Plätze. In offenen Gefechten und in heimlichen Ueberfällen wurden viele Tausende der Armagnaken getödtet, und als der Kaiser sich im Südosten (Türken) freier fühlte, erzwang er durch Verhandlungen die Räumung des Landes.

Das französische Volk war damals diesem seltsamen Kriegs-Raubzug keineswegs günstig gesinnt.

Journal d'un bourgeois de Paris sous le règne de Charles VII:

«Dieses Jahr ging der König nach Lothringen

und der Dauphin, sein Sohn, nach Deutschland, um mit Leuten Krieg zu führen, die Nichts von ihnen beehrten.»

Olivier de la Marche erwähnt den Widerstand, welchen der Dauphin gefunden, und bemerkt, dass er wie ein in seinen Hoffnungen Getäuschter zurückgekommen sei.

Am Rhein erhob sich nun aber ein allgemeiner Unwille gegen diejenigen, welche die Franzosen zu Hülfe gerufen oder ihnen ihre Thore geöffnet hatten. Dieser Unwille machte sich nicht nur in Spottliedern Luft, welche selbst den Kaiser hart mitnahmen, sondern auch in blutigen Fehden. Namentlich die von Basel wiesen alle Adeligen, welche dem Feind Hülfe geleistet hatten, aus der Stadt, zogen mit starken Heerhaufen weit in den Sundgau, brachen Burgen und raubten, wie damals üblich, Gefangene, Vieh und Getreide als Entschädigung für das Verlorene.

Die Geschichte des Elsass ist nun vom Beginn der historischen Zeit bis zur ersten vaterlandsverrätherischen Verbindung eines deutschen Landesherrn mit einem französischen König und bis zu dem ersten heimtückischen Versuch eines solchen Königs, sich im Elsass festzusetzen, weitergeführt worden. Die Rücksicht auf die engen Grenzen dieser Blätter gestattet von hier ab nur Einzelnes, ihrem Zweck Dienendes hervorzuheben.

Im Jahr 1466 schloss die Stadt Mülhausen nach vielfachen Fehden mit den umwohnenden räuberischen Edlen, und nachdem ihre Bitte um Hülfe in Strassburg nicht

gefruchtet hatte, einen Bund auf 25 Jahre mit den Eidgenossen. Das Gebiet der Stadt wurde nun von allen Seiten angegriffen und verwüstet, bis ein schweizerisches Entsatzheer die Feinde verjagte und in dem feindlichen Gebiet noch weit grösseren Schaden anrichtete.

Im Jahr 1469 verpfändete der Herzog Sigismund von Oesterreich den Sundgau mit der Grafschaft Pfirt, den Breisgau und den Schwarzwald an Carl den Kühnen von Burgund unter der Bedingung der Wiedereinlösung (um 80000 Gulden); die Bewohner mussten ihrem neuen Herrn huldigen. Der burgundische Herzog versuchte nun Strassburg in seine Gewalt zu bekommen; aber Bischof und Stadt waren einig, rückten, rechtzeitig gewarnt, mit 6000 Mann und vielem Geschütz in die Grenzburgen, und so wurde der Anschlag gegen Strassburg ebenso vereitelt wie ein ähnlicher Versuch gegen Metz.

Um von der drückenden burgundischen Herrschaft frei zu werden, brachten die verpfändeten Städte die Pfandsumme auf und huldigten gegen den Willen Carls des Kühnen wieder dem österreichischen Herzog. Die nicht gutwillig ausziehenden burgundischen Besatzungen wurden gewaltsam vertrieben, der vieler Erpressungen schuldige burgundische Landvogt wurde hingerichtet. Carl der Kühne hatte indessen versucht, durch Einmischung in einen Streit zwischen Bischof und Stadt Cöln am Unterrhein festen Fuss zu fassen, und der deutsche Kaiser sammelte ein Heer gegen ihn¹.

1. Bei diesem Reichszug machte der Strassburger Heerhaufen das alte Recht geltend, dass er nicht von dem kaiserlichen Banner getrennt werden konnte, welches, tageweise abwechselnd, von den Truppen der Reichsstädte getragen und behütet wurde. Dieser seltsame Streit zwischen Kaiser und Stadt wurde durch den Markgrafen von Brandenburg geschlichtet.

Im Elsass und an der Schweizer Grenze wurde der Krieg gegen die Burgunder lebhaft weitergeführt¹.

Strassburg rüstete sich, als der Angriff Carls des Kühnen nach der Besetzung Lothringens wahrscheinlich wurde, in der umfassendsten Weise².

An der Schlacht von Granson nahmen aus Strassburg 400 Reiter und 12 Geschütze theil, an den Schlachten von Murten und Nancy noch stärkere Heerhaufen dieser Stadt.

Maximilian I. war derjenige der deutschen Kaiser, welcher das Elsass am häufigsten besuchte. Er führte Krieg gegen Carl VIII., König von Frankreich, weil dieser zwar die Aussteuer der mit ihm verlobten Tochter des Kaisers (Grafschaften Burgund, Artois und das Charolais) genommen hatte, nach 8jähriger Verlobung aber nicht diese Prinzessin heirathete, sondern die Braut des Kaisers (Anna von Bretagne).

Am 13. Juli 1501 wurde die Stadt Basel auf ewige Zeit in den Schweizerbund aufgenommen, am 19. Januar 1515 die Stadt Mülhausen, welche an den Kriegszügen der Eidgenossen in Italien bereits theilgenommen hatte³.

1. Zu allen Zeiten ist das Geld als nützliches Kriegswerkzeug erachtet worden. In diesem Krieg wurden elsässische Edle von dem Burgunder erkaufte (für 10000 Gulden), um diesem einige feste Städte und Burgen in die Hände zu spielen. Der Plan missglückte, weil die Strassburger die Burgen der Rädelsführer rechtzeitig überfielen. Die Untersuchung ergab, dass 30 Edle an dem Vaterlandsverrath theilgenommen hatten, und dass sogar der Pfalzgraf nicht ohne Schuld schien.

2. Um die Stadtmauern freizulegen, wurden 5 Klöster, 2 Kirchen, 680 Häuser abgebrochen; die Stadt wurde auf 2 Jahre verproviantirt.

3. Die Stadt hatte zu einem Krieg gegen die Schweizer ihrer alten freundschaftlichen Beziehungen wegen keine Truppen gestellt und war in Folge dessen von dem umwohnenden Adel vielfach schwer geschädigt worden, ohne dass der wiederholt angerufene Reichsvorstand Genugthuung gewährt hätte.

Die Stadt Strassburg war indessen zu einer ausserordentlichen Bedeutung herangewachsen.

Nach dem Tod des Kaisers Maximilian I. strebte der König von Frankreich (Franz I.) offen nach der deutschen Kaiserkrone und fand viele Anhänger in Deutschland; doch konnte er nach den Gesetzen des Reichs als fremder Fürst nicht zur Wahl gestellt werden, und die Krone ging auf Carl V. über (König von Spanien, Fürst von Oesterreich, Herr der Niederlande und der Grafschaft Burgund). Das unrichtige Verhalten dieses Kaisers in den durch die Reformation und die Aufstände der geknechteten Bauern erzeugten Wirren legte den Grund zu dem Verlust Lothringens und des Elsass. Die auf kaiserlichen Befehl oder doch unter seinem Schutz im Elsass begangenen grauenvollen Schlächtereien unter den aufrührerischen Bauern und die gewaltsame Wiederbekehrung der Protestanten entfremdeten viele Bewohner dieser Lande dem deutschen Reich — der deutschnationale Sinn erstarb¹.

Im Jahr 1552 besetzte der im Bund mit protestantischen deutschen Fürsten und Städten nach Deutschland einrückende König von Frankreich (Heinrich II.) die deutschen Reichsstädte Metz, Toul und Verdun. Nach dem Einzug in Metz wurde sofort ein französischer Statthalter eingesetzt, und dieses unkluge Verfahren rettete Strass-

1. Ein gewaltsamer Versuch, die elsässischen Deutschen von der Verbindung mit Frankreich abzuhalten, verdient Erwähnung. Im Jahr 1536 hatte ein Graf von Fürstenberg deutsche Landsknechte für Frankreich angeworben und einen Weissenburger Bürger (Vogelsberger) als Oberst eingesetzt. Dieser machte sich aber selbständig und führte im folgenden Jahr 10 Fahnen Fussvolk zur Krönungsfeier des französischen Königs. Bei seiner Rückkehr liess der Kaiser ihn und 4 seiner Hauptleute ergreifen und als Landesverräther hinrichten. Für die Familien der Verbrecher sorgte er aber in grossherziger Weise (9 jüngere Söhne der hingerichteten Offiziere wurden Pagen im Hofstaat des Kaisers und einiger anderen deutschen Fürsten).

burg. Diese Stadt hatte auch im Jahr 1551 ein Bündniss mit dem französischen König nachgesucht und bewilligt erhalten, das Schicksal von Metz trieb aber nun die auf ihre Freiheit bedachten Bürger zum Widerstand. Dem König und den Gesandten des Papstes sowie der Städte Venedig, Florenz, Ferrara war Unterkunft zugesagt worden, und dies suchte der Connetable von Montmorency zum Einschmuggeln einer grösseren Truppenzahl zu benutzen. Der so verstärkte Zug der Gesandten wurde aber durch Geschützfeuer empfangen, und als ein Dutzend Leute erschossen waren, gab man die Sache als hoffnungslos auf¹.

Der 30jährige Krieg; welcher $\frac{3}{4}$ der Bevölkerung Deutschlands vernichtete und den deutschen Nationalgedanken in einige kleine Winkel zurückdrängte, gestattete Frankreich, das Versäumte nachzuholen und durch allerlei Massregeln gegen das innerlich zerfallende und von aussen bedrängte deutsche Kaiserreich die früher österreichischen Hoheitsrechte im Elsass zu erlangen. Am 9. August 1680 stellte dann der als Reunionskammer auftretende Gerichtshof von Breisach den ganzen geistlichen und weltlichen Besitz des Elsass unter die Gewalt des Königs von Frankreich und forderte alle Machthaber auf, diesem den Eid der Treue zu leisten, das französische Wappen anzuschlagen und den Gerichtshof von Breisach als obersten Gerichtshof anzuerkennen.

Der Adel des Landes stellte sich unter den Schutz des mächtigen Ludwigs XIV. (auch der Herzog von Würtemberg, im December 1680), und so musste die alleinstehende, von ihrer früheren Höhe erheblich herabgesunkene Stadt

1. Die am Tag vorher mit den Einkäufe machenden und viel Geld streuenden Intendanturbeamten in die Stadt gelangten Späher hatten von den 2 Regimentern Fussvolk u. s. w. der Besatzung genügende Kenntniss erlangt.

Strassburg wenig später — nach vielfachen Bedrückungen — vom deutschen Reich völlig verlassen — dem vor den Thoren erscheinenden und feindlich auftretenden französischen Heer sich ergeben.

Am 30. September 1681 wurde in Illkirch die Capitulationsacte unterzeichnet und französische Truppen rückten ein¹; am 30. September 1870 besetzten deutsche Truppen die zurückeroberte Stadt, welche während dieser 189 Jahre wechselnd dreimal unter königlicher, dreimal unter kaiserlicher und dreimal unter republicanischer Oberhoheit der Franzosen gestanden hatte.

Schlussbetrachtung.

Auf die Völkerkarte früherer Jahrtausende gründen viele Bewohner Frankreichs Ansprüche der Jetztzeit. Eine Verallgemeinerung solcher romanhaften Ansprüche würde seltsame Erscheinungen zu Tage fördern, und bei dieser Art der Vertheilung der Erde würden die Germanen keineswegs schlecht wegkommen. Das heutige Deutschland ist freilich wegen seiner geographischen Lage immer die Herberge der Wandervölker gewesen und würde uns zum Theil streitig gemacht werden; aber wir könnten uns auf den Burgen im schönen Südwesten Europas, im Norden Africas, im russischen Süden u. s. w. völlig schadlos halten. Wenn die Gebeine aller unserer Ahnen plötzlich zu electrischen Flammen würden, wäre die Erde jedenfalls viel besser erleuchtet, als wenn alle gallischen Gebeine aufglühten. Es ist aber wohl nützlicher, wenn wir solche Experimente nicht machen und lieber behalten, was wir haben.

1. Am 23. October 1681 hielt der König mit der Königin und anderen Mitgliedern seines Hauses einen glänzenden Einzug.

Bei Beginn der historischen Zeit war das Elsass unzweifelhaft vorwiegend, vielleicht ausschliesslich von gallischen Stämmen bewohnt. Innere Streitigkeiten der Gallier führten zum Eingreifen der Römer und der Germanen. Die erste historisch feststehende germanische Ansiedelung im Oberelsass hat auf Einladung der gallischen Sequaner stattgefunden. Die Germanen wurden keineswegs als Hunde herbeigerufen, welche die friedliche gallische Heerde gegen Wölfe schützen sollten¹; sie wurden von Galliern gegen Gallier herbeigerufen. Der Vaterlands-Verrath hat bei den Galliern früher begonnen, aber auch früher geendet als bei den Germanen.

Die als Bundesgenossen eingeladenen germanischen Stämme wurden von den Römern geschlagen und zersprengt (57 v. Chr.); Reste scheinen sich aber erhalten zu haben, oder es sind auch ferner kleinere Stämme auf friedlichem Wege eingewandert; denn die römische Regierung hat der deutschen Bevölkerung dadurch Rechnung getragen, dass das Unterelsass zu Zeiten den Namen «Obergermanien» und später «Erstes Germanien» erhielt. Als die Allemannen tributpflichtig geworden waren, trat das Elsass in enge Beziehungen zu dem übrerrheinischen Gebiet dieses Volks. Das Elsass kann somit schon zu Zeiten der Römer nicht mehr als eine rein gallische Provinz angesehen werden.

Die Verheerungen der Vandalen, Alanen u. s. w. (406) haben die gallisch- germanische Bevölkerung des Elsass grossentheils vernichtet und vertrieben; die über den

1. Ein nur auf das leichte Vordringen der Franken nothdürftig passendes Bild des geistig sehr hoch stehenden Franzosen Raoul Frary in seinem von der Académie française preisgekrönten Werk «die Nationalgefahr». (Das bei weitem mildere Bild auf Seite 121 des ersten Theils dieser Studie wurde mir von französischer Seite mehrfach zum schweren Vorwurf gemacht.)

Rhein in den ihnen bekannten fruchtbaren Gau vordringenden Allemannen besetzten ein theilweise verlassenes Land (492). Seit dieser Zeit ist das Elsass ein völlig deutscher Gau (1482 Jahre, davon 189 unter französischer Herrschaft).

Die durch den Gebirgszug der Vogesen und den Lauf des Rheins gegebenen Grenzen sind meistens auch Landesgrenzen gewesen; doch ist das Elsass zeitweise sowohl mit Landestheilen am rechten Rheinufer (Allemannien etc.) als mit fränkischen Landestheilen jenseits der Vogesen vereinigt gewesen. Nach Süden hin reichte es in das Gebiet der heutigen Schweiz hinein.

Solange Deutschland und Frankreich gemeinsam unter dem Scepter der deutschen Franken (Merovinger, Carolinger) standen, war der Sitz der Centralgewalt naturgemäss meistens auf dem Boden des heutigen Frankreichs, weil dieses das Centrum der fränkischen Staaten bildete; doch ist schon unter Pipin von Heristal das ganze fränkische Reich von Cöln aus regiert worden, weil das Centrum nach Osten vorrückte.

Unter den Franken reichte die deutsche Sprachgrenze weit in das heutige Frankreich hinein. Die gallische Sprache ist nicht nur von der römischen Kirchen- und Gesetzsprache vernichtet worden, sie ist theilweise auch vor der Sprache des herrschenden deutschen Stammes gewichen.

Wir könnten daher ebenso gegründete Ansprüche an das heutige Nancy (Nanzig), Lunéville (Lienstadt), Toul, Verdun, u. s. w. erheben, als die Galloromanen an Strassburg und Metz geltend zu machen vermögen.

Aus den entsetzlichen Wirren des Faustrechts rettete ein starkes Königthum Frankreich mehrere Jahrhunderte früher, als das unter seinen Wahlkaisern zerrüttete Deutschland sich erheben konnte.

Die Erhebung Deutschlands datirt erst vom Jahre 1870. Es ist daher nicht wunderbar, dass verschiedene seit der Völkerwanderung deutsche Provinzen eine Beute der starken französischen Könige werden konnten.

Der erste starke deutsche Erbkaiser hat einen Theil dieser deutschen Lande zurückgenommen; seine Nachkommen auf dem nunmehr dem Kampf der Parteien entrückten deutschen Kaiserthron werden sie allezeit zu vertheidigen wissen.

Die im französischen Volk jetzt vielfach verbreitete Meinung, dass der Rhein die natürliche Grenze zwischen Deutschen und Franzosen sei, wird im Licht der nicht verfälschten Geschichte zur Lächerlichkeit. Als die Armagnacs als Bundesgenossen des deutschen Kaisers in das Elsass einrückten und dieses dann in heimtückischer Weise zu erobern suchten, befolgte zwar der französische Hof die seitdem andauernd geübte räuberische Angriffspolitik, das französische Volk aber war damit nicht einverstanden. Die Pläne mehrerer dem Grössenwahnsinn verfallenen Fürsten und die einseitig gefärbte Geschichtsschreibung mancher einflussreichen Gelehrten haben erst sehr viel später den deutschen Rhein in der Meinung vieler oberflächlich urtheilenden Franzosen zu einem halbfranzösischen Fluss werden lassen. Es ist aber nicht unmöglich, dass hochgebildete Franzosen sich von diesem irre geleiteten Nationaldünkel frei machen und die Geschichte Elsass-Lothringens unparteiisch betrachten werden.

Solange aber eine solche Gegenwirkung gegen jenen zu einem Glaubenssatz gewordenen Irrthum sich nicht fühlbar gemacht hat, solange vielmehr diese das deutsche Nationalgefühl schwer verletzenden ungegründeten Ansprüche sogar in den Schulen durch irrthümliche Geschichtslehren genährt werden, muss das deutsche Schwert immer des Stromes Hüter sein.

Wenn die Franzosen ihre Lüsternheit nach der Rheingrenze beibehielten, würden die Deutschen mit Ansprüchen auf Nanzig, Rumelsberg (Remiremont) u. s. w., kurz gesagt mit einer wohlbegründeten deutschen Reunionskammer antworten müssen.

Die Verhältnisse Elsass-Lothringens sind durch die in der Einleitung zum I. Theil dieser Studie berührten Staatsverträge endgültig geregelt. Wenn sie aber als offene Frage dem erleuchteten Urtheil eines alle irdischen Verhältnisse aus einem höheren Gesichtspunkt auffassenden Geisterfürsten unterbreitet werden könnten, wäre die Entscheidung etwa zweifelhaft?

IV.

Die den Verlauf des Krieges bedingenden Verhältnisse.

a. Die Seemacht Frankreichs und Deutschlands.

Das Wasser bildet eine der hauptsächlichsten Lebensbedingungen der auf der Erde sich formenden organischen Gebilde; wir erkennen es auf anderen Planeten unseres Sonnensystems, wir vermuthen es in den fernsten Räumen des Alls. Seine verschiedenen Formen sind den einfachen Jägern und Hirten früherer Jahrtausende ein Gegenstand der Liebe und Verehrung, wie der Furcht, des Schreckens gewesen; sie werden die gelehrtesten Forscher ferner Geschlechter noch Geheimnisse ahnen lassen.

Der Kreislauf des Wassers bietet das grossartigste Schauspiel irdischer Verwandlungen, und wo Menschen wohnen, athmen, zeigt ihnen schon der murmelnde Quell den Weg zum ewigen Meer.

Erst seit wenigen Jahrhunderten ist der grösste Theil der tropfbar flüssigen Erdoberfläche uns zugänglich geworden; seine erstarrten Polarflächen, seine unergründlichen, an die Schlöte des Erdinnern grenzenden Tiefen werden dem Menschen wohl für immer unerreichbar bleiben.

Das Meer musste somit bei allen geistig entwickelten Völkern ein besonderes Interesse erwecken. Man hat es mit den verschiedensten Göttergestalten bevölkert; es ist der begrenzten Anschauung vieler Erdenbewohner der

Begriff der Unendlichkeit gewesen; es dient uns noch heute als Symbol des im ewigen Wechsel Unveränderlichen. An seinen Ufern beschleichen uns seltsame, widersprechende Gedanken unserer irdischen Kleinheit, unserer Hülfslosigkeit, Gefühle der Freude, des Stolzes bei dem Kampf des Schwachen gegen eines der gewaltigsten Elemente.

Die an das Meer sich knüpfende Sagenwelt unserer Vorfahren erfreut das Herz des Kindes; die Geschichte abenteuerlicher Seefahrten entzückt den Jüngling; die ernstesten Gefahren des Seelebens reizen den starken Mann.

So ist denn das meerbefahrende Schiff ein geeignetes Heim für den wetterharten Germanen.

Als unsere Ahnen den schwersten Speer, die gewaltigste Streitaxt mit fester Hand führten, war die Leistung des Seemanns schon eine mindestens ebenbürtige; in unserer Zeit physischer Erschlaffung ist sie eine der Hochburgen für die Pflege altgermanischer Kraft, altgermanischen Muthes.

Es wird daher für alle Zeiten die Schöpfung einer einheitlichen, mächtigen deutschen Kriegsflotte einen gewaltigen Zweig in dem Ruhmeskranz der Hohenzollern bilden.

Unser Landheer kann uns mit Freude erfüllen, aber seine Zusammensetzung zeigt noch manche Spalten, welche unsere Feinde hoffen lassen, dass die deutsche Bruderliebe nur ein Modeartikel sei, dass die Privatinteressen einzelner deutschen Fürstenfamilien, die hinterlistigen Rathschläge des Auslands ausreichen könnten, uns zu den brudermörderischen Kämpfen der Vorfahren zurückzuführen und so den Boden unseres Vaterlandes wieder zu geeigneten Beutestücken der Nachbarn umzugestalten.

Die Kriegsflotte ist das wirkungsvollste Bild der

deutschen Einigkeit. In dem Wehen ihrer Flaggen klingt das Lied von unserer Versöhnung, von unserem gemeinsamen Schaffen über alle Meere der Erde.

Wenn ich im Nachstehenden die Einrichtungen der deutschen Flotte nur obenhin berühre, so ist dies hier nach nicht Mangel an Liebe für diese Musterschöpfung unseres verehrten Kaisers; es ist auch nicht Mangel an Zutrauen, denn über solche Sache kann auch eine mittelmässige Feder viel Schönes bringen; es ist vielmehr die Ueberzeugung, dass tüchtigere Kräfte der Schilderung dieses für die inneren und äusseren Interessen unseres Vaterlandes wichtigen Gegenstandes sich zugewendet haben und dauernd dafür thätig sind.

Dem Zweck dieser Studie entsprechend habe ich aber in abgekürzter Form die Einrichtungen der französischen Flotte zu schildern, welche in ihrer einheitlichen Organisation dem Nachbarland schon seit Jahrhunderten die wichtigsten Dienste geleistet hat.

L'armée navale («*Avant la bataille*», Seite 419—475).

Das französische Seeheer soll die Küstenlande vertheidigen, den überseeischen Handel und die Colonien schützen; sie soll die Lebensbedingungen des Feindes überall da, wo sie verwundbar sind, angreifen, die feindlichen Angriffe durch geschickte Diversionen ablenken, seine reichsten Besitzungen bedrohen.

Hieraus folgt eine offensive und eine defensive Aufgabe. Die erstere wird erfüllt durch die für die hohe See bestimmte Flotte, die zweite durch verschiedene feste oder bewegliche Vertheidigungseinrichtungen in jedem Hafen Frankreichs oder seiner Colonien.

Es bestehen enge Beziehungen zwischen der Kriegs- und der Handelsflotte. Die erstere ist die Pflanzschule

für die letztere; sie ist im Bedarfsfall dazu bestimmt, diese zu schützen, zu vertheidigen.

In Folge dessen trägt die Handelsmarine nicht den privaten Charakter anderer Industriezweige; sie ist der Ueberwachung des Staates unterworfen, welcher die Führung der für weite Fahrt wie für die Küstenschiffahrt bestimmten Schiffe nur durch Seeleute gestattet, deren bezügliche Kenntnisse durch eine Prüfung festgestellt worden sind.

Der Staat gewährt ferner Preise und Unterstützungen für die Construction und die Fahrt der Handelsfahrzeuge; er überwacht die Befolgung der für die Seepolizei gültigen Gesetze und Reglements; er übt eine Schutzherrschaft über die unter der französischen Handelsflagge fahrenden französischen Seeleute; er bewilligt denselben nach einer Fahrzeit von 300 Monaten Pensionen, welche theilweise sich auf ihre Frauen und Kinder übertragen.

Ministère de la marine et des colonies.

Der Minister der Marine und der Colonien ist der Chef des Seeheers, wie der Kriegsminister der Chef des Landheers ist. Er wird in der Oberleitung der Colonialangelegenheiten durch ein Mitglied des Parlaments (als Unterstaatssecretär) unterstützt.

Die Zuweisung der Colonialverwaltung an die Marine wird von «*Avant la bataille*» als fehlerhaft bezeichnet. Sie soll sich für das Ministerium des Aeusseren oder des Handels besser eignen.

Das Gebiet der französischen Colonien, ungerechnet Algerien, umfasst eine Bevölkerung von etwa 30 Millionen Menschen, welche theils unter der directen Herrschaft, theils unter der Schutzherrschaft der Franzosen stehen.

Die Interessen der Marine sind nach «*Avant la bataille*» seit 1870 erheblich vernachlässigt worden; doch haben die später fast gleichzeitig unternommenen Expeditionen gegen Tunis, Tonkin, Madagascar, Formosa, Annam, Cambodscha den Seestreitkräften ungeheure Leistungen zugemuthet, denen das Personal in Folge seines ausserordentlichen Eifers genügen konnte, denen aber das todte Material nicht gewachsen war.

Die neu gewonnenen Positionen von Tunis, Tamatave, Obock, der Bai von Along u. s. w. haben der Strategie des Seekriegs wichtige Stützpunkte geliefert, welche das Kreuzen gegen feindliche Kriegs- und Handelsschiffe erleichtern und eine Erschöpfung der Kohlen- und sonstigen Vorräthe in den betreffenden Meerestheilen nicht mehr befürchten lassen; doch wird ein grosser Theil der Kriegsschiffe wegen ungenügender Widerstandsfähigkeit gegen die feindlichen Geschosse und unzureichender Fahrtgeschwindigkeit für mehr oder weniger ungeeignet gehalten, von diesen Errungenschaften Nutzen zu ziehen.

«*Avant la bataille*» spricht die Hoffnung aus, dass man fortan der Flotte dieselbe Sorgfalt zuwenden werde, welche das Landheer so sehr vervollkommnet habe.

Der Generalstab des Marineministers ist in 3 Sectionen eingetheilt (militärische Operationen, militärisches und maritimes Nachrichtenwesen, Vertheidigung der Kriegshäfen).

Die Centralverwaltung umfasst die nachstehenden Behörden:

- den Rath der Admiralität,
- das Cabinet des Ministers,
- die Directionen für das Personal, das Material, den Verwaltungsdienst, das höhere Rechnungswesen,
- die Generaldirection des Torpedowesens,

die Centralbehörden der Colonien,
das Invalideninstitut der Marine,
die Generalinspectionen der Marineartillerie, der Marineinfanterie, des Ingenieurcorps, des Sanitätswesens der Marine, der maritimen Arbeiten,
den Rath für die Marinearbeiten,
die Commissionen für die Einkäufe, für Maschinen, für Ausrüstungsstücke,
das Depot der Karten und Pläne,
das Comité für Hydrographie,
das Prisengericht,
den höheren Colonialrath,
die Commission für Leuchtthürme,
das Bureau für geographische Längenmessung,
das Laboratorium der Marineartillerie u. s. w.

Budget de la marine.

Das für 1886 gültige Marine-Budget beträgt in Ausgabe 250270473 Francs. Es ist indessen in letzter Zeit dem Marine-Minister ein extraordinärer Credit von 200 Millionen Francs für die Erneuerung und Ergänzung des Schiffsmaterials und der Küstenwerke bewilligt worden, dessen Deckung auf eine Reihe von Jahren vertheilt wird.

Organisation de l'armée navale.

Das Territorium Frankreichs ist für Marine-Zwecke in fünf Bezirke (Arrondissements) eingetheilt (Hauptorte: Cherbourg, Brest, Lorient, Rochefort, Toulon), deren Dienstbetrieb von je einem activen Viceadmiral als Seepräfecten versehen wird. Derselbe steht an Rang einem ein Geschwader commandirenden Viceadmiral oder einem Divisionsgeneral des Landheers gleich.

Der Befehlsbereich dieses Seepräfecten bezieht sich auf alle innerhalb seines Bezirks befindlichen Marine-Etablissements, auf alle dort bewirkten Einkäufe, Bestellungen, Anfertigungen. Zugleich ist dieser Viceadmiral Gouverneur des betreffenden Hauptkriegshafens. Seine Competenz im Kriegsfall ist gegenüber den Generalen des Landheers genau geregelt; die Armierungsarbeiten der betreffenden Festungen und Küstenwerke werden von ihm geleitet.

Unter dem unmittelbaren Befehl des Seepräfecten stehen:

1. der Generalmajor des Bezirks (ein Contreadmiral) als Stellvertreter des Seepräfecten, welcher insbesondere die Marineoffiziere, alle Marinetruppen des Bezirks sowie das Personal der armirten oder desarmirten Schiffe commandirt;
2. der Flottenmajor (ein Stabsoffizier oder General der Marine), welcher die Schiffe in Bezug auf ihre Armirung und Dienstthätigkeit controlirt;
3. der Generalcommissar, dem die Oberleitung aller Dienstzweige zusteht, welche die Ausrüstung, die Verwaltung und die Rechnungslegung betreffen;
4. der Director des Schiffbaues, welcher alle Dienstzweige des Baues, der Unterhaltung und Reparatur der Fahrzeuge beaufsichtigt;
5. der Artillerie-Director (meistens ein Oberst der Marine-Artillerie); ihm unterstehen Handwerksstätten, Giessereien, Waffenfabriken, Zeughäuser, Feuerwerks-Etablissements, Pulvermagazine, Küstenbatterien u. s. w.;
6. der Hafen-Director (meistens ein Linienschiffs-Capitän); er beaufsichtigt die desarmirten Kriegsfahrzeuge;

7. der Director der unterseeischen Vertheidigung, beauftragt mit dem gesammten Torpedodienst;
8. der Director des Sanitätsdienstes;
9. der Director der Wasserbauten und Civil-Fahrzeuge, Chef-Ingenieur der Brücken und Chausseen, welcher der Marine attachirt ist, um unter der Controle der Marine-Behörden den Bau und die Unterhaltung der Gebäude und Hafenanlagen jeder Art zu leiten und zu überwachen.

Ausserdem giebt es in jedem Bezirk einen Chef-Inspecteur der Verwaltungszweige der Marine, welcher zwar dem Seepräfecten äusserlich unterstellt ist, in Bezug auf die Ausübung seines Dienstes aber nur vom Marine-Minister abhängt, mit welchem er direct correspondirt. Alle Magazine, Bureaux und Etablissements jeder Art stehen dem Chef-Inspecteur jederzeit offen; er kann überall die strenge Beobachtung der Gesetze, Verordnungen und Reglements von den Marine-Behörden fordern und berichtet direct an den Minister, wenn seinen Forderungen nicht genügt wird. Seine Controle erstreckt sich sowohl auf die Verwendung des Geldes als auf den Verbrauch des Materials jeder Art.

Alle vorgenannten Chefs bilden unter dem Vorsitz des Seepräfecten einen Verwaltungsrath, welcher mindestens zweimal monatlich zusammentritt.

Jeder Marinebezirk ist in mehrere Unterbezirke eingetheilt, welche wieder in Quartiere, Unterquartiere, Syndicate zerfallen. Die letztgenannten kleinsten Unterabtheilungen der Bezirke werden von alten Seeleuten versehen, welche, vom Minister ernannt, unter Aufsicht der Behörden über die Befolgung der für ihre Genossen gültigen Bestimmungen wachen und als Vertrauensmänner zwischen diesen und den höheren Staatsbeamten dienen.

Die Bezirke Brest, Lorient, Rochefort sind in je zwei,

Cherbourg, Toulon in je drei Unterbezirke eingetheilt. Corsica bildet einen Unterbezirk von Toulon.

Die algerische Küste ist in zwölf Quartiere eingetheilt; ihre Verwaltung gipfelt in dem Commandanten der Marine (Contreadmiral), welcher in Algier wohnt und unter dem Befehl des dortigen Generalgouverneurs steht.

In Bezug auf die Mobilmachung und die Controle der Reservisten des Seeheers ist ganz Frankreich in 5 Theile getrennt, welche sich an die genannten 5 Küstenbezirke anlehnen. Die Reservisten des Seeheers stellen sich bei Einberufungen zu Uebungs- oder Mobilmachungszwecken in den genannten Hauptorten der Bezirke.

Der Marine-Minister führt die Oberverwaltung in allen französischen Colonien mit Ausnahme von Tonkin, dem Königreich Annam, der Regentschaft Tunis, der Insel Madagascar, den westafrikanischen Besitzungen (incl. des Congogebietes).

Diese vorgenannten Colonien stehen unter dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

État-major de l'armée navale.

Das Marine-Offiziercorps, welches den Stab des Seeheers liefert, ergänzt sich vorwiegend aus den Schülern der auf der Rhede von Brest eingerichteten Marineschule. Das Linienschiff «Borda» ist mit den entsprechenden Einrichtungen versehen, und das Schiff «Bougainville» ist ihm für die Einübung des Matrosendienstes auf See beigegeben.

Der Schüler legt nach einem Jahr eine Prüfung ab und wird nur bei günstigem Ausfall derselben zu weiterer Ausbildung zugelassen; nach einem zweiten Jahr legt er eine weitere Prüfung ab und wird eventuell Aspirant zweiter Classe; ein drittes Dienstjahr auf dem Uebungsschiff «La Flore» gewährt ihm die Zulassung zur Schlussprüfung

und eventuell den Titel eines Aspiranten erster Classe, welcher den Eintritt in die Laufbahn der Marineoffiziere eröffnet.

Der Aspirant erster Classe kann nach zweijähriger Dienstleistung zum Schiffsfähnrich ernannt werden, welcher Grad dem des Lieutenants im Landheer entspricht. Die weiteren Chargen sind folgende:

Schiffslieutenant = Hauptmann des Landheers,
Fregattencapitän = Oberstlieutenant des Landheers,
Linien Schiffscapitän = Oberst des Landheers,
Contreadmiral = Brigade-General des Landheers,
Viceadmiral = Divisions-General des Landheers,
Admiral = Marschall von Frankreich.

Der Grad des Corvetten Capitäns (= Bataillonscommandeur) ist eingegangen.

Das Avancement der Marineoffiziere erfolgt bis zum Grad des Fregattencapitäns nach der Anciennität oder nach Auswahl, von da ab nur noch nach Wahl.

Das Avancement ist besonderen Bedingungen unterworfen (Urtheil des Admiraltätsraths, Minimum practischen Seedienstes u. s. w.).

Der Eintritt in die Laufbahn der Marineoffiziere steht auch den Schülern der polytechnischen Schule frei sowie auch Auxiliaroffizieren, welche das Patent eines Capitäns für weite Fahrt erworben haben.

Die Vice- und Contreadmirale bilden den Stamm für den Generalstab des Seeheers. Dieser ist in 2 Sectionen eingetheilt, deren erste die im activen Dienst befindlichen und zur Disposition stehenden Admirale, deren zweite diejenigen der Reserve umfasst.

Die Viceadmirale treten in das Reserveverhältniss über mit 65, die Contreadmirale mit 62 Jahren. Im Kriegsfall können sie zum activen Dienst wieder einberufen werden;

84 IV. Die den Verlauf des Krieges bedingenden Verhältnisse.

die bezüglichlichen Gesetze sind dieselben wie in dem Landheer.

Die Viceadmirale, welche in Kriegszeiten ein Seeheer commandirt und sich durch hervorragende Leistungen vor dem Feind ausgezeichnet haben, bleiben activ ohne Altersgrenze.

Im Jahr 1886 waren die Stämme der Marineoffiziere folgendermassen zusammengesetzt:

Viceadmirale, welche in der		
ersten Section dauernd ver-		
bleiben	3	
Viceadmirale in Activität . . .	16	
Contreadmirale	30	
	Summa . . .	49 (Deutsche Marine 11).
Reserve: Viceadmirale	5	
Contreadmirale	3	
	Summa . . .	8
Ausser Dienst: Viceadmirale . .	14	
Contreadmirale	26	
	Summa . . .	40
Linienschiffscapitäne	105	
Fregattencapitäne	212	
Schiffslieutenants	743	
Schiffsfähnrichs	286	
Aspiranten erster Classe . .	129	
Aspiranten zweiter Classe .	91	
	Summa . . .	1566 (Deutsche Marine 578.)

Die Zahl der Reserve-Offiziere (vom Fähnrich bis zum Linienschiffscapitän) betrug 49.

Die Marine-Offiziere (ausschliesslich der Admirals-Classen) sind der Zahl nach auf die 5 Bezirke vertheilt; die Capitäns-Classen können ausserhalb der Hafenorte wohnen, die unteren Classen müssen aber in diesen selbst sich aufhalten.

Eine Anzahl Marine-Offiziere ist detachirt (als Capitäne der Packet-Boote und Handelsschiffe, zur Leitung industrieller Unternehmungen, welche mit der Marine zusammenhängen, zur Dienstleistung bei auswärtigen Regierungen). Sie beziehen während ihres Urlaubs keinen Sold und scheiden aus der Anciennitätsliste aus.

Es giebt auch Marine-Offiziere, denen ein fester Wohnsitz angewiesen ist. Sie versehen den Dienst in den Häfen und auf den Rheden, leiten die unterseeischen Verteidigungs-Anlagen, Observatorien u. s. w.

Etwa zwei Drittel der Marine-Offiziere ist auf Schiffen in Thätigkeit.

Recrutement de l'armée navale.

Das Seeheer recrutirt sich durch die in die Matrosenlisten eingetragenen jungen Leute, durch Freiwillige und, wenn diese bei den Classen nicht ausreichen, durch ein Recruten-Contingent des Landheeres (die niedrigsten Nummern der Ausloosung).

Es treten jährlich etwa 4 000 Eingeschriebene, 7 000 Freiwillige und 7 000 Recruten des Landheeres (Sa. 18 000) ein, für welche alle die 5jährige Dienstzeit in Geltung ist.

Inscription maritime.

Die Matrosen-Einschreibung bildet nach dem Vorstehenden nicht der Zahl nach, wohl aber der Tüchtigkeit nach die wichtigste Quelle für die Ergänzung des See-

heeres. Diese von dem berühmten Minister Colbert eingeführte Einrichtung sichert der Marine ein zahlreiches Personal erfahrener, seit ihrer Kindheit an die Strapazen des Seelebens gewöhnter Matrosen.

Die Eintragung in die Listen erfolgt mit 18 Jahren, wenn der Betreffende 2 weite Seefahrten auf einem Kriegs- oder Handelsschiff gemacht hat, oder wenn er 18 Monate zur See gewesen ist, oder wenn er 2 Jahre lang die Küstenfischerei betrieben hat, und wenn er erklärt, das Seeleben weiter führen zu wollen.

Der Eingeschriebene ist dienstpflichtig vom 18ten bis zum 50sten Jahre. Während der ersten 7 Jahre kann er auf Anordnung des Marine-Ministers einberufen werden, später nur auf Grund eines Befehls des Präsidenten der Republik.

Die obligatorische Dienstpflicht beginnt für den jungen Seemann bei seiner ersten Rückkehr nach Frankreich, nachdem er das Alter von 20 Jahren erreicht hat; er kann aber bei genügender Körperbeschaffenheit auf Wunsch schon mit 18 Jahren eingestellt werden.

Die eigentliche Dienstzeit dauert 5 Jahre, doch werden die Seeleute schon nach 3 Jahren entlassen, wenn die dienstlichen Rücksichten es gestatten. Bleiben die jungen Leute während der nächsten 2 Jahre im Dienst der Küstenschiffahrt, der kleinen Fischerei oder der Vermessung nah zur Hand, so zählen diese Jahre als Dienstjahre. Bis zum 50. Jahr dürfen die Eingeschriebenen nur auf französischen Schiffen dienen und sich nicht im Ausland niederlassen.

Als Gegenleistung bewilligt der Staat dem Seemann nach 300 Monaten Fahrt auf französischen Kriegs- oder Handelsschiffen eine Pension, welche Halbsold genannt wird. Die erheblichen Summen dieser Pension werden dadurch gewonnen, dass von allen an Offiziere und Ma-

trosen der Kriegs- und Handels-Flotte gezahlten Gehältern, sowie von allen Einkäufen 3 % einbehalten werden. Die Pension der Wittwe beträgt die Hälfte des ihrem Mann zustehenden Halbsolds, und dieser Betrag geht auch auf die minderjährigen Kinder über.

Les équipages de la flotte.

Die Schiffsbesatzungen werden aus den genannten 3 Arten von Recruten zusammengesetzt und entweder auf Schiffen oder in Compagnien formirt in den Häfen ausgebildet.

Das an Land befindliche Personal der Schiffs-Besatzungen ist in 5 Divisionen eingetheilt (2 erster Classe in Brest und Toulon, 3 zweiter Classe in Cherbourg, Lorient, Rochefort). Zu jeder Division gehört eine Anzahl Schulen, welche die jungen Leute für die Einschiffung vorbereiten.

Unter der Benennung «Neulinge» (novices) werden die Seeleute einbegriffen, welche ihrem Alter und ihren Eigenschaften nach noch nicht Matrosen sein können und nur provisorisch in die Listen eingetragen sind. Ihre Eintragung wird definitiv, sobald sie jenen Bedingungen entsprechen.

Marine-Lehrlinge (apprentis marins) werden diejenigen genannt, welche bei ihrem Austritt aus der Schiffsjungen-Schule ein Engagement eingehen, ferner die auf 5 Jahre eintretenden Freiwilligen und die Landrecruten, welche noch nicht zum Matrosen 3. Classe geeignet sind.

Die Bedingungen für das Aufrücken zum Matrosen 2. und 1. Classe sind genau geregelt. Die sehr verschiedenartigen Stellen, welche zwischen den Matrosen und Marine-Offizieren bestehen, sind durch eine allgemeine Eintheilung mit den Unteroffizierchargen des Landheeres in Verbindung gebracht (quartier-mâitre=caporal, second-mâitre=sergent, mâitre=sergent-major, premier-mâitre=adjutant).

Die Seeleute der Flotten-Equipagen tragen ein und dieselbe Uniform mit den entsprechenden Gradabzeichen; sie werden an Bord in die verschiedenartigen Dienstzweige vertheilt, welche für die Bewegung und die Kampfthätigkeit der Kriegsschiffe erforderlich sind.

Die Zahl dieser Dienstzweige beträgt 10; in 6 derselben kann man zum Marine-Offizier aufrücken.

Ausserhalb dieser professionell eingetheilten Seeleute stehen noch die Lootsen, Tambours und Spielleute, eine gewisse Anzahl Seeleute ohne spezielle Ausbildung und Profession, die Novizen und Lehrlinge.

Der Spezialberuf wird durch ein besonderes Zeugniß bescheinigt, welches an Bord Anrecht auf bezügliche Zulagen gewährt. Prüfungen gehen der Ertheilung jener Zeugnisse voraus.

Die in «*Avant la bataille*» eingehend geschilderte Ausbildung der Seeleute läßt eine grosse Zweckmässigkeit der bezüglichen Einrichtungen erkennen.

Ausser den Spezialschulen sind noch mehrere Schulen für Kinder von 7 bis 13 und Knaben von 13 bis 16 Jahren vorhanden, welche den Familien der Seeleute eine Erleichterung gewähren und die Söhne dem Beruf des Vaters erhalten.

Eine Schule der Gymnastik in Joinville-le-Pont bildet Lehrer für die Schiffs-Besatzungen aus.

Die Stärke der Flotten-Equipagen beträgt 37 232 Mann. Der Zutritt der 2 Jahres-Contingente eingeschriebener Matrosen und Freiwilligen, welche sich nach Ableistung ihrer Dienstzeit auf Dispositions-Urlaub befinden, steigert die Zahl der ausgebildeten Seeleute auf 78 000 Mann (deutsche Marine 27 165). Werden alle nach dem Gesetz dienstpflchtigen Seeleute einberufen, so steigt diese Zahl über 100 000.

Die Liste der Schiffsvertheilung des Jahres 1885 weist nach: 1 Evolutions-Geschwader, 8 Schiffs-Divisionen in den verschiedenen Meeren, 8 Local-Stationen in den Colonien, 3 Seestationen (1 zu wissenschaftlichen Zwecken, 2 zum Schutz der Fischerei), zwei Entsendungen nach Corsica und Tunis, Schiffsverkehr zu Transportzwecken, 9 Schiffsschulen verschiedener Art.

Die Gruppierung der Seeleute in den 5 Haupt-Kriegshäfen lässt erkennen, dass die Stärken der Compagnien nach Bedarf bemessen werden und sehr verschieden sind (159 bis 443 Mann), und dass nur ein Füsilier-Bataillon besteht (799 Mann). Von Interesse ist auch, dass im Senegal eine Compagnie Eingeborener als Mechaniker (Maschinisten) ausgebildet wird.

Les officiers mécaniciens.

Die moderne Kriegsmarine stützt sich mehr und mehr auf die Kraft der Maschinen. Die Geschwindigkeit der Kriegsschiffe ist ein Hauptfactor ihrer Leistung. Die Construction der Maschinen, ihre zweckmässige Verbindung mit den verschiedenartigen Schiffskörpern bilden eines der grossartigsten Uebungsfelder für den schaffenden Menschengeist. Folgerichtig ist auch der Betrieb der Maschinen zu einer wichtigen Wissenschaft herangewachsen.

Das Corps der Mechaniker der Flotte umfasst 109 Offiziere in 3 Rangclassen, ferner ein in 6 Rangclassen eingetheiltes Unteroffizier-Corps und die Heizer.

Neuerdings ist für das Torpedowesen ein besonderes Corps von Mechanikern gebildet worden. Die Torpedoboote für den Gebrauch auf hoher See, wie die für die Küstenvertheidigung bestimmten werden von Marine-Offizieren commandirt; die Offizier-Mechaniker beaufsich-

tigen aber den Betrieb der Maschinen und die maschinellen Einrichtungen der Torpedos.

Le génie maritime.

Die Leitung der auf den Schiffsbau bezüglichen Arbeiten steht dem Corps der Marine-Ingenieure zu. Dasselbe ergänzt sich aus den Schülern der polytechnischen Schule, welche auf der Seeingenieur-Schule von Cherbourg während eines zweijährigen Cursus die Schiffsbaukunst, Maschinenkunde u. s. w. erlernen.

Das Corps umfasst 139 active Ingenieure, 6 der Reserve und 51 der höchsten Unteroffizier-Rangklasse angehörige Ingenieure.

Die Maschinen-Werkstätten befinden sich in Indret nahe bei Nantes; Eisenwerke für Ketten, Anker, Schiffswinden u. s. w. sind in Guérigny eingerichtet.

Les ingénieurs hydrographes.

Das Ingenieur-Corps für Hydrographie geht auch aus der polytechnischen Schule hervor und zählt etwa 20 Mitglieder. Ihm liegt die Aufnahme und Correctur der Seekarten, das Entwerfen der für die Schifffahrt bestimmten Instructionen, die Beobachtung der Ebbe und Fluth und anderer Meeresströmungen, der für die Schifffahrt bedeutsamen magnetischen und meteorologischen Erscheinungen, die Beschaffung, Reparatur und Erhaltung der für den Gebrauch an Bord bestimmten Instrumente ob. Ein Theil dieser Ingenieure ist dem in Paris befindlichen Depot von Karten und Plänen der Marine zugewiesen, die anderen sind an den Küsten Frankreichs und seiner Colonien und auf verschiedenen Seestationen mit der Lösung der ange deuteten Aufgaben beschäftigt.

Le commissariat de la marine.

Das Marine-Commissariat führt die Oberleitung aller Verwaltungs-Behörden der Marine sowohl an Land als an Bord. Ihm unterstehen zahlreiche Hülfs-corps. Seine Thätigkeit gleicht im grossen Ganzen derjenigen der Intendantur des Landheers. Die Verwendung des Geldes, des Materials der Häfen, Arsenale, Schiffe und Magazine der Seestationen, die Controle aller in den Werkstätten ausgeführten Arbeiten, der Dienst der «*inscription maritime*» (Listen der dienstpflichtigen, bezüglich pensionsberechtigten Seeleute), die Verwaltung der Hospitäler, das Proviantwesen u. s. w. unterstehen dieser Behörde.

Die Zahl der Beamten beträgt in Frankreich 453, in den Colonien 155; ausserdem zählt die Verwaltung 459 Agenten.

Inspection des services administratifs.

Die im Vorstehenden als Lateralbehörden der Seepräfecten geschilderten Inspectionen der gesamten Marine-Verwaltungsbehörden zählen 53 Beamte.

Corps de santé.

Das Sanitäts-Corps der Marine enthält 783 Aerzte (davon 720 active) und 108 Apotheker (davon 101 active). Es sind drei Schulen für die Aerzte und Apotheker der Marine vorhanden (Brest, Rochefort, Toulon).

Ingénieurs des ponts et chaussées.

Verschiedene Arbeiten der Marine werden durch mehrere Corps von Agenten ausgeführt. «*Avant la bataille*» hebt unter diesen die 19 vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten abgezweigten Ingenieure hervor, welche unter Aufsicht der Marine-Behörden Wasserbauten leiten.

L'infanterie de marine.

Die Marine-Infanterie garnisonirt in den Kriegshäfen des Mutterlandes und in den Colonien.

Die Maximaldauer des Aufenthalts ist für Senegal, Guyana, Cochinchina auf zwei Jahre, für alle übrigen Colonien auf drei Jahre festgesetzt.

Die Marine-Infanterie ist stark 1071 Offiziere, 19382 Mann. Die Generalität umfasst zwei Divisions- und vier Brigade-Generale. (Das deutsche Seebataillon ist in zwei Halbbataillone zu je drei Compagnien formirt und zählt 52 Offiziere etc.)

Die Offiziere ergänzen sich aus Saint-Cyr und Saint-Maixent. Die Truppe ist eingetheilt in vier Regimenten zu je 45 bis 47 Compagnien (Stabsquartiere: Cherbourg, Brest, Rochefort, Toulon).

Ungefähr die Hälfte der Mannschaft befindet sich in Frankreich. Die Vertheilung der Colonial-Garnisonen auf die vier Regimenten lässt erkennen, dass eine möglichst gleichmässige Zuweisung der sehr entfernten oder gesundheitsgefährlichen Wohnorte angestrebt wird.

Die Marine-Infanterie verfügt über eine Reserve von 4600 Mann. Die Mannschaften treten später zur Territorial-Armee über.

Es giebt wie bei dem Landheer Disciplinar-Compagnien (eine der Flotte, welche etwa 250, zwei der Colonien, welche zusammen etwa 350 Köpfe zählen).

Die aus Eingeborenen der Colonien formirten Truppen werden von Offizieren der Marine-Infanterie commandirt und enthalten:

- | | |
|------------------------------------|-------------------|
| 1 Regiment Tirailleure des Senegal | zu 2 Bataillonen, |
| 1 Regiment | » von Annam » 3 » |
| 4 Regimenten | » » Tonkin » 3 » |

ferner 2 Compagnien Sepoys in Indien und
1 Peloton Milizen in Obock.

Die in den Colonien wohnenden Franzosen sind der allgemeinen Wehrpflicht nicht unterworfen, doch hat La Réunion bei dem letzten Krieg auf Madagascar ein Bataillon Freiwilliger gestellt.

Die Neuorganisation der annamitischen Armee vollzieht sich unter Verwendung von Offizieren der Landarmee und unter Leitung des Kriegsministers.

Die von «*Avant la bataille*» im Kriegsfall erwartete Gesamtstärke der Marine-Infanterie wird auf 50000 Mann angegeben, doch dürften für einen europäischen Krieg wenig über 15000 Mann verfügbar sein.

Spahis sénégalais.

Die Spahis des Senegal (178 Mann) bilden die erste Schwadron des ersten Regiments algerischer Spahis.

Artillerie de marine.

Die Marine-Artillerie versieht den Dienst der Artillerie-Directionen in den Seearsenalen und bei der Anfertigung der Geschützrohre, Lafetten, Geschosse und der sonstigen Artillerie-Geräthe, welche bei der Armirung der Kriegsschiffe, sowie der Küstenforts und Küstenbatterien erforderlich sind.

Die Friedensstärke beträgt 5485 Mann (incl. 708 Offiziere), von denen etwa 1500 in den Colonien thätig sind. Diese Truppe ist als ein Regiment formirt, dessen Stab, Depot und Kern der Mannschaft sich in Lorient befindet.

Das Regiment zerfällt in 36 Batterien (excl. sieben Zwillingsbatterien) und 10 verschiedenartige Compagnien (Fahrer, Arbeiter, Feuerwerker).

Das Geschützmaterial der Marine-Artillerie ist sehr gut construiert. Es enthält die nachstehenden Caliber, sämtlich als gezogene Hinterlader mit centraler Zündung:

Revolver- und Schnellfeuer-Kanonen von 37, bezüglich 47 mm Caliber, Bronze-Kanonen von 65 und 90 mm, das Geschütz-System Modell 1870 und aptirtes Modell 1870 (gusseiserne Rohre mit stählernem Kernrohr und schmiedeeisernen Ringen) mit den Calibern 14, 16, 24, 27, 32 cm,

das Geschützrohr Modell 1870/79, von 32 cm Caliber für die Küstenwerke (verlängertes Rohr von vorstehender Haupteinrichtung),

die Construction Modell 1870/1881 für die Küstenwerke (27 und 32 cm),

die Construction Modell 1875 und Modell 1875 aptirt (in Stahl mit Kernrohr und Ringen), desgleichen das Modell 1875/1879 gleicher Hauptconstruction von 37 cm Caliber,

das Geschütz-System von 1881 (in Stahl) mit nachstehenden Calibern: 65, 90 mm, 10, 14, 16 cm, schwere und leichte 24, 27 und 34 cm,

die gezogenen Mörser von 30 cm für Küstenbatterien (Vorderlader). Die Geschosse haben Kupferführung; für die Caliber von 16 cm aufwärts sind gegen Panzerziele Granaten aus Stahl und Hartguss vorhanden.

Als treibende Kraft dient Pulver von Wetteren (belgisches) und das in Frankreich gefertigte grobkörnige.

Von dem 37 cm-Modell 1875/79 behauptet «*Avant la bataille*», dass seine Geschosse Panzerplatten bis zu 90 cm Stärke durchschlagen.

Die Revolver-Kanonen von Hotchkiss sind auf den Kriegsschiffen zur Abwehr der Torpedoboote sehr zahlreich vorhanden.

Gendarmerie maritime et coloniale.

Die See-Gendarmerie ergänzt sich aus den Marine-Truppen und ressortirt von dem Marine-Ministerium, während die Colonial-Gendarmerie sich aus dem Landheer ergänzt und vom Kriegsministerium abhängt, welches diese Truppen aber für den Colonialdienst nach Bedarf an das Marine-Ministerium abtritt.

«*Avant la bataille*» hält dies für eine seltsame, wenig regelrechte Einrichtung. Dem der Sache Fernstehenden erscheint dies aber als ein geeignetes Mittel zur Beschaffung tüchtiger Persönlichkeiten. Die Aufgabe der Gendarmerie ist schon in den Kulturstaaten eine sehr schwierige, in den Colonien aber sicherlich eine solche, dass sie nur von Männern erfüllt werden kann, welche an Kraft und Muth, wie an Findigkeit und Treue hervorragen.

Die See-Gendarmerie ist, den Küstenbezirken entsprechend, in 5 Compagnien eingetheilt und zählt 18 Offiziere, 622 Gendarmen.

Die Colonial-Gendarmerie ist in 4 Compagnien getheilt und 22 Offiziere, 751 Gendarmen stark.

La flotte de guerre.

Die französische Kriegsflotte zählte nach «*Avant la bataille*» am 1. Januar 1886 384¹ Fahrzeuge (deutsche Marine mit den Torpedobooten 170) und zwar:

1. Die Zahl stimmt nicht genau mit den speciellen Verzeichnissen des «*Avant la bataille*». Die erste summarische Liste führt 401 Schiffe auf, die namentliche Liste 398; die Verschiedenheiten berühren 3 Schiffsclassen. Einiges erklärt sich aus der Verwendung einer grösseren Zahl von Schulschiffen, Anderes dürfte hervorgerufen sein durch das Streichen unbrauchbarer Schiffe. Die für den Seekrieg bedeutsamen Schiffsclassen werden nur insofern berührt, als statt 15 Batterie-Kreuzern nur 11 namentlich aufgeführt sind.

20	Panzerschiffe	}	in Sa. 47 Panzerfahrzeuge (deutsche Marine 27),
11	gepanzerte Kreuzer		
11	» Küstenschiffe		
4	» Kanonenboote		
1	» schwimmende Batterie	}	in Sa. 60 Kreuzer (deutsche Marine 22),
15	Batterie-Kreuzer		
41	Kreuzer (9 I., 15 II., 17 III. Classe)		
4	Torpedo-Kreuzer	}	in Sa. 63 (deutsche Marine 5),
49	Avisos (25 I., 24 II. Classe)		
13	Transport-Avisos		
1	Torpedo-Aviso		
22	Kanonen-Boote (deutsche Marine 4),		
43	Kanonen-Schaluppen,		
13	Dampf-Schaluppen,		
70	Torpedo-Boote für die Küstenvertheidigung und den Wachtdienst (die Nummern dieser Boote reichten am Schluss des Jahres 1886 schon bis 125),		
29	Transportschiffe (10 I., 11 II., 8 III. Classe),		
3	Segel-Linienschiffe,		
2	» Fregatten,		
1	» Corvette,		
1	» Transportschiff,		
5	» Goeletten,		
3	» Kutter,		
30	» Wachtschiffe der Fischerei,		
9	Schulschiffe (deutsche Marine 11 Schulschiffe und 31 Fahrzeuge verschiedener Art).		

Sa. 401

Aus der speciellen Dislocations-Liste der Schiffe geht hervor, dass im Jahr 1885 nur 38 Schiffe in Reserve blieben, und dass eine zufällig gleiche Anzahl zu Versuchszwecken 1—4 Monate lang in Dienst gestellt wurde.

Für Neuconstructions des Jahres 1886 waren 33 892 148 Francs bewilligt, für die nächsten Jahre ist aber die Summe von 200 Millionen Francs zur Verfügung gestellt, damit eine grosse Anzahl den neuesten Anforderungen entsprechender Kriegsschiffe gleichzeitig gebaut und die Küsten-Befestigungen ergänzt werden können.

Für die Taufe der Schiffe sind die verschiedensten Motive in Geltung gewesen. Unter den Namen berühmter Franzosen (Colbert, Richelieu, Bayard, Duguesclin u. s. w.) vermisst man die der Könige und Kaiser; dagegen berührt es wohlthuend, dass die Franzosen Linné, Volta, Cuvier u. s. w. nicht vergessen haben. Die griechisch-römische Götterwelt ist stark vertreten; man kann mit einer Najade neben Venus ankern. Es ist auch eine grosse Anzahl Thiernamen, jedoch augenscheinlich ganz zufällig zugewiesen worden — der Löwe ist ein Kanonenboot, der Tiger ein gepanzerter Küstenwächter. Ortsnamen finden sich vorwiegend unter den Transportschiffen.

Unser alter Bekannter Bouvet lebt noch als Aviso I. Classe; Revanche ist ein Panzer-Schlachtschiff.

Aus der ganzen Namenertheilung geht hervor, dass die Franzosen einigen Werth darauf legen, auf den Stolz der Seeleute zu wirken (Redoutable, Indomptable, Terrible, Valeureuse, Victorieuse, Triomphante, Vainqueur u. s. w.), dass sie aber bei der grossen Zahl ihrer Schiffe die Taufe für wenig wichtig halten und schon öfter wegen der Namen in Verlegenheit gekommen sind.

Bei der Aufzählung der einzelnen Schiffe sind auch die Herstellungskosten eines Schiffes jeder Classe angegeben, z. B. ein Panzer-Schlachtschiff 15 915 119 Francs, ein Kreuzer I. Classe 4 085 974 Francs, ein Aviso I. Classe 1 116 568 Francs, ein Kanonenboot 817 048 Francs, und

schliesslich ist als Werth der Flotte am 1. Januar 1886 die Summe von 559 001 726 Francs angegeben.

Diese Zahl bezeichnet die Herstellungskosten; aber man kann bei dem kurzen Leben der modernen Kriegsschiffe nicht einräumen, dass sie ihren wirklichen Werth darstellt.

Die Stärke der in den verschiedenen Meeren stationirten Geschwader wird von «*Avant la bataille*» nicht für ausreichend gehalten. Dieser Mangel soll namentlich in Cochinchina und am Congo hervortreten.

Im Fall des Krieges gegen einen unternehmenden Gegner hält «*Avant la bataille*» den Schutz der französischen Küsten durch den grössten Theil der Kriegsflotte auch dann für sehr nöthig, wenn der Feind nur über eine Flotte zweiten Ranges verfügt. Die französische Flotte enthält aber keine genügende Zahl von Kriegsschiffen, um gleichzeitig ihre langen Küsten wirksam zu schützen und die feindlichen Häfen zu blockiren.

Von den 20 Panzer-Schlachtschiffen werden nur 10 für völlig kampffähig gehalten (davon waren 4 im Dienst, 1 bereit zum Dienst, 5 in Reparatur); 7 sind veralteter Construction (bis auf 1 aus Holz gebaut, alle ohne wasserdichte Zellen); die Panzer-Schlachtflotte ergänzt sich durch 5 gepanzerte Kreuzer und 4 Küstenpanzer, deren Geschwindigkeit als unzureichend erachtet wird.

Von den Kreuzern sollen 7 ihrem Zweck nicht entfernt entsprechen, dagegen 4 durch ihre Geschwindigkeit, Unversenkbarkeit, geeignete Armirung u. s. w. als Kreuzer ersten Ranges hervortreten.

«*Avant la bataille*» ist auch nicht zufrieden mit dem Zustand der Reserve-Kriegsschiffe. Er glaubt nicht, dass die vorgeschriebene Zeit von 8, 15, 30 Tagen für die Indienststellung der ersten, zweiten, dritten Categorie dieser

Fahrzeuge ausreichen wird, und fordert, dass die erste Kategorie nach 2, die zweite nach 10, die dritte nach 20 Tagen zum Auslaufen bereit sein soll.

Die unterseeischen Kampfmittel, sowohl zu Vertheidigungs- als zu Angriffszwecken, werden gegenüber den anderwärts erreichten Vervollkommnungen ebenfalls als ungenügend bezeichnet.

Die französische Marine-Artillerie hat nach «*Avant la bataille*» im Vergleich mit der englischen und deutschen eine grössere Durchschlagskraft in Folge der vermehrten Rohrlängen. Die 34 cm-Stahlgranaten sollen Stahlplatten aus den Werken von Creuzot von 40 cm Dicke durchschlagen haben, ohne dass das Geschoss zersplitterte.

Für die zum Schutz eines Panzer-Geschwaders gegen Torpedoboote bei Nacht vorgeschobenen Wachtschiffe werden elektrische Lichter von 200 Kerzen Stärke, auf den Panzerschiffen solche von 1600 Kerzen verwendet (jedes Panzerschiff führt Maschinen des Systems Gramme für 2 solcher Lichter).

Es wird erwähnt, dass auch die ausländischen Marinen diese Art des Schutzes eingeführt haben.

Revolver- und Schnellfeuerkanonen sind in so grosser Zahl vorhanden, als der Raum in den Mastkörben, auf den Commandobrücken u. s. w. aufzustellen gestattet; die erwähnten kleinen Dampf-Wachtboote erhalten je ein solches kleines Geschütz.

Die metallenen Torpedo-Netze werden nach dem System Bullivant beschafft.

Man bemüht sich ferner, die Kriegsschiffe gegen das Versinken zu schützen durch den Bau zahlreicher Zellen.

Es wird getadelt, dass Frankreich in Betreff der Torpedos Oesterreich noch tributpflichtig sei.

Die französischen Seeleute führen das Marine-Gewehr

M. 1878 (Repetir-Gewehr nach dem System Kropatschek, Grundconstruction und Munition des aptirten Chassepotgewehrs; das im Schaft angebrachte Magazin fasst 7 Patronen).

«*Avant la bataille*» beschreibt nun die wichtigsten Constructions-Verhältnisse und die Armirung einzelner tüchtiger Schiffe der verschiedenen Classen. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, diese interessanten Einzelheiten zu bringen; doch hebe ich hervor, dass die Rücksicht auf die Colonial-Kriege zur Construction zahlreicher und sehr verschiedenartiger Transportschiffe geführt hat. Die grossen Kosten und die trotz derselben nicht ausreichenden Leistungen der Transportflotte führen «*Avant la bataille*» zu dem Wunsch, dass eine engere Anlehnung des Marine-Transportwesens an die Handelsflotte und speciell an die Schiffe der vom Staat subventionirten Gesellschaften eintreten möchte.

Zum Schluss hebt «*Avant la bataille*» die Wichtigkeit des Torpedo-Wesens hervor und fordert, dass man starke Panzer-Schlachtschiffe, schnelle Kreuzer und Torpedoboote in grosser Zahl beschaffe, dass man alle Handelshäfen gegen Beschiessung und Zerstörung schütze (die Erfüllung dieser Wünsche ist seitdem durch den erwähnten Credit ermöglicht worden).

Die letzten Sätze dieses Capitels gebe ich in freier Uebersetzung: «Trotz der glänzenden Aussenseite unseres Flotten-Materials versichern competente Männer, dass ihre ganze Hingabe schwerlich ausreichen werde, dasselbe mit Ehren auf fernen Meeren wirken zu lassen. Es ist wichtig, diese Inferiorität nicht weiter bestehen zu lassen. Mit einigen Opfern von geringer Bedeutung kann unsere Seemacht zu der gefürchtetsten der Erde gestaltet werden, sowohl durch ihre eigentlichen Kampfmittel als durch

ihre strategischen Stützpunkte, durch ihre verhältnissmässige Unabhängigkeit und durch die andauernde Bedrohung des ausländischen Handels.

«Uebrigens würde sie auch in ihrem jetzigen Zustand ihre Pflicht tapfer und ruhmvoll zu erfüllen wissen.»

Der nächste Seekrieg.

Ursachen.

Die im I. Theil dieser Studie enthaltene Schilderung der deutschen Küsten lässt erkennen, dass die natürliche Form derselben in hohem Grade gegen feindliche Angriffe schützt. Diese Thatsache wog bei den nautischen Kampfmitteln früherer Jahrhunderte nicht so schwer als heute; sie ist indessen schon damals nicht ohne Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Kriegsmarine gewesen — sie hat diese Entwicklung verzögert.

In neuerer Zeit hat sich aber die Nothwendigkeit einer starken deutschen Kriegsmarine aus sehr verschiedenartigen Ursachen so klar herausgestellt, dass sie selbst den weniger urtheilsfähigen Theilen des deutschen Volkes eingeleuchtet hat.

Der überseeische Verkehr Deutschlands hat nicht nur an Ausdehnung zugenommen, er trägt auch seit Aufrichtung des Kaiserreichs einen anderen Charakter. Der geduldete, missachtete Deutsche fand mitleidige, nachsichtige Beschützer; der wiedererwachte stolze Germane findet neidische Gegner. Da das testimonium paupertatis ihn nicht mehr schützen kann, muss er ein Zeugniss seiner Kraft einzureichen bereit sein.

Das Gebiet Deutschlands ist stark bevölkert. Mit dem Klima Südfrankreichs könnte es eine doppelte Anzahl Einwohner ernähren, mit der ihm von der Sonne zu-

strömenden Kraftsumme kann es aber kaum die jetzige Anzahl erhalten. Es können noch einige Winkel des Landes für die Fruchterzeugung gewonnen, manche Gegenden besser cultivirt werden; der daraus zu erhoffende Zuschuss bedeutet aber nur Hunderte, nicht Tausende von Quadratmeilen.

Sicherlich werden in künftigen Jahrhunderten Mittel gefunden werden, jene Kraftsumme vollständiger auszubeuten, zweckmässiger zu benutzen; für die Gegenwart sind aber diese Hoffnungen ohne Werth. Sie erzeugen nur irrige Vorstellungen und ungegründete Vorwürfe gegen den tüchtigen, fleissigen Ackerbauer. Die Aussichten auf eine spätere gute Ernte kann man nicht essen, und von erfrorenen Obstbäumen zieht man keine Früchte.

So ist denn das heutige Deutschland auf andere Theile der Erde angewiesen. Seine vergeblich nach Arbeit suchenden Söhne überschreiten zu Zehntausenden die Landesgrenzen; wir finden sie in allen Theilen der Erde.

Das Streben, sie zurückzuhalten, ist unrichtig. Wenn auch übertriebene Ansprüche an das Leben, Unzufriedenheit mit heimischen Verhältnissen und zahlreiche andere ungenügende Gründe einen Tadel gegen die Auswanderung auszusprechen gestatten, den Kern des Ganzen kann dieser Tadel nicht treffen. Könnten wir statt der kräftigen Arbeiter alle Müssiggänger u. s. w. auswandern lassen, so würden wir freilich weniger verlieren; wir müssen uns aber auch mit der leidigen Thatsache abfinden, dass vielfach die tüchtigsten Glieder der Familien auswandern, und dass sie einen erheblichen Theil des materiellen Besitzes mit sich nehmen.

Wenn wir der Zunahme der Bevölkerung keinen Damm entgegensetzen können, werden die von unseren Aerzten fast völlig beherrschten Epidemien, welche früher oft in

einem Jahr den Zuwachs mehrerer Jahrzehnte zerstörten, durch andere Gewaltmittel ersetzt werden. Kann man den Hungertyphus nicht mehr durch Brod bekämpfen, so werden ihn Medicamente nicht einschränken — wenn Hunderttausende hungern, werden sie die bewaffnete Hand nach gefüllten Getreidespeichern ausstrecken.

Die Nothwendigkeit, diese drohenden Gefahren zu verhüten, drängt sich selbst kurzsichtigen Menschen auf. Was die christliche Liebe nicht bewirkt, wird häufig durch die Furcht geschaffen.

So musste denn die Colonial-Politik bei allen über das nächste Jahr hinausblickenden Deutschen Anklang finden. Diese Politik fordert eine sehr starke Flotte.

Das Streben nach Gold, nach Ruhm hat andere Völker veranlasst, in fernen Erdtheilen leere Stätten zu besiedeln, bewohnte Länder zu unterjochen; unsere Väter suchten nicht selten nach gefährlichen Abenteuern. Sie thaten dies schon, als sie noch vielen Raum zwischen ihren Häusern hatten; unsere Kinder werden aber anderswo Brod suchen müssen, weil sie keinen Raum mehr haben. Das klingt sehr nüchtern und lässt sich als Cotillontour nicht gut verwerthen; es ist aber eine drohende, zwingende That-sache, mit welcher die Fürsorge des weitblickenden Kaisers und seines ersten Staatsmannes schon seit Jahren rechnet.

Ein stark bevölkertes Land verliert an Ertragsfähigkeit; denn Strassen, Eisenbahnen, Hausdächer, Kirchhöfe u. s. w. sind keine Kornfelder, Parkanlagen keine Gemüsegärten und Rauchwolken sind keine Sonnen. Früher schützte man die Dienstboten durch Gesetze gegen zu häufigen Genuss des Lachsflisches; jetzt suchen wir in den oft bedenklich riechenden Strömen einige Reste jener Fische zu erhalten.

Die Thatsache, dass wir mehr und mehr auf das Ausland angewiesen sind, wird uns nach menschlicher Voraussicht nie mit Frankreich entzweien. Unsere Ahnen suchten zwar nach ausreichenden Wohnsitzen meistens auf dem Landweg und wanderten gern nach Westen; wir wählen jetzt fast ausschliesslich den Seeweg, weil wir wohl wissen, dass Europa keine Lücken mehr bietet. Wir werden keinen unserer europäischen Nachbarn um seines Besitzes willen anfallen. Die Befürchtungen, welche ein französischer Schriftsteller in dieser Richtung geäussert hat¹, würden unser Lachen erregen, wenn sie nicht von einem so hervorragenden Kopf ausgingen und von der geistig höchststehenden Korporation Frankreichs durch die Preisertheilung gewissermassen anerkannt wären.

Mit Frankreich werden wir wegen unserer Uebervölkerung auch später keinen Streit suchen; ein solcher könnte uns nur von den Franzosen selbst aufgenöthigt werden. Ihre Colonien sind für uns etwas warm — haben doch sogar in Algier die Elsässer kein befriedigendes Heim gefunden, — Tonkin, Guyana tödten sogar die Franzosen — für Kirchhöfe haben wir aber in Deutschland noch Platz, da man sie mit Etagen versehen kann.

Die Streitsüchtigen, welche internationale Veränderungen gern mit dem Schwert durchführen, könnten weit eher glauben, dass die Lebensinteressen des überströmenden deutschen Volks später zu einem Zusammenstoss mit der egoistischen Colonial-Politik Englands führen müssten. Das sind aber unsichere Fragen der Zukunft, die wir unsern Enkeln überlassen dürfen — ein einziger kriegs-erischer Bacillus kann das Bedürfniss ändern.

In dem nächsten deutsch-französischen Krieg werden aber die beiderseitigen Flotten mitwirken, und es erscheint

1. Raoul Frary. «Die Nationalgefahr.» Deutsche Uebersetzung Seite 166 etc.

deshalb nöthig, Einiges über die Formen der zu erwartenden Kämpfe zu sagen.

Die maritimen Kampfmittel.

Die für den Seekrieg bestimmten Kampfmittel lassen sich im grossen Ganzen trennen in die für den Gebrauch auf hoher See bestimmten und diejenigen, welche vorwiegend oder ausschliesslich zur Küsten-Vertheidigung dienen.

Die für den eigentlichen Seekrieg bestimmten Kampfmittel müssen die weite Seefahrt gestatten und sind somit in Schiffen enthalten.

Die Grösse und Form der Kriegsschiffe hat im Lauf der Jahrhunderte ausserordentlich gewechselt und ist auch in derselben Epoche bei den einzelnen mit einander verkehrenden Völkern verschieden gewesen. Sogar in der heutigen, alle Culturvölker eng mit einander verbindenden Zeit kann man in einzelnen Schiffsklassen von einem französischen, deutschen etc. Typus sprechen.

Die Vervollkommnung der Artillerie und insbesondere die Einführung der Hohlgeschosse hat nun in dem letzten halben Jahrhundert zu einer völligen Veränderung der Kriegsschiffe geführt; gleichzeitig ist die billige und mit leichtem Apparat arbeitende, aber unbeständige Kraft des Windes durch die Dampfkraft ersetzt worden.

Solange nur Vollkugeln verwendet wurden, sicherte man die wichtigsten Theile der Ladung (Pulvermagazine etc.) unter der Wasserlinie und verschloss die von den feindlichen Kugeln erzeugten Schusslöcher, welche wegen des nachdringenden Wassers gefährlich werden konnten; man löschte die glühenden Kugeln, welche in der hölzernen Schiffswand oder in Holztheilen der inneren Räume

stecken geblieben waren. Schiffe, welche hundertfach durchlöchert waren, konnten weiter kämpfen.

Ein einziges innerhalb des engen und bis zum kleinsten Raum entsprechend verwertheten Schiffskörpers explodirendes grosses Hohlgeschoss kann nun aber grösseren Schaden anrichten als Hunderte von Vollkugeln. Seine Sprengstücke dringen nach allen Seiten und bedrohen somit auch tiefliegende Maschinentheile u. s. w.; die grosse und sehr heisse Flamme entzündet brennbare Körper und gefährdet besonders die Kartuschen der im Feuer stehenden Geschütze; ein in der Schiffswand platzendes Geschoss reisst grosse, unregelmässige, schwer zu verschliessende Oeffnungen; der Pulverdampf des Geschosses hindert das Sehen und erschwert die Athmung.

Die Einführung der sicher treffenden und weittragenden gezogenen Geschütze, die Steigerung der Kaliber und der Geschossgeschwindigkeit hatten die angedeutete Wirkung so vermehrt, dass man alles aufbieten musste, um die feindlichen Hohlgeschosse von dem inneren Schiffsraum fern zu halten. Man suchte dies zunächst durch Panzerung der Schiffswände zu erreichen, musste aber später andere Wege einschlagen. Je mehr der Artillerist seine Geschosswirkung steigerte, desto wirksamere Schutzmittel schuf der Schiffsingénieur und die seinen Bedürfnissen entsprechende Industrie. Dieser spannende Kampf ist noch nicht abgeschlossen.

Die Geschosswirkung der zur Zeit in den beiden Marinen vorhandenen Geschütze ist so ausserordentlich verschiedenartig, dass sie hier nur in grossen Zügen angedeutet werden kann.

Die zahlreichen kleinen Schnellfeuerkanonen (etwa 10 Schuss in der Minute) gestatten guten Schützen, kleine, sich rasch bewegende Ziele sicher anzuvisiren und mit

grosser Wahrscheinlichkeit des Treffens zu beschiessen. Die dünnen langen Granaten durchschlagen zu Folge ihrer grossen Endgeschwindigkeiten dünne Panzerwände.

Die Granaten der schweren Caliber sind natürlich gefährlicher, weil sie je nach Grösse, Form, Material und Geschwindigkeit stärkere Deckungen durchdringen und durch ihre Explosion grösseren Schaden anrichten; doch ist ihre Feuergeschwindigkeit weit geringer (sie sinkt bis unter 5 Minuten pro Schuss) und die Treffsicherheit hauptsächlich wegen der Art der Visirung und der maschinellen Unbehüllichkeit der Riesengeschütze eine minder grosse.

Der vervollkommnete Shrapnelschuss gestattet, ein Schiff so dicht mit kleinen Geschossen zu bestreuen, dass menschliche Körper ohne Schutzmittel nur für sehr kurze Zeit Aussicht haben, kampffähig zu bleiben.

Als eine zwar nicht beabsichtigte aber doch sehr beachtenswerthe artilleristische Wirkung muss noch der Pulverdampf hervorgehoben werden. Er ist bei dem Duell zweier einzelner Schiffe von geringer Bedeutung, oft aber entscheidend im Kampf ganzer Geschwader. Er schützt und hindert; er complicirt die Verhältnisse und verstärkt die Ueberlegenheit des Klugen, des Geschickten, des Tapferen.

Die vorher angedeuteten Arten der Artillerie-Wirkung haben nun mannigfache Schutzmittel entstehen lassen.

Zunächst panzerte man gegen Granaten die ganze Schiffswand bis unter die Wasserlinie. Als aber die Eindringungstiefen der Geschosse zunahmen, wurden die Panzerwände zu schwer, die hohe Lage des Schwerpunktes gefährdete die Stabilität des Schiffes (ein englisches Panzerschiff klappte um und versank), und man beschränkte daher die Panzerung auf die wichtigsten Schiffstheile — auf den mittleren, der Länge oder der Höhe nach.

Die auf dem Deck kämpfenden Geschütze wurden durch Panzerschilde, durch runde Panzerthürme (neuerdings kuppelförmig) oder durch eiserne Forts (glacis-ähnliche Panzer) geschützt; die unter Deck kämpfenden Geschütze wurden in stark gepanzerte Casematten vereinigt.

Da aber in jedem Fall das Gewicht der Panzerung einen grossen Theil der Tragkraft des Schiffes beansprucht und dessen Geschwindigkeit beeinträchtigt, so wird diese Art der Deckung gegen schwere Granaten bei den mit grösster Geschwindigkeit auf weiteste Entfernungen fahrenden Kriegsschiffen (Kreuzern) grösstentheils oder ganz aufgegeben und nur die Deckung gegen Shrapnelfeuer (Bordwand, starke Bleche etc.) mehr oder weniger berücksichtigt, oder es werden andere Deckungsmittel verwendet.

Als nächstliegendes Schutzmittel dient das Wasser, welches den Schiffskörper in einer zuweilen schwankenden Höhe umgiebt. Mit der Verkleinerung des aus dem Wasser hervorragenden Schiffstheils vermindert sich die Grösse des treffbaren Ziels und somit die artilleristische Wirkung — ein bis zu seinen Panzerthürmen unter Wasser gehendes Schiff ist gegen den feindlichen Artilleristen gut gesichert, gestattet aber den eigenen Geschützen nur in völlig ruhigem Wasser genügenden Ausblick. Die Verwirklichung dieses der ersten Monitor-Construction zu Grunde liegenden Gedankens stösst zur Zeit auch noch auf nautische Hindernisse, dürfte aber in Folge der von Jahr zu Jahr steigenden Artillerie-Wirkung wieder aufgenommen und verfolgt werden. Der Bau unterseeischer Torpedoboote dürfte vielleicht den Weg zeigen.

Eine Abwehr der Artillerie-Wirkung liegt ferner in den verschiedenen Zellensystemen der Schiffe. Man theilt diese jetzt in mannigfacher Weise in einzelne wasserdicht

von einander trennbare Abtheilungen. Entweder trennt man den ganzen inneren Raum durch wagerechte Decks und durch senkrechte Quer- und auch Längswände (Schott) in eine grössere Zahl zimmerähnlicher Räume, oder man baut doppelte Schiffswände und trennt den Zwischenraum in schrankartige Abtheilungen, deren Inhalt (Kohlen etc.) den Widerstand vermehrt, oder man wendet für die untere Schiffswand ein System kleiner, mit leichten, elastischen Materialien gefüllter Zellen an, welches die Schusslöcher selbstthätig schliesst und die Schiffe mehr oder weniger gegen das Versinken schützt. Die Zahl der Variationen und Combinationen dieser Schutzmittel ist natürlich unbegrenzt.

Die so sehr gesteigerte Geschützwirkung (neuerdings werden schwere Granaten [Brisanzgranaten] mit kräftigeren Sprengmitteln als Pulver gefüllt) bildet aber nur einen Theil der Angriffskraft der beiderseitigen Flotten. Eine andere furchtbare Waffe ist der Sporn der Schlachtschiffe, welcher nicht nur die Wellen scharf durchschneidet, sondern auch die stärksten Panzerwände durchbricht¹. Nach den Erfahrungen von Lissa gefährdet der Stoss das rammende Schiff weit weniger, als man früher annahm (leider haben die Friedensübungen unserer Flotte diese Erfahrungen ergänzt). Der Gebrauch des Sporns fordert eine grosse

1. Der «Redoutable» — Panzer-Schlachtschiff mit Centralreduit (darin 4—27 cm), 100,70 m lang, 19,66 m breit, 13,16 m im Lichten hoch; Displacement (Gewicht des verdrängten Wassers) 8796 Tonnen; mittlerer Tiefgang 7,20 m; doppelte Panzerwände, meist aus Stahl; Kessel und Maschinen durch Eisenmauern von 0,35 m Dicke geschützt; Panzerdeck; beiderseits ein Halbthurm mit je 2—27 cm Jagdgeschützen (ausserdem 4—14 cm hinter Panzerschilden auf Deck); Maschinen von 6000 Pferdekraften; Geschwindigkeit 14 Knoten — hat einen Sporn aus Schmiedeeisen, 30000 Kilo schwer, welcher an der Wasserlinie 3,46 m vorspringt. (Die gesammte Panzerung des «Redoutable» wiegt 1280000 Kilo; eines seiner 27 cm Geschütze [incl. Lafette, Schwenkbahn etc.] 24000 Kilo.)

Manövrirfähigkeit des Schiffes, und dies beeinflusst daher seine Constructions-Verhältnisse (Länge und Breite der Panzer-Schlachtschiffe etwa 5:1, der Kreuzer etwa 7:1).

Neuerdings ist zu den genannten Angriffsmitteln die ungeheure Wirkung der Torpedos hinzugetreten. Diese können von den Schlachtschiffen aus verwendet werden, finden aber ihre grösste Bedeutung als Armirung besonderer Torpedoboote. Dieselben sind ausserordentlich schlank und leicht gebaut und enthalten relativ fast übermässig starke und sehr empfindliche Maschinen. Ihre Geschwindigkeit übersteigt schon 20 Knoten; ihre Seetüchtigkeit ist eine beschränkte. Sie stecken ihre mit Schiessbaumwolle und dergleichen gefüllten Torpedos entweder an eine lange Stange und das Boot muss dann dicht an das feindliche Schiff heranfahren, oder sie schiessen ihre äusserst kunstvoll eingerichteten Torpedos aus geschützähnlichen unter Wasser liegenden Rohren (comprimirte Luft als Motor) auf mässige Entfernungen.

Als passive Schutzmittel gegen diese die unter Wasser liegenden und daher schwächeren Theile der Schiffswand bedrohenden furchtbaren Angriffswaffen dienen die bereits erwähnten Zellensysteme der Schiffe und Metallnetze, welche etwa 3 m von der Schiffswand entfernt sind. (Dieser Netze wegen schiessen die Torpedoboote aus ihren beiderseits des Kiels liegenden 2 Lancirrohren 2 Torpedos fast gleichzeitig, damit der erste das Netz zertrümmert und dem zweiten den Weg freimacht.)

Als active Schutzmittel dienen die Torpedo-Jagdboote, etwas grösser, doch nicht schneller als die Torpedoboote, mit Schnellfeuer-Kanonen ausgerüstet. Die Torpedojäger finden natürlich ebenbürtige Gegner, und man sucht auch ihnen zu entgehen durch den Bau unterseeischer Torpedoboote. (Das gelegentliche Untertauchen wird entweder

durch besondere seitlich liegende Schiffsschrauben bewirkt oder durch zweckentsprechende Verminderung des von den Schiffswänden und dem Deck gebildeten Hohlraums [Cylinder mit verschiebbaren Kolben].)

Eine ausreichende Prüfung der Offensivkraft der Torpedoboote im Ernstkampf hat noch nicht stattgefunden; unzweifelhaft öffnen sie aber der Thätigkeit einzelner tapferer Seeleute ein weites, lohnendes Feld.

Die Küsten-Vertheidigung fügt den angedeuteten Kampfmitteln noch verschiedene andere offensiver und defensiver Natur hinzu.

Panzerschiffe besonderer Form, meist mit schwerer Armirung, geringem Tiefgang und mässiger Geschwindigkeit, sind wichtigeren Punkten der Küste zugewiesen und werden eventuell durch Schiffe oder Geschwader der eigentlichen Flotte unterstützt.

Die in grösseren und kleineren Werken aufgestellte Küsten-Artillerie führt ausser den Kanonen verschiedenster Caliber auch die gezogenen Mörser, deren steil einfallende Geschosse die Schiffsdecks durchbrechen sollen. Genau arbeitende Entfernungsmesser unterstützen die Thätigkeit der Artillerie. Signalstationen sichern gegen Ueberraschungen.

Schmalere Einfahrten werden durch fest verbundene Flosse gesperrt; diese können auch in ruhigem Wasser als schützender Kranz um ankernde Schiffe gelegt werden.

Das mächtigste Vertheidigungsmittel ist aber auch hier der Torpedo — entweder von Booten oder vom Land aus, als Fischtorpedo mit Eigenbewegung weit und sicher treffend oder als versenkte, verankerte Seemine, welche durch das anstossende Schiff oder durch electriche Leitung entzündet wird.

Der Bau grosser Kriegsschiffe dauert mehrere Jahre und kann nicht geheim gehalten werden, auch wenn er

auf inländischen Werften ausgeführt wird. Die Marinebehörden besitzen daher genaue Tabellen und Zeichnungen nicht nur von den Schiffen der eigenen Flotte, sondern auch von denen aller anderen Mächte, und wenn der Feind herannaht, erkennen die Marine-Offiziere der Geschwader wie die Artillerie-Offiziere der Küstenwerke die einzelnen wichtigeren Schiffe. Sie kennen deren Armierung, Panzerstärke u. s. w. Eine Verwechselung des Schiffes kann nur eintreten, wenn der äussere Schiffstypus ein gleicher, die Stärke der Panzer etc. aber eine verschiedene ist. Man richtet Angriff und Vertheidigung hiernach ein.

Die lange Bauzeit der Schiffe und der noch andauernde Wettkampf zwischen der Mächtigkeit der Artillerie und der Stärke der Deckungsmittel führen nun dazu, dass Schiffe unbrauchbar erscheinen, ehe sie noch fertig sind. Man hat z. B. ihre Lebensorgane mit einem Stahlpanzer von 30 cm versehen; der Feind aber armirt fertige Schiffe mit Geschützen, welche 35 cm Stahl durchschlagen, und setzt Maschinen ein, welche jenen Schiffen eine überlegene Geschwindigkeit geben. Man kann ihnen also nicht entrinnen und wird von ihnen erschossen. Es geschieht dann wohl, dass, nachdem man sich als Landratte über ein mächtiges Schlachtschiff unvorsichtiger Weise laut gefreut hat, eine mitleidige Seeratte einem ins Ohr raunt: «Ganz unbrauchbar, nur 10 Knoten, wird schon längst mitten durchgeschossen.» Diese Ansicht ist aber deshalb nicht zutreffend, weil es der anderen Marine ebenso geht.

Da sich jetzt alle Staaten auf einen allgemeinen Krieg vorbereiten, so haben sie einen grossen Theil der nicht kampffähigen Schiffe ausrangirt und andere wieder auf die Werft gesetzt, um sie mit Zellen, mit schwereren und

nützlicher vertheilten Panzern, mit mächtigeren Maschinen, Geschützen u. s. w. zu versehen. Die Zahl der actionsfähigen Schiffe ist dadurch stark vermindert.

Die Schlacht von Lissa hat aber ausserdem gezeigt, dass auch die Kraft einer modernen Flotte im höchsten Masse durch die Tüchtigkeit und den Muth ihrer Seeleute beeinflusst wird, und dass auch die ältesten Schiffe in ehrenvoller und nützlicher Weise an einer Seeschlacht theilnehmen können. Sie ziehen das Feuer auf sich und compliciren die Verhältnisse derart, dass die starken Schlachtschiffe wie die Torpedoboote daraus Vorthail ziehen können. Ausserdem ist jedes mit einem Sporn versehene Schiff bei tüchtiger Führung ein furchtbarer Gegner; es kann auch dem stärksten Feind gegenüber siegen oder siegend untergehen.

Die soeben berührten Verhältnisse, welche den seefahrenden Nationen ungeheure Opfer auferlegen, haben dazu geführt, dass man die Nothwendigkeit und den Nutzen der Panzer geringer anschlägt, und dass das neue Geschlecht der Rammkreuzer an Boden gewinnt¹.

1. Frankreich hat neuerdings die unseren Panzerschiffen «Kronprinz» und «Friedrich Carl» ebenbürtigen Casemattschiffe seiner Flotte aus den Schiffslisten gestrichen; wir werden wohl auch folgen müssen. Oesterreich führt noch 3 etwa gleichwerthige Schiffe («Kaiser», «Habsburg», «Lissa»), hat aber den Ersatz der «Lissa» durch einen Rammkreuzer geschützten Typs in Aussicht genommen. 3800 Tonnen Gehalt, Zellenconstruction und Panzerdeck über dem unteren Schiffsraum bilden seine passiven Vertheidigungsmittel; treffliche nautische Eigenschaften ermöglichen eine vielseitige Verwendung; der fast völlige Wegfall der Panzerung gestattet ein relativ grosses Gewicht der artilleristischen Armirung (Krupp'sche 30,5 cm-Kanonen, welche bis auf 2000 m Compoundplatten von 45 cm durchschlagen). Torpedoausrüstung und Sporn ergänzen diese gewaltige Offensivkraft. Das Schiff ist natürlich sehr viel billiger als ein Panzerschiff von gleicher Angriffsstärke.

Die in Aussicht stehenden Kämpfe zur See.

Nachdem die nautischen Kampfmittel kurz beleuchtet worden sind, können sie den Kriegszwecken gegenübergestellt werden.

Die heutigen Gebräuche des Seekrieges sind zum grossen Theil von denen des Landkrieges abweichend. Man kann sagen, dass das Kriegsrecht zur See um mehrere Jahrhunderte gegen das Kriegsrecht zu Land zurücksteht.

Im Mittelalter zogen die kämpfenden Heere nicht selten im feindlichen Gebiet umher und verheerten dieses um die Wette. Es ist in vielen Fällen nachweisbar, dass die Heere gar kein Bestreben hatten, mit einander anzubinden; sie führten den minder gefährlichen und lohnenderen Kampf gegen die Habe des Feindes und gegen wehrlose Einwohner. Wenn der Feind 10 Dörfer verbrannt hatte, hielt man sich für verpflichtet, 20 anzuzünden; wenn jener nur 100 Bauern erschlagen hatte, war man bei seiner Standesehre verpflichtet, 200 todt zu schlagen. Haust du meinen Juden, hau' ich deinen Juden. Die Deutschen trieben dieses schöne Geschäft meistens in ihrer Heimath; die Fürsten, die Städte, die weltliche und geistliche Ritterschaft hatten wegen ihres Wetteifers in dieser Richtung sich wenig vorzuwerfen. Wo die geknechteten leibeigenen Bauern zur Gewalt gelangten, glühte natürlich auch die Fackel. Die Sucht nach Wiedervergeltung liegt leider tief im Gemüth des Menschen; unser Heiland hatte wohl Recht, als er eine seiner herrlichsten Lehren dagegen richtete — er traf damit den Stamm der Erbsünde sehr nah an der Wurzel, aber freilich konnte er ihn nicht abhauen; er trägt immer noch neue Giftblüthen.

Nach dieser Excursion hebe ich hervor, dass das Kapern von Handelsschiffen noch in voller Blüthe steht. Ich glaube gelesen zu haben, dass England sich der Aufhebung dieses niedrigen, barbarischen Verfahrens am lebhaftesten widersetzt hat; doch will ich hier über Prisenrecht, Kriegscontrebände u. s. w. nichts einfügen, sondern nur bemerken, dass das «Haust du etc.» auch hier gilt, und dass nach Beendigung des Krieges ein Vergleich der bezüglichen Contos stattfindet, bei dem auch zuweilen *tertii gaudentes* in Mitleidenschaft gezogen werden.

Dieser Generalabschluss enthält nun hauptsächlich verbrannte Küstenorte, entführte oder versenkte Schiffe. Manche der früheren Artikel; wie z. B. Rudersclaven, gepresste Seeleute, sind weggefallen.

Der Artikel «Hafenstädte» findet sich an den französischen Küsten in grösserer Auswahl und in reicherer Form als bei uns. Die zur See mächtigen Franzosen haben sich nicht gescheut, ihre Reichthümer dicht am Meer auszubreiten, während unsere Ahnen dies wegen ihrer eigenen Schwäche und wegen der Stärke der Räuber für bedenklich hielten und deshalb die bessere Habe tief in den Buchten versteckten. Wenn also die beiden Parteien um die Wette Hafenstädte beschiessen, kommen die Franzosen leicht zu grösserem Schaden. Sie werden deshalb einen grossen Theil ihrer Flotte zum Schutz der gefährdeten Küstenpunkte zurückhalten.

In Betreff der Handelsschiffe lässt sich das oben geschilderte System gegenseitiger Schädigung leichter durchführen. Beide Nationen haben eine grosse Zahl schneller Kreuzer, und ausserdem verwandelt sich mancher treffliche Handelsdampfer sehr rasch in ein gut armirtes Kriegsschiff. Wenn man keine friedlichen Passagiere fahren kann, begnügt man sich mit Soldaten. Die grössere

Zahl von Stützpunkten, welche die Franzosen im Weltmeer haben, bedeutet auch eine grössere Zahl von Angriffsobjecten.

Es erscheint aber möglich, den Kriegsschauplatz auf die Wohnorte der eigentlichen Missethäter, d. h. auf Frankreich und Deutschland einzuschränken. Zwei Kämpfer gewähren dem Dritten sehr oft ein belustigendes, selten ein schönes Bild. Sogar die wohlgeleiteten Turniere des Mittelalters zeigten zum Schluss keuchende Ritter mit verunstalteten Körpern und beschmutzten Rüstungen, oft in den lächerlichsten Stellungen.

Es ist nicht gut, die Kämpfe der Europäer vor Wilden aufzuführen. Die Autorität der Weissen ist durch die Ränke rivalisirender Völker, durch den Kirchenstreit der Missionare u. s. w. überall stark erschüttert; man muss versuchen, weiteren Schädigungen des Nimbus der weissen Hautfarbe vorzubeugen. Die Kriegserklärung könnte also einen Vorschlag in dieser Richtung enthalten; vielleicht könnte sogar eine zufällig sich bildende Mussezeit der Diplomatie schon im Frieden vorsorglicher Weise nützlich verwendet werden.

Bei dieser Gelegenheit müsste auch die Neutralisirung der Telegraphenkabel Beachtung finden. Diese Generalnervenstränge unserer Mutter Erde sind so leicht zu durchschneiden und so schwer wieder zusammenzuschliessen!

In Betreff unserer eigenen Küsten muss noch hervor gehoben werden, dass ihre Blockade im nächsten deutsch-französischen Krieg schwer durchführbar sein wird. Die Inselreihen und Buchten der Nordsee wie die Föhrden und Haffs der Ostsee sind natürliche Schlupfwinkel der Torpedoflottillen, und ein Aufenthalt unter Helgoland oder auf der Danziger Rhede ist jetzt nicht mehr so un-

gefährlich als 1870. Die zweifelhafte Seetüchtigkeit der Torpedoboote gestattet aber den blockirenden Geschwadern nicht, in demselben Mass von dem wichtigen neuen Kampfmittel Nutzen zu ziehen.

Sollte nun einer der Leser die Schilderung einer Zukunftsseeschlacht hier erwartet haben, so muss ich ihn leider enttäuschen. Die Berichte über die Uebungsschwader unserer und der französischen Flotte geben darüber interessante Aufschlüsse; nach dem nächsten deutsch-französischen Krieg werden wir diese Friedensbilder durch entscheidende Erfahrungen bestätigt oder verändert finden.

b. Stärkeverhältnisse der Landheere.

Die Kriegsstärken des französischen und des deutschen Heeres sind in der letzten Zeit vielfach berechnet und in Zahlen ausgedrückt worden. Es wäre leicht, die mehrfach von einander abweichenden Zahlen aus den hier vorliegenden Werken zu entnehmen oder die wiederum abweichenden der eigenen Rechnung diesen Zeilen beizufügen; doch sehe ich lieber von solchen schwankenden Zahlen ab.

Wenn man die in beiden Heeren fast gleichmässig organisirten Armee-Corps als Einheiten annimmt, so kann Frankreich von Haus aus 19 Armee-Corps und 6 selbstständige Cavallerie-Divisionen mobilisiren. Die Zahl der überschüssenden Batterien etc. gestattet aber, dass gleichzeitig die Stämme von 5 weiteren Armee-Corps aus dem Friedensheer (incl. der Marine-Infanterie) entnommen werden. Die Zahl der Offiziere aller Grade sowie der Mannschaften reicht hierzu aus; doch könnte auch ein kühner Organisator schwanken, ob 19 solid organisirte

Armee-Corps mit starken Armee-Geschütz-Reserven oder 24 etwas gelockerte Armee-Corps vorzuziehen sind.

Zu diesen Linien-Armee-Corps können frühestens nach 20 Tagen 9 mobilisirte Corps der Territorial-Armee hinzutreten, vollzählig an Infanterie und Artillerie, schwach an Cavallerie. Es ist wahrscheinlich, dass die besonderen Verhältnisse von Paris und Lyon die Aufstellung eines oder mehrerer dieser Armee-Corps hindern. Somit wird man mit 30 bis 32 Armee-Corps zu rechnen haben, welche von den Ersatztruppen etc. auf ihrem vollen Etat erhalten werden.

Eine nur wenig grössere Zahl solcher Armee-Corps kann Deutschland in der äussersten Noth aufstellen und vollzählig erhalten.

Die vorstehenden Angaben gewähren einen allgemeinen Anhalt, doch ist ihr Werth aus mehrfachen Gründen ein unsicherer, und es bietet daher genügendes Interesse, zu prüfen, welche Grenzen diesen beiden modernen Culturstaaen bei Aufstellung ihrer Landheere gesteckt sind.

Die Menge des todten Materials ist beiden Völkern kein Hinderniss für die Ausdehnung der Landheere. Beide haben eine mehr als ausreichende Zahl von Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken, Waffen und Kriegsgeräth jeder Art. Im Jahr 1866 führte das preussische Heer noch manches alte Gerümpel mit sich, z. B. in seinen Colonnen die ungeschickten Munitionswagen vom Jahr 1816, deren ungenügende Lenkbarkeit bei ungünstigen Gefechten grossen Schaden hätte anrichten können; jetzt ist das Alles in besserer Ordnung. Dass die Franzosen keine Mühe und kein Geld gescheut haben, um ihr im Jahr 1870 mangelhaftes todtes Material in tadellosen Zustand zu setzen, ist im I. Theil dieser Studie bereits erwähnt worden.

Die Geldmittel, welche zu Montecuculis Zeit sehr häufig die Grösse der Heere begrenzten, sind heute nicht mehr ein so ernstes Hinderniss. Man kann nicht nur borgen, man kann bei enger Freundschaft mit dem internationalen Grosskapital sogar die Kriegskosten vorher von seinem Feind einziehen. Es giebt indessen auch hier eine Grenze, und es würde daher unrichtig sein, an dieser Stelle die Geldfrage ganz ausser Acht zu lassen.

Die Einrichtungen des deutschen Heers sind zu ihrem grössten Theil aus denen des preussischen Staats herausgebildet worden und tragen somit im grossen Ganzen das Gepräge einer weitausblickenden Sparsamkeit. Man kann einräumen, dass das wohlhabende Frankreich weniger Ursache hat, sparsam zu sein, als das vom Klima minder begünstigte Deutschland; doch drängen sich dem denkenden Offizier ernste Zweifel auf, ob das System unbegrenzter Bewilligungen für militärische Zwecke noch eine längere Reihe von Jahren dort aufrecht erhalten werden kann.

Die gewaltigen Massen todtten Materials, welche für ein starkes Kriegsheer bereit gehalten werden müssen, erfordern nicht nur das grosse Anlage-Capital, welches zunächst bewilligt wird, sondern auch ungeheure Erhaltungskosten, welche in der Bewilligung meistens gar nicht berücksichtigt werden.

Der Begriff «kriegsbrauchbar» bedeutet eine fast ideale Vollkommenheit, welche bei dem mannigfachen Kriegsmaterial einen sehr verschiedenartigen practischen Ausdruck findet. Einige Hauptsachen verdienen hier berührt zu werden.

Die im Krieg hervortretenden Unregelmässigkeiten jeder Art fordern eine grosse Festigkeit und Dauerhaftigkeit der Bekleidung, Ausrüstung, Bewaffnung u. s. w.; der ganze ungeheure Apparat darf aber während eines

langen Friedens an Kriegsbrauchbarkeit nicht verlieren und muss daher unausgesetzt beaufsichtigt und erneuert werden, weil jeder ruhende Gegenstand je nach Form und Material sehr verschiedenartigen zerstörenden Einflüssen ausgesetzt ist.

Holz verändert allmählich seine Form, springt, verfault, wird von Würmern zernagt; Metalle oxydiren oder büssen ihre Elasticität ein; Oel vertrocknet und wird aus einem nützlichen Schmiermittel ein böses Hemmniss; Leim und ähnliche Stoffe erweichen oder schimmeln; Leder verschrumpft, Gewebe aller Art verlieren an Festigkeit; Glas erblindet u. s. w. Neben den zerstörenden Einflüssen, welche im alltäglichen Leben bekannt sind, giebt es auch andere, geheimnissvollere, welche nur die Wissenschaft zu enträthseln vermag. In der stillsten, trockensten Pyramide verwandelte sich das feste altägyptische Leinen in mürben Zunder; in luftigen, schattigen Kirchen wurden stolze Fahnen zu zerrissenen Fetzen. Oft ist es schwer, die Ursachen der Zerstörung zu erkennen — hier ist es das Licht, dieses wohl nie völlig zu enträthselnde Hauptmagazin aller irdischen Kraft, dort eine Säure oder ein nicht beabsichtigter electrischer Strom. In vielen Fällen zeigt die Wissenschaft die Mittel der Abwehr; doch zuweilen ist auch ihr mächtiger Arm nicht genügend, und umfassende Versuche müssen Aushülfe bringen oder die nicht zu umgehenden Schäden vermindern. In vielen Fällen sind die besten Schutzmittel wegen ihres hohen Preises nicht anwendbar, oder sie helfen doch nur gegen einen Theil der Feinde; andere Mittel schaden oft fast ebensoviel, als sie nützen (so z. B. verbirgt der schützende Anstrich des Holzes häufig verfaulte Stellen oder fördert sogar die Fäulniss).

Die oben angedeuteten Arten der Zerstörung sind um

so mehr zu fürchten, je höher der Wärmegrad und der Feuchtigkeitsgehalt der Luft steigen, je öfter diese Zustände wechseln. Da die französischen Magazine im Ganzen von jenen Schädlichkeiten noch mehr betroffen werden als die deutschen, so sind auch die Mittel der Abwehr dort früher vervollkommenet worden, und wir haben einige seit dem letzten Krieg von dort entlehnt (z. B. den luftdichten Verschluss des Pulvers etc. an feuchten Orten). Der Kampf der französischen Magazin-Verwaltungen gegen die zerstörenden Einflüsse aller Art ist unzweifelhaft ein sehr schwieriger, und wenn ich französischer Deputirter gewesen wäre, würde ich die pro 1887 für Katzen in den Proviant-Magazinen geforderten 5000 Francs kaum abgelehnt, sicherlich aber über diese Forderung nicht gelacht haben. Wir kennen in Deutschland diesen schweren Kampf für die Erhaltung des ruhenden Materials sehr genau. Der deutsche Armeewitz nennt die Kammer-Unterofficiere Mottenkönige und die Proviantbeamten Mehlwürmer und hebt dadurch, wenn auch unabsichtlich, die wichtige, rastlose Arbeit dieser für die Schlagfertigkeit des Heeres hochwichtigen Männer hervor.

Die zahlreichen Gegenstände des ruhenden Kriegsmaterials, welche gegen das allmähliche Verderben nicht vollkommen geschützt werden können, werden aufgefrischt, indem man einen entsprechenden Theil alljährlich dem Friedensheer überweist und die Lücken durch Neubeschaffung ergänzt. Dieser Weg setzt aber ein vergleichsweise starkes Friedensheer voraus, und manche Gegenstände sind von so kurzer Lebensdauer, dass sie über den Friedensbedarf hinaus ersetzt werden müssen. Thut man dies nicht, so entstehen bei der Mobilmachung bedauerliche Ueberraschungen. Je grösser nun die Masse des ruhenden Kriegsmaterials ist, desto grösser werden auch

die Summen, welche für Verbesserungen und völligen Ersatz desselben aufgewendet werden müssen, sobald der Fortschritt der Technik, der Chemie etc. jenes Material berührt. Dieses Fortschreiten ist in unserem Jahrhundert ein so ausserordentlich rasches, dass erhebliche Theile des Kriegsgeräths plötzlich fast werthlos erscheinen können. Alle möglichen Vervollkommnungen müssen aber sofort bewirkt werden, damit der Feind keine Ueberlegenheit gewinnt. Das ist ein theurer Wettkampf.

Häufig kann man das alte Material umändern und dadurch den Fortschritt ohne grosse Kosten sich zu Nutze machen; in anderen Fällen ist die Verwendung des alten Materials nicht möglich, und dieses wird dann zu einem oft unglaublich niedrigen Preis verkauft. So z. B. sinken Infanterie-Gewehre, welche durch Neuconstruction ersetzt werden, bis auf etwa $\frac{1}{16}$ ihres Neupreises herab; sie bilden nur noch einen Handelsartikel für das innere Africa u. s. w.; denn die Schützen-Vereine der Culturstaaten bedürfen nur wenige Zehntausende solcher Waffen und sind nicht selten in der Güte ihres Materials sogar der Militär-Verwaltung voraus. Sie nehmen dann die veralteten Gewehre nicht einmal geschenkt.

Für viele Gegenstände giebt es ausserhalb des Heeres gar keine Verwendung, und man will sie auch als Rohmaterial nicht kaufen, weil das Auseinandernehmen, der Transport etc. mehr Geld kosten, als das Ganze nachher werth ist. So ist es denn nur natürlich, dass man Geschützrohre als Prellsteine und Gewehrläufe in Garten-Gittern vorfindet.

Es leuchtet ein, dass diese Verluste mit der Zahl der bereit gehaltenen Waffen in gleichem Verhältniss wachsen.

Manche Gegenstände, welche dem Verderben in hohem Masse ausgesetzt sind, beschaffte man früher erst bei ein-

tretender Mobilmachung. Dieser Weg ist aber jetzt fast ganz ausgeschlossen, weil die Grösse des Bedarfs im Missverhältniss zu der Zahl der Bevölkerung und zu der Menge des im Inland verfügbaren Materials steht, und weil die Zeit für die Beschaffung eine zu kurze ist. Wenige Tage nach der Kriegserklärung kann in den Vogesen das erste grössere Gefecht stattfinden. Die Militär-Verwaltungen müssen daher den Schaden tragen, welcher aus dem Verderben grosser Vorräthe entsteht. Die im I. Theil erwähnte Subvention von Privat-Magazinen vermindert diese Verluste, gewährt aber nicht die zweifellose Sicherheit, welche bei so entscheidenden Dingen herrschen muss.

Die Dauer der militärischen Gebäude jeder Art und der Festungswerke ist auch eine weit geringere, als man anzunehmen pflegt. Sie werden meistens weit stärker beansprucht als andere Baulichkeiten, und ihre Brauchbarkeit muss zu allen Zeiten gesichert sein. Die Unterhaltungskosten der von den Franzosen zu kriegerischen Zwecken in so ungewöhnlichem Umfang geschaffenen Anlagen jeder Art werden daher sehr gross sein, und ihre Höhe wird naturgemäss mit jedem weiteren Jahr bis zu einer gewissen Grenze wachsen.

Wenn man alle diese Ausgaben nicht mit dem Auge eines nur auf den nächsten Ultimo-Abschluss sinnenden Börsenmannes, sondern mit dem Auge eines altpreussischen Verwaltungs-Beamten betrachtet, so sieht man einen Zeitpunkt herannahen, wo auch das wohlhabende Frankreich an der Grenze seiner Leistung angekommen sein wird, und dieser Termin ist näher, als man an den Börsen glaubt.

Die Franzosen beweisen in allen Fragen, welche die Macht und das äussere Ansehen ihres Vaterlandes betreffen, eine Opferwilligkeit, welche die grösste Hoch-

achtung verdient; doch ist auch dieser Opfermuth nicht immer gerechtfertigt, und wenn man sich überzeugt hat, dass 30 Milliarden Schulden ertragen werden können, so darf man noch nicht glauben, dass dies auch bei 50 Milliarden möglich sein wird. Der finanzielle Einsturz, welchem Frankreich auf diesem Weg zutreibt, ist ein so ungeheuerlicher, dass er weit über dessen Grenzen hinaus fühlbar werden würde.

Manche weitblickende Männer der Revanche-Partei fühlen sehr wohl, dass die Geldfrage schon nach wenigen Jahren ihre Bestrebungen einschränken wird, und drängen aus diesem Grund zum Krieg. Andere sind der Meinung, dass das weniger reiche Deutschland in diesem Wettkampf des Geldes auf die Dauer unterliegen müsste; doch trifft dies nicht zu, weil wir nur wenige Festungen haben, und weil die altpreussische, gründliche und billige Verwaltungsart für das gesammte deutsche Kriegsmaterial Geltung gefunden hat. Wir können diesen Wettkampf Jahrhunderte lang aushalten, ohne jemals zurückzustehen.

Von dem lebenden Material ist das Pferd schon erwähnt. Es begrenzt thatsächlich die Zahl der französischen Reiter, vielleicht sogar die Zahl der brauchbaren Gespanne. Doch kann das Geld nachhelfen durch Ankauf ausländischer Pferde und die Maschine durch Ersatz der Gespanne.

Die entscheidende Grenze für die Ausdehnung der beiderseitigen Heere liegt somit in dem Menschen-Material.

Die Einwohnerzahl des Landes bildet bei beiden Völkern das grosse Magazin, aus welchem die Soldaten entnommen werden. Die Grösse dieses Magazins ist natürlich nicht gleichgültig. Man pflegt jetzt die Zahlen 47 und 38 Millionen für Deutschland und Frankreich zu nennen, und dies würde bedeuten, dass Deutschland z. B. ebenso

leicht 47 Infanterie-Divisionen als Frankreich 38 solcher Divisionen aufstellen und ergänzen könnte oder, in Armee-Corps ausgedrückt, etwa 24, bezüglich 20 Armee-Corps.

Manche Franzosen sind geneigt, die Bevölkerung der Colonien mit in Rechnung zu stellen; doch ist dies zur Zeit noch unzutreffend, weil die Colonien im grossen Ganzen weit mehr Feinde als Freunde des Mutterlandes aufweisen. Dies gilt sogar von Algier, welches seit länger als einem halben Jahrhundert in engster Verbindung mit Frankreich steht und nach einem weiteren halben Jahrhundert vielleicht mit vollem Recht als ein zweites Frankreich wird angesehen werden können.

Die Zahl der aus zuverlässigen Eingeborenen der Colonien ergänzten französischen Truppentheile ist nicht erheblich; doch sind die africanischen Jäger (4 Infanterie-Regimenter), die Fremdenlegion (2 Infanterie-Regimenter) und die Spahis (4 Cavallerie-Regimenter) vorwiegend aus Nichtfranzosen zusammengesetzt, und auch die übrigen Theile des 19. (bezüglich 20.) Armee-Corps werden hauptsächlich aus dem algerischen Recruten-Contingent ergänzt. Im Ganzen kann man daher den von Algier gebotenen Zuwachs der operationsfähigen französischen Feldarmeen auf ein Armee-Corps veranschlagen. Um die Colonialfrage hier völlig zu erledigen, ist noch hervorzuheben, dass die Fremdenlegion wahrscheinlich nicht nach Europa gezogen wird, und dass die aus Algier abrückenden Streitkräfte durch Territorial-Truppen ersetzt werden. Die Dislocation der Feld-Artillerie des 19. Armee-Corps lässt auf eine geschlossene Verwendung dieser leistungsfähigen Masse schliessen. Unter Berücksichtigung der starken Transport-Flotte, der kurzen Seefahrt und der in Algier wie im südöstlichen Frankreich verfügbaren Bahnlinien kann dieses Armee-Corps z. B. am 18. Tag bei

Belfort versammelt sein. Dass die algerische Cavallerie zur frühzeitigen Ergänzung der 3. Cavallerie-Division dient, ist bereits erwähnt.

Die Entwicklung der Colonial-Armee in Indochina etc. vermindert mehr und mehr den Ausfall an Truppen des Mutterlandes, und wir thun wohl, diese Verminderung mit einer sehr niedrigen Zahl in Rechnung zu stellen oder besser, sie ganz unberücksichtigt zu lassen.

Die Colonien Deutschlands üben keinen merklichen Einfluss auf dessen Heeresstärke aus.

Man kann nun die Kriegsstärke der beiden Heere aus zwei verschiedenen Quellen ableiten — der Einwohnerzahl und der Stärke des Friedensheers. Der erstere Weg pflegt denen am meisten zuzusagen, welche von militärischen Dingen nicht viel verstehen.

Zieht man die Einwohnerzahl in Rechnung, so würde Deutschland den 4 Millionen des «*Avant la bataille*» etwa 5 Millionen gegenüberstellen und Russland beide erdrücken können. Bei kriegerischen Nationen ist ein solches Aufgebot der ganzen wehrhaften männlichen Bevölkerung mehrfach eingetreten — auch über 10% der Masse hinaus. Die Kriegsgeschichte kennt sogar Beispiele, dass die Frauen am Kampf theil genommen und die Zahl der Streiter erheblich vermehrt haben. In den modernen Heeren wird aber die Annahme, dass die Einwohnerzahl einen unmittelbaren Einfluss üben könne, hinfällig. Es genügt nicht mehr, eine Sense auf eine Stange zu stecken oder ein Jagdgewehr in die Hand zu nehmen und sich neben Andere zu stellen. Derartige Massen können in einzelnen seltenen Fällen noch kleine Erfolge davontragen, wenn sie in zehnfacher Uebermacht auftreten und durch besondere Umstände unterstützt werden; für die in Aussicht stehenden Kämpfe sind sie ohne Bedeutung. Es handelt

sich da nur um die Zahl der wirklich ausgebildeten Mannschaften und namentlich um die Zahl der kriegsbrauchbaren Ober- und Unteroffiziere, welche in die Gefechte eintreten können.

Die Bedeutung dieser Zahlen wird seit dem Krieg von 1870/71 in Deutschland seltsamer Weise unterschätzt, allerdings nicht von kriegserfahrenen Männern, sondern von Civilisten, welche Schlachten weder kennen noch kennen lernen werden.

Ich nenne diese Erscheinung seltsam, weil sie gar keinen vernünftigen Grund hat. Ein Hauptfactor unserer Erfolge im letzten Krieg war die Zahl — wer das bestreiten will, bezeugt seine völlige Unkenntniss. Wohl haben unsere Truppen bewiesen, dass sie auch in der Minderzahl siegen können, und dass sie stehen oder vorgehen, ohne erst die Feinde zu zählen; die entscheidendsten Kämpfe sind aber von deutscher Uebermacht entschieden worden. Das kaiserlich französische Heer stand sehr hoch in der Tüchtigkeit seines Menschenmaterials. Als die ersten Schlachten verloren waren, trat die Entmuthigung ein, welche besonders die lebhaften Naturen leicht erfasst. Sind unsere Väter nach der Schlacht bei Jena etwa weniger entmuthigt gewesen? Die Gefechte, welche gegen die Neuformationen Gambettas gewonnen wurden, weisen einen solchen Unterschied in der Kriegstüchtigkeit der beiderseitigen Truppen auf, dass die Bedeutung der Zahl allerdings zurücktreten musste. Wer gerecht urtheilt, wird diesen Unterschied auch schon auf einen Theil der bei Sedan unterliegenden französischen Armee-Corps ausdehnen. Wir haben somit gar keinen Grund, die Bedeutung der Truppenzahl in den Schlachten gegen Franzosen zu unterschätzen.

Die ungeheuren Errungenschaften der letzten Jahr-

zehnte haben einem grossen Theil der Deutschen ein übertriebenes Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit ihres Heeres eingeflösst. Man erwartet namentlich auch von der Reichsregierung und ihren Organen das Unmögliche.

Sicherlich ist es eine schöne patriotische Idee, dass der allmächtige gerechte Gott dem Jahrhunderte hindurch sich zerfleischenden, von aussen zertretenen deutschen Volk, welches trotz aller Wunden immer wieder sich aufrichtete und Pioniere des Fleisses, der Treue, des Glaubens, des Wissens in alle Welt entsandte — dass der gerechte Gott diesem Volk einen seiner Engel gesandt habe, um es in sich zu versöhnen und den anderen Völkern der Erde in würdiger Weise wieder vorzustellen — dass er ihm auch Gehülfen gegeben habe zu ernster schwerer Arbeit, deren Leistungen das Mass des Irdischen füllen.

Wohl dürfen wir uns dem erhebenden Glauben hingeben, dass hier eine Wiedererstattung vorliege, welche der himmlischen Gerechtigkeit directer entstamme als andere untergeordnete Erscheinungen auf Erden; aber wir dürfen nicht erwarten, dass unser Kaiser reisige Heere aus der Erde stampfen könne in Zeiten schwerer Noth, deren sichere Wiederkehr der Lauf der Geschichte doch allen gebildeten Deutschen bewiesen haben müsste.

Ein grosser Theil unseres Volks glaubt aber an solche bequeme überirdische Leistungen, an die Wiederholung der Ereignisse, deren wichtigstes unsere Einigung gewesen ist.

Diesem irrigen Glauben, dass wir, an den Kreuzungspunkten der Völkerstrassen wohnend — in einer Zeit allgemeiner nervöser Erregung — in einer durch den Fortschritt der Cultur erzeugten Uebergangs-Periode — während der Schlusstheilung der Erde — ohne schwere Opfer unsere nationale Unabhängigkeit zwischen zahlreichen Feinden

erhalten könnten — diesem von den Reichsfeinden genährten irrigen Glauben muss von allen deutschen Herzen mit allen Mitteln entgegengewirkt werden.

Das deutsche Volk bedarf aller seiner Krieger, um den geheiligten Boden des Vaterlandes unter allen Verhältnissen von äusseren Feinden frei zu halten.

Die in der letzten Zeit eingeleitete Vermehrung des deutschen Friedensheers ist den wahrscheinlichen Erfordernissen der nahen Zukunft gegenüber eine sehr geringe.

Man muss schon sehr stark auf die gewaltige organisatorische Kraft zählen, welche heute noch Deutschland schirmt — man muss schon fast mit Ueberhebung auf die erprobte Tüchtigkeit aller Waffen des deutschen Heeres rechnen, um kühl abwägend dieses dürftige neue Zehntel ausreichend zu finden.

Möge die Begeisterung Jungdeutschlands, die Pflege treuen, tapferen Kriegersinns in allen Gauen die geringe Zahl ergänzen.

Bei der jetzt üblichen Raschheit der Operationen handelt es sich ferner besonders in dem wichtigen ersten Theil des Feldzugs um die Zahl der völlig ausgebildeten Truppen; man hat kaum noch Zeit, um andere nachzubilden. Wenn diese Zeit auch ausreicht für die oberflächliche Dressur der Mannschaften, so wird sie doch nicht ausreichen für den Unterricht neu beförderter Unteroffiziere und Offiziere. Diese Chargen sind aber ebenso unentbehrlich für die Aufstellung neuer Truppenverbände als die Mannschaft selbst. Es würde ein Verbrechen sein, Heerden braver, opferwilliger Leute gegen gut organisirte Heere vorzuführen.

Dass man tüchtige Cavalleristen nicht in einigen Wochen oder Monaten schaffen kann, dürfte auch Leuten von beschränktem Fassungsvermögen einleuchten; es giebt aber

Waffen, welche eine noch umfassendere Vorbereitung fordern. Wollte man z. B. bei der Artillerie die Kanoniere nur für eine Bedienungs-Nummer ausbilden, so würde zwar eine vorzügliche Paradeleistung möglich sein, in der Schlacht wäre aber eine Batterie schon nach mässigen Verlusten gefechtsunfähig.

Die angedeuteten Verhältnisse weisen somit auf ein starkes Friedensheer hin.

Der Werth der Reserven wie der Landwehr oder Territorial-Armee hängt von der Tüchtigkeit der Ausbildung d. h. im Wesentlichen von der Länge der Dienstzeit ab.

Man kann eine Sache so einüben, dass das Menschenleben zu kurz ist, um sie wieder zu vergessen; man kann sie aber auch so einüben, dass die Erinnerung durch die wechselnden Eindrücke eines abweichenden Berufs sehr rasch und vollständig verwischt wird.

Ein völlig durchgebildeter Reservist ist nach wenigen Tagen im alten Fahrwasser — ein oberflächlich dressirter Mann bedeutet einen Recruten, der allerlei bedenkliche Irrthümer hervorruft.

Die Länge der Dienstzeit ist in beiden Heeren eine Streitfrage für militärische und nicht militärische Kreise. Frankreich hatte bisher eine 5jährige active Dienstzeit, beabsichtigt aber, auf die 3jährige zurückzugehen, um alle wehrfähigen jungen Männer auszubilden und dadurch das ganze Volk kriegstüchtiger zu machen. In Deutschland verlangt eine Partei die zweijährige Dienstzeit. Diese Fragen sind von grösster Bedeutung für beide Heere. Der Wunsch nach einer möglichst geringen Dienstzeit ist ein völlig berechtigter, da diese einen nationalöconomischen Vorthail und ein zahlreicheres Kriegsheer bedeutet. Jeder verständige Offizier wird also nach dem Minimum der Dienstzeit streben, welches noch die volle Leistung des

Heeres ermöglicht. Es ist nützlich, diese Frage eingehend zu beleuchten.

Für kriegerische Zwecke ist zu allen Zeiten von unabhängigen Völkern ein grosser Theil der nationalen Kraft verwendet worden. Wenn man die Geschichte des Menschengeschlechts in Bezug auf diesen Punkt durchforscht, kommt man zu der für Zukunfts-Friedensträumer sehr bedauerlichen Thatsache, dass mit der steigenden Cultur der Völker die von ihnen auf ihre Wehrhaftigkeit verwendete Kraftsumme zunimmt. So oft dies von einem Volk zu Gunsten der Werke des Friedens dauernd vernachlässigt wurde, verlor es seine Geltung oder seine Unabhängigkeit. Eine günstige geographische Lage konnte der Nemesis rächende Hand zurückhalten, aber nie für lange Zeit.

Ob wir die Geschichte der Chinesen ergründen oder die Pyramiden Aegyptens mit den Mauern seines hundertthorigen Thebens vergleichen oder die gesunkenen Paläste Athens und Roms reden lassen, überall drängt sich diese Wahrheit auf. — Leider! Leider! — Wir werden keine Engel, sondern wir bleiben sündige, streitsüchtige Menschen. Nicht die längste Reihe hochbegabter Regenten, nicht die Lehren der edelsten Religion oder der freiesten Weltanschauung haben über kleinste Kreise hinaus das ändern können.

Die Pflege des Körpers, wenn sie nicht auf Kampf gerichtet war, hat noch die friedlichsten Resultate geliefert, denn der verweichlichte Mensch ist feig und der Feige ist friedlich, wenn er nicht Andere vor sich stellen kann.

Nach dieser Art des ewigen Friedens hat es die Germanen nie gelüstet — wie oft hat sich sogar das Kreuz des Erlösers in ihrer Hand in den Griff eines mächtigen Schwertes verwandelt! Die Deutschen sind auch immer selbst auf den Plan getreten; ihre Fürsten haben nicht

nöthig gehabt, ausländische Garden zu werben, oft aber sind die Germanen selbst weit in der Fremde Söldner geworden.

Es ist zwar zeitweise gelungen, die Nachtmütze an die Stelle des Helms zu setzen und die schneidigen Geschwader der Deutschen zu höfischem Spielzeug zu erniedrigen — der Löwe hat sich aber immer wieder erhoben.

Auch heute versuchen die Parteien des Umsturzes, die kriegerischen Eigenschaften unseres Volkes zu verdecken und die hohe Schule des deutschen Kriegsheers als schädlichen Militarismus zu bezeichnen. Mancher bescheidene Mann könnte da an sich und den Seinen irre werden.

Wer Zehntausende von Männern aus den verschiedensten Berufskreisen aller deutschen Stämme im Frieden wie im Krieg als Soldaten kennen gelernt hat, weiss aber, dass die gesunde Masse des deutschen Volks einen ächt kriegerischen Sinn bewahrt hat. Wie oft sah man lächerliche Gecken, ermattete, grämliche Fabrikarbeiter nach wenigen Wochen als schneidige, todesmuthige Soldaten! Auch die tüchtigsten Ober- und Unter-Offiziere könnten aber Hasen nicht in Löwen verwandeln. Das alte germanische Blut ist noch nicht entartet. Wir werden oder bleiben gute Soldaten, ob wir in langer Friedensarbeit Pflug und Hammer, Pinsel und Feder oder sonstiges Werkzeug führen. Auch manche Ausschreitungen und Streitigkeiten der deutschen Jugend — auf Spielplätzen und Tanzböden mit der Faust, an den Pflanzstätten der höchsten Cultur mit der blanken Klinge — sind Zeichen dieses kriegerischen Sinnes; nur Schwächlinge können davor erschrecken. Wir wollen den Helm nicht wieder mit der Schlafmütze vertauschen.

Die Franzosen zählen gleichfalls zu den kriegerischen Völkern der Erde; indessen hat der grössere Reichthum ihres Landes sowie der Zuzug wohlhabender, nur nach Lebensgenuss strebender Elemente des Auslands eine gewisse Verweichlichung hervorgerufen. In Folge der frühen politischen Einigung hat dieser schädigende Einfluss nicht nur die zunächst betheiligten höheren Kreise, sondern das ganze Volk getroffen, während in Deutschland in den schlimmsten Zeiten neben einzelnen üppigen, verderbten Höfen feste Burgen edler Sitte, geistiger Freiheit und straffen kriegerischen Sinnes verblieben, an denen die Verirrten immer wieder sich aufgerichtet haben.

Für Frankreich ist sogar die Zeit seines höchsten Glanzes am Anfang dieses Jahrhunderts zu einem schweren Verhängniss geworden, indem die ungeheuren Menschenopfer zu einer physischen Ermattung des Volks geführt haben. Bei ernst gemeinter allgemeiner Wehrpflicht kann das gut beanlagte französische Volk sicherlich wieder vollkommen erstarken; aber dies fordert die Arbeit mehrerer Generationen und wird zu einer schweren, für französische Schultern vielleicht unerträglichen Last¹.

Die an die einzelnen Soldaten zu stellenden Anforderungen haben sich vielfach geändert. Bei völlig uncultivirten Völkern sind die Waffen einfach und somit leicht zu verwenden; mit der zunehmenden Cultur sind sie bei uns mannigfacher geworden, und man bedarf nun längere Zeit zu der Einübung ihres Gebrauchs.

1. Die neuerlichen Verhandlungen über die «taxe militaire» (Besteuerung der nicht zum Dienst einberufenen Heerespflichtigen während der ideellen Dauer ihrer Dienstzeit — Krüppel und Arme frei, jährliches Steuerminimum der Uebrigen 12 Francs) gaben in dieser Richtung manchen Aufschluss. Wer gewohnt ist, Schein und Wahrheit zu trennen, sieht in dieser Steuer nur eine zeitgemässe Form der Stellvertretung.

Der wachsenden Mannigfaltigkeit der Kriegsmittel entspricht die zunehmende Theilung der Arbeit unter die einzelnen Glieder des Heeres oder der Flotte. Die Verschiedenartigkeit der Beschäftigungen ist so gross, dass keines Menschen geistige Schärfe, Gedächtniss oder Dienstzeit auch nur entfernt ausreicht, um auf dem ganzen Feld mehr als oberflächlich orientirt zu sein.

Die Trennung einer Landarmee in einzelne Waffen giebt dem Laien nur ein sehr unvollkommenes Bild dieser Vielseitigkeit, zumal viele äusserlich auffallende Verschiedenheiten gar nicht tiefgreifend sind. (Ein schärferes Bild auf kleinem Raum gewährt z. B. die eingehende Besichtigung eines grossen Kriegsschiffs.)

Die wachsende Zahl einzelner in ihrer Ausbildung völlig geschiedener Unterabtheilungen erschwert die Oberaufsicht und das Zusammenwirken zu gleichem Zweck, gestattet aber anderseits die grössere Einzelleistung. Die Eigenschaften des Volks, aus welchem das Heer sich ergänzt, begrenzen in einem gewissen Sinn das Mass, bis zu welchem diese Trennung mit Nutzen durchgeführt werden darf. Wenn auch hierbei sehr verschiedene körperliche und geistige Eigenschaften mitwirken, so bezeichnet doch wohl das Wort «Pflichttreue» am schärfsten den gemeinsamen Kitt, welcher alle einzelnen Glieder zu einem festen, leistungsfähigen Ganzen vereinigen muss. Wo er fehlt, ist im tief getheilten Heer das Chaos oder doch die Ohnmacht.

Wir Deutsche stehen in dieser Richtung hinter keinem Volk zurück; aber es bedarf gegenüber der heraufziehenden trüben Wolke allgemeiner Unzufriedenheit und Unbotmässigkeit der eifrigsten Bemühungen aller Verständigen, um dieses werthvolle Erbtheil uns zu bewahren. Sein Verlust würde auch bei uns die Erscheinungen hervor-

rufen, welche nach dem Urtheil einsichtiger Franzosen die Tüchtigkeit des französischen Heeres gefährden.

Die Einfachheit des Gebrauchs hielt man früher für unbedingt nöthig bei allen Kriegsmitteln, welche den Massen eingeübt werden mussten; man glaubte, dass nur einzelne, ausgesuchte, besser vorgebildete Leute Schwieriges, Kunstvolles leisten könnten. Die bezüglichen Ansichten haben sich in neuerer Zeit geändert. Man hat sich genöthigt gesehen, in die oft ungeschickten, durch harte Arbeit steifen Hände des einfachen Soldaten kunstvoll gearbeitete Waffen zu geben und ihn in deren Gebrauch zu unterrichten. Noch vor wenigen Jahrzehnten hielt man allgemein künstliche Hinterlader für völlig unbrauchbar im Feld. Der Infanterist führte ein roh gearbeitetes Gewehr, der Artillerist ein ebenso rohes Geschütz. Die das Ehrgefühl anregenden Inschriften der blankgeputzten Geschützrohre erschienen gar Vielen als das Wichtigste an der ganzen Sache, und wenn man die Treffergebnisse beobachtete, konnte man sich darüber nicht wundern.

Man hat sich nunmehr überzeugt, dass ein bis zu seinem Eintritt in das Heer nur mit grober Arbeit beschäftigter junger Mann durch längere, sorgliche Anleitung in der Behandlung der künstlichsten Hinterlader geübt werden kann. Hierbei werden zwar die im Gefecht zu erfüllenden Obliegenheiten auf die möglichste Einfachheit zurückgeführt; doch bleibt trotzdem ein hohes Mass körperlicher und geistiger Leistung erforderlich, welches Jahre der Einübung und Erlernung bedingt.

Die grosse Kriegsschule der Nation, welche von dem Friedensheer gebildet wird, zerfällt in einzelne Abtheilungen (Waffen etc.), welche verschiedene und verschieden weit liegende Ziele verfolgen. Die fünfjährige Dienstzeit der Franzosen gestattete jedem körperlich und geistig aus-

reichend beanlagten Recruten, alle diese dem einfachen Soldaten gesteckten Ziele zu erreichen; das Heer konnte also eine gleichmässige, alle Heerespflichtigen in nahezu gleicher Weise belastende Dienstzeit haben. Diese Möglichkeit fällt bei erheblicher Verminderung dieser fünfjährigen Dienstzeit weg.

Man betrachtet in beiden Heeren die Infanterie als diejenige Waffe, welche die geringste Zeit für die Einübung ihrer Mannschaften bedarf, und welche auch das Untermischen eines nicht unerheblichen Theils oberflächlich dressirter Leute erträgt; doch ist das Mass der Ansprüche an einen guten Infanteristen in Folge der Veränderung der Bewaffnung und der Kampfweise so gestiegen, dass das unentbehrliche Zeitmass der Ausbildung dem der anderen Waffen sich erheblich genähert hat.

Das Jahr bildet eine Zeiteinheit für die planmässig vorschreitenden Uebungen der Soldaten; doch hat sowohl das Jahr des Eintritts als das des Abgangs nicht 12 Monate, sondern nur 10 oder 11. Der ganze Lehrstoff ist bei der Infanterie in seinen Haupttheilen in einem Jahr eingeübt, und das zweite Jahr dient zur Wiederholung und genaueren Einprägung; wichtige Zweige der Ausbildung (z. B. das Schiessen) werden aber weitergeführt, um höhere Leistungen zu ermöglichen. Die Dienstzeit von 2 Jahren oder genauer 1 Jahr 10 Monaten würde somit genügen, wenn sie für die Ausbildung Aller freigemacht werden könnte. Dies ist aber leider nur durch das dritte Dienstjahr eines Theils der Soldaten zu erreichen, weil Commandos der allerverschiedensten Art in grosser Menge gestellt werden müssen.

Die fünfjährige Dienstzeit gestattete bisher im französischen Heer eine sehr reichliche Besetzung dieser Commandos und Specialschulen; nach Durchführung der drei-

jährigen Dienstzeit wird man sich erheblich einschränken müssen. Würde man hier oder dort auf die zweijährige Dienstzeit zurückgehen, so betrüge die Dauer der wirklichen Einübung der meisten Infanteristen nur 10 Monate, und dies würde eine erhebliche Beschränkung des Uebungsstoffs und somit der Leistungsfähigkeit der Truppe bedingen.

Es ist an dieser Stelle noch hervorzuheben, dass die jungen Soldaten Deutschlands zu Haus weit leichter entbehrt werden können als die französischen Soldaten, weil unser Land übervölkert ist. (Kurzsichtige messen freilich nach Quadratmeilen und finden dann, dass wir auf allerlei Sand und Sumpf noch reichlichen Raum haben.)

Bei den berittenen Truppen und den Specialwaffen verschärft die grössere Mannigfaltigkeit der zu erlernenden Dinge die zerstörende Wirkung der kurzen Dienstzeit. Man muss zugeben, dass dort Einzelleistungen verlangt werden, welche eine längere als dreijährige Lehrzeit unabweislich fordern. In den Berufskreisen des civilen Lebens ist dies keine Seltenheit, sondern Regel — man wird nach etwa dreijähriger Lehrzeit nicht Meister, sondern Geselle —; im Heer muss man aber die Leistung des Meisters überall da fordern, wo die mangelhafte Ausführung grosse Gefahren hervorruft oder die Gefechts-thätigkeit vieler Cameraden lähmt. — Bei dem nächtlichen Ueberschreiten einer Pontonbrücke kann z. B. die Ungeschicklichkeit eines einzigen Fahrers ein stundenlanges Stocken der Marsch-Colonne hervorrufen, und ein solcher Unfall kann den Verlauf eines grösseren Gefechts beeinflussen. — Eine Batterie, in welcher jeder ältere Kanonier die Geschäfte des ausfallenden Geschützführers ohne Stockung fortsetzt, ist eine ganz andere Kampfmaschine als eine Batterie, in welcher sich die Geschütz-

Bedienung bei solcher Gelegenheit rathlos ansieht, bis etwa ein Reserve-Unteroffizier eintrifft.

Die bisher im französischen Heer durchgeführte fünfjährige Dienstzeit bedeutet unzweifelhaft eine gewisse Ueberlegenheit des lebenden Materials; doch wird dieser Vorzug durch die Erfolge des altgewohnten, erprobten deutschen Dienstbetriebs aufgewogen. Unsere Unteroffiziercorps sind im Ganzen erheblich leistungsfähiger, weil in dem wohlhabenden Frankreich eine geringere Zahl tüchtiger Kräfte sich diesem schweren Beruf zuwendet, und weil die Auslese der Offizier-Aspiranten die brauchbarsten jungen Männer entfernt.

Die Vorthelle, welche gleichartige Beschäftigungen des civilen Lebens bei der Verwendung oder Ausbildung der Mannschaften dem Heer gewähren, werden in Frankreich ebenso wie in Deutschland benutzt. Man kennt dort wie hier die Ergänzung des Trains durch Kutscher etc., der Eisenbahntruppen durch Bahnarbeiter und in den Verwaltungszweigen jeder Art die Mitwirkung der entsprechenden Civilbeamten.

Die Stärke der operationsfähigen Feldtruppen hängt nun aber auch sehr wesentlich von der Zahl der verfügbaren Offiziere ab.

Die im nächsten Krieg auftretenden grossen Massen versprechen grosse Leistungen nur bei einer sehr vollkommenen Organisation; im entgegengesetzten Fall schliesst ihre Verwendung grosse Gefahren ein. Die erleichterte Befehls-Uebertragung vermindert zudem die Selbständigkeit der Unterführer und veranlasst bei Stockung des Betriebs eine um so grössere Unsicherheit und leicht eine um so grössere Unordnung. Es ist unbestreitbar, dass mit der Zunahme der Truppenmassen höhere Anforderungen an alle Truppenführer herantreten.

Die Zahl der Feldtruppen wird daher in beiden Heeren durch die Zahl der verfügbaren Offiziere begrenzt werden. Hierbei kommen natürlich nicht nur die activen Offiziere, sowie diejenigen der Reserve, Landwehr oder Territorial-Armee in Betracht, sondern auch die inactiven Offiziere. Die ersteren Kategorien kann man aus den Ranglisten entnehmen und einander gegenüberstellen, die Zahl der dienstfähigen inactiven Offiziere ist aber nicht bekannt; die Listen der Pensionäre gewähren selbst dem eigenen Kriegsministerium nur einen allgemeinen Anhalt. Es giebt inactive Offiziere, welche für wichtige Stellen notirt sind und diese bei der Mobilmachung nicht übernehmen können, und andere nicht notirte, welche sich dann sofort zur Verfügung stellen. Die Bedeutung der inactiven Offiziere für die Mobilisirung des gesammten Heers ist in Deutschland erheblich grösser als in Frankreich, weil die Art der Verabschiedung weit mehr noch frische Kräfte aus dem activen Heer ausscheidet. Dieses Verfahren wird sehr unrichtiger Weise angegriffen; es sollte unter den heutigen Verhältnissen in normaler Weise erweitert werden, um dem vergleichsweise starken Kriegsheer eine genügende Zahl höherer Offiziere zu sichern. Frühere Zeiten haben diesen Zustand des sogenannten Halbsolds in der verschiedensten Form gekannt. Die jetzige politische Lage Deutschlands weist auf dieses Aus Hilfsmittel hin.

Schliesslich will ich noch hervorheben, dass die kriegerischen Uebungen der Völker zu allen Zeiten ein mächtiges Mittel ihrer Erziehung gewesen sind. Die Ausbildung der Soldaten hat schon vor Jahrtausenden in vielen Heeren auf einer sehr hohen Stufe gestanden. Die olympischen Spiele, der Gleichschritt der griechischen Phalanx, die Exercitien der römischen Legionen, die Kampfspiele unserer

eigenen Vorfahren bieten naheliegende Beweise. Jedes tüchtige Volk hatte ein tüchtiges Heer. Oft trennten sich die Völker in einen wehrhaften und einen nicht wehrhaften, der Leibeigenschaft zutreibenden Theil. Wenn man die stattlichen deutschen Kriegervereine mit manchen dem Heer feindlichen Elementen vergleicht, so kann man eine solche Trennung auf moderner Grundlage nicht zu den Unmöglichkeiten zählen.

Bis zu welcher gewaltigen Leistung die ernst genomene allgemeine Wehrpflicht eines Volkes führen kann, lernen wir wohl am leichtesten aus unserer eigenen Geschichte, mögen wir nun den Blick nach den Gipfeln der Alpen, nach den Küsten des Meeres oder nach den Städten und Burgen des Binnenlands wenden.

Die Uneinigkeit der einzelnen Stämme hat aber bis in die neueste Zeit aus solchen Einzelleistungen kein Heil für das deutsche Volk erstehen lassen.

Angesichts dieser tausendfach bewiesenen Thatsache, angesichts der zahlreichen Feinde, welche uns heute umgeben, richten wir Alle, die wir für die Unabhängigkeit unseres Vaterlands, für seine Ehre zu kämpfen bereit sind, freudigen und dankerfüllten Herzens unsere Blicke auf das kaiserliche Banner.

c. Einfluss der veränderten Lage der Landgrenze und der künstlichen Verstärkungsmittel auf die Bewegung der Heere und die Art des Krieges.

Aus den im I. Theil dieser Studie enthaltenen Beschreibungen geht hervor, dass die jetzige deutsch-französische Grenze im Verhältniss zu den beiderseitigen Streitkräften sehr kurz ist, und dass diese Thatsache die Franzosen veranlasst hat, sie durch Festungswerke auf den Strecken

zu sperren, welche den Feldarmeen bei der Vertheidigung des Landes keine genügenden natürlichen Stützpunkte gewähren.

Der Gedanke, die Landesgrenzen durch permanente Werke gegen feindliche Einfälle zu schützen, ist ein sehr alter; er ist schon vor vielen Jahrhunderten in ausgedehntem Masse verwirklicht worden. Die chinesische Mauer ist wohl das gewaltigste zusammenhängende Bauwerk dieser Art; doch haben die Kastelle des Römerreichs in ihrer Summe sich diesem Riesenwerk genähert, und sie entsprachen in ihrer Anlage mehr den heutigen Anschauungen. Auch unser deutsches Vaterland birgt gar viele Erdwälle u. s. w., bei deren Bau man einstmals den gleichen Zweck verfolgte.

Es war daher sehr erklärlich, dass die Franzosen nach dem Verlust wichtiger Grenzfestungen die in ihrer Längenausdehnung erheblich beschränkte neue Grenze durch Befestigungen zu sperren suchten. Die Länge von wenig über 30 Meilen konnte sogar den Gedanken nahe legen, eine zusammenhängende Festungslinie mit einzelnen stärkeren Werken zu erbauen. Die Kraftmittel der Franzosen hätten hierzu völlig ausgereicht, denn die ganze Arbeit würde kaum das Vierfache der Befestigung von Paris bedeutet haben. Man hat aber die Art des Grenzschatzes so gewählt, dass sie ebenso sehr einen offensiven als einen defensiven Charakter trägt.

Die militärische Bedeutung der erbauten Forts wird sehr verschiedenartig beurtheilt und sowohl von französischen als von deutschen Offizieren vielfach sehr gering angeschlagen. Die Kriegsgeschichte beider Völker giebt aber kein Recht zu einem so absprechenden Urtheil, obgleich beiderseits Festungen mangelhaft vertheidigt worden sind. Man kann den entscheidenden Einfluss, welchen

festen Plätze auf den Verlauf der deutsch-französischen Kriege geübt haben, vielfach nachweisen; es genügt aber hier, einige nahe liegende Beispiele hervorzuheben. Vor 300 Jahren sicherte die schneidige Vertheidigung von Metz Frankreich den Gewinn der Bisthümer Metz, Toul, Verdun, und die gut armirten Festungswerke von Strassburg erhielten dem zerrütteten deutschen Reich den Besitz des Elsass noch für ein Jahrhundert. Im letzten Krieg haben wir Toul mehrmals vergeblich beschossen; mit ungenügender Armirung und mangelhaften Deckungen hat es eine wichtige Bahnlinie lange Zeit gesperrt. Vor Paris ist trotz der einladendsten Verhältnisse kein Fort gewaltsam angegriffen worden, und man muss auch nachträglich einräumen, dass ein Erfolg nur unmittelbar nach dem vergeblichen Vorstoss des Generals Vinoy wahrscheinlich gewesen wäre.

Der letzte Krieg ist beiden Heeren eine nützliche Vorschule für Festungskämpfe gewesen; der nächste Krieg wird erst beweisen, ob der Angriff oder die Vertheidigung inzwischen mehr vervollkommen worden sind. Am grünen Tisch kann dies Niemand entscheiden.

Wenn man ein Urtheil über die Wirksamkeit der französischen Forts gewinnen will, so muss man sie zunächst einzeln und dann erst in ihrer Wechselwirkung betrachten.

Das einzelne Fort gewährt seiner Besatzung eine Unterkunft, welche zwar die Anforderungen an Friedenskaserneen nicht erfüllt, welche aber in Kriegszeiten sehr gesucht wird, weil sie gegen Ueberfälle und gegen Geschosse des Feindes gut geschützt ist. Die Stärke der Deckungen erscheint mehr als ausreichend gegen jede Geschosswirkung der Feldartillerie und gestattet auch den Belagerungs-Geschützen nur ein allmähliches, viel Kraft und Zeit forderndes Durchbrechen.

Der Feuerbereich eines intacten Forts ist ein sehr ausgedehnter, da das Granatfeuer der Geschütze bis auf etwa eine Meile, das wirksame Shrapnelfeuer bis auf etwa eine halbe Meile in übersichtliches Vorterrain hinausreicht. Da die Entfernungen aller wichtigeren Punkte innerhalb des Feuerbereichs genau bekannt sind, so darf sich eine geschlossene Truppe einem solchen Fort nicht etwa unvorsichtiger Weise nähern — schon das erste Geschoss kann treffen. Die Bedienung der Geschütze ist zwar meistens eine langsamere als bei der Feldartillerie, doch wird dies häufig durch die gesteigerte Wirkung der schweren Caliber und durch die ungestörte, sorglichere Art des Richtens ausgeglichen.

Die Wirksamkeit des Feuers hängt natürlich von der Zahl und der Art der Geschütze ab, welche gegen ein gegebenes Ziel in Thätigkeit gesetzt werden oder gesetzt werden können. In früheren Zeiten schonte man die Artillerie-Munition, weil man häufig nur wenige hundert Schuss für ein Geschütz hatte, und gegen kleine, weit entfernte Ziele schoss man auch nicht, weil die Treffwahrscheinlichkeit nicht genügte und die gute Laune des Feindes mehr gefördert wurde als die der eigenen Mannschaft. Diese Gründe bestehen nicht mehr. Die Ausstattung der Geschütze mit Munition ist eine sehr reichliche, und die Treffwahrscheinlichkeit der Shrapnels selbst gegen den einzelnen Mann bis auf grosse Entfernungen eine lohnende. Man weiss auch sehr gut, dass die Beseitigung eines recognoscirenden Offiziers oft mehr Nutzen bringt als das Niederschiessen einer ganzen Section, und dass diese Art des Schiessens die Bedienungs-Mannschaften besser ausbildet als alle Friedens-Uebungen. Es ist hiernach sicher zu erwarten, dass die Artilleristen der Forts ihre zur Beherrschung des Vorterrains aufgestellten Ge-

schütze in sehr umfassender Weise, d. h. auch gegen kleine, weit entfernte Ziele und in lebhaftem Feuer verwendet werden. Dieses Verfahren ist schon im letzten Krieg vielfach hervorgetreten, und das verbesserte Artillerie-Material gestattet eine noch weitere Ausdehnung.

Die Zahl der Geschütze, welche in einer bestimmten Richtung feuern können, hängt von der Stärke der Armirung des Forts, von dem Gesichtsfeld der einzelnen Geschützaufstellungen und von der Zahl der beweglichen Geschütze ab, welche rasch nach entsprechend vorbereiteten Orten der Umwallung u. s. w. gefahren werden können. Es liegt nah, dass bei der artilleristischen Armirung eine besondere Rücksicht auf die kräftige Bestreichung wichtiger Terraintheile (Anmarschwege, Intervalle zwischen zwei Forts u. s. w.) genommen wird. Da der Leser vielleicht wünscht, dass die durchschnittliche Geschützwirkung eines intacten Sperrforts gegen Truppen mit der Wirkung der Feldartillerie verglichen werde, so sei bemerkt, dass dieselbe unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Verhältnisse etwa der Wirksamkeit einer trefflich aufgestellten und gut bedienten Feldbatterie gleich erachtet werden kann (wenn nur ein Ziel beschossen wird).

Aus dem Vorstehenden geht hervor, dass ein nicht durch Feldtruppen gestütztes Fort das Betreten der übersichtlichen Theile des Vorterrains geschlossenen Truppen bei Tag bis auf die Entfernung einer Meile verbietet und dass selbst einzelne Leute bis auf nahezu eine halbe Meile gefährdet werden, dass aber anderseits das Eindringen in den Feuerbereich eines Forts nur Verluste hervorruft, welche in Fällen der Noth nicht gescheut werden dürfen.

Bei Nacht kann das Vorterrain eines Forts durch electrisches Licht beleuchtet werden; doch ist die Wir-

kung desselben selbst bei starker Lichtquelle auf grössere Entfernungen (z. B. über 1000 Meter) eine sehr mässige. Wenn z. B. ein ungedeckt stehender, nicht auffallend gekleideter Mann so scharf beleuchtet wird, dass er so eben gewöhnliche Druckschrift lesen kann, so ist er dem Beobachter im Fort noch völlig unsichtbar. Setzt er seinen Anzug in Uebereinstimmung mit dem Hintergrund (geeignetes Anbinden oder Anstecken einiger Zweige, Grasbüschel u. dgl.), so kann er sehr nah herankommen und unter Umständen sogar von dem feindlichen Licht Nutzen ziehen. Das Erkennen des Ziels ermöglicht ferner noch keineswegs ein genaues Anvisiren — die Schwierigkeit ist etwa ebenso gross als bei Mondschein. Dagegen muss man auch bei Nacht Orte vermeiden, von denen der Feind voraussetzen kann, dass sie im Schutz der Dunkelheit besucht werden. Der Artillerist richtet nach solchen Baulichkeiten u. s. w. seine Geschütze bei Tag und feuert sie bei Nacht ab. Besondere Richtvorrichtungen gestatten ihm, das Geschützrohr auch für weitere Schüsse ziemlich genau wieder in dieselbe Lage zu bringen. Dass die Franzosen dieses Verfahren gern anwenden, haben sie im letzten Krieg bewiesen.

Liegen nun mehrere Forts in einer solchen Entfernung neben einander, dass der Bereich ihrer kräftigen Geschützwirkung über die Mitte des Zwischenraums hinausreicht, so sperren sie die betreffende Linie der Art, dass dieselbe bei Tag nur von kleinen, rasch und unregelmässig vorgehenden, scharf markirte Terrainpunkte möglichst vermeidenden Cavallerie-Patrouillen überschritten werden kann, und dass auch bei Nacht geschlossene Truppentheile sich ernstestem Verlusten aussetzen, wenn sie diese Linie durchbrechen. Der Durchmarsch grösserer Heerestheile wird selbst dann von empfindlicher Einbusse begleitet

sein, wenn die Forts durch Geschützfeuer beschäftigt werden.

Die durch die Eisenbahnen ermöglichte rasche Heranziehung von Feldtruppen und die grosse Zahl der für den nächsten Krieg verfügbaren Streitkräfte machen es aber unzulässig, eine solche Reihe von Forts für sich allein zu betrachten. Ihre Widerstandsfähigkeit kann vernünftiger Weise nur im Zusammenhang mit einer normal organisirten kleineren oder grösseren Armee gewürdigt werden. Eine solche Stütze würde diesen permanenten Werken erst dann fehlen, wenn die seit 1871 vorbereitete grosse Hunnenschlacht von den Franzosen verloren worden wäre, d. h. nach Entscheidung der Hauptsache.

Handelt es sich um eine Reihe von Forts, welche eines der sogenannten verschanzten Lager einschliessen, so bildet der die Forts stützende Heerkörper einen beweglichen Theil der Besatzung, welcher jederzeit auch weggezogen und anderwärts verwendet werden kann. Handelt es sich um eines der befestigten Flussthäler (z. B. Toul—Verdun oder Ballon-de-Servance—Epinal), so werden die stützenden Armee-Corps in den Ortschaften des westlichen Ufers entsprechend vertheilt und, wo diese Räumlichkeiten nicht ausreichen, in Baracken oder Biwaks untergebracht werden.

Es erscheint geeignet, an dieser Stelle einige Bemerkungen über die Territorial-Armee beizufügen.

Diese Organisation entspricht nur ungefähr unserer Landwehr, bezüglich dem Landsturm; sie gestattet mittels ihres reichlich bereit gehaltenen todten Materials, die jüngeren und kriegstüchtigeren Mannschaften in (zunächst 18) mobile Divisionen zusammenzustellen, welche je nach Bedürfniss zu Armeecorps und Armeen vereinigt oder mobilen Formationen des activen Heeres zugetheilt werden. Sie bilden hauptsächlich die erwähnten beweglichen Be-

satzungen der verschanzten Lager und werden in den bedrohten Landestheilen fast gleichzeitig mit den Feldtruppen des activen Heeres mobilisirt. Sie vertheidigen somit zunächst ihre engere Heimath.

Dem im deutschen Heere bekannten Unterschied zwischen felddienstfähigen und garnisondienstfähigen Soldaten tritt hier ein nützliches Zwischenglied hinzu.

Die Lebensweise der westeuropäischen Völker und namentlich ihrer wohlhabenderen Classen entfernt sich mehr und mehr von der Lebensweise, welche der Feldsoldat zu führen pflegt. Wer auf Sprungfedermatratten zu schlafen gewöhnt ist, schläft auf einem festen Brett oder auf feuchtem Boden sehr schlecht, und wer mit der Küche eines ersten Hotels unzufrieden ist, hat an den Erzeugnissen der Feldbacköfen u. s. w. wenig Freude. Es giebt Männer von stattlichem Aeusseren, welche nach wenigen Biwaks zu Lazarethbrüdern werden — nur wer öfter in kalten, regnerischen Nächten in einen Mantel gewickelt im Freien geschlafen hat, kann beurtheilen, ob es ihm gut bekommt. Die Franzosen sind zweifellos noch mehr verwöhnt als die Deutschen, und da sie ihre alten Troupiers aufgegeben haben, werden sie sich auf eine ungeheure Zahl von Nachzüglern gefasst machen müssen¹. Die An-

1. In dem 1886 in vierter Auflage erschienenen Buch «Au pays de la Revanche par le Dr. Rommel — Genève, librairie Stapelmohr» findet sich auf Seite 262 eine bezügliche Stelle, welche verdient, hier übersetzt zu werden. Die rücksichtslose Offenheit, mit welcher viele Verhältnisse im heutigen Frankreich klargelegt werden, ist zwar sehr geeignet, die vielfach zu hoch gesteigerte Selbstliebe der Franzosen zu bekämpfen; doch finden sich viele Dinge, welche man auch auf Deutschland anwenden kann. Das nachstehende Citat gehört aber nicht in das Gebiet der beiden Ländern gemeinsamen Schäden.

«Am 14. Juli 1881 wohnten wir der Revue von Longchamp bei. Ein Theil der Truppen verliess Versailles am frühen Morgen, machte einen Halt im Walde und frühstückte bei St.-Cloud. Jeder Mann hatte eine

lehnung an eine befestigte Stadt erlaubt nun, die Truppen durch dauernde oder zeitweise Einquartierung zu schonen. Unter dieser Voraussetzung und bei einfachen tactischen Aufgaben werden mobile Territorial-Truppen im Gefecht nicht wesentlich hinter solchen des stehenden Heeres zurückbleiben. Hinter den Wällen ist auch die Reserve der Territorial-Armee eine brauchbare Truppe.

Feldflasche voll Wein und eine ausnahmsweise Ration Brantwein erhalten.

Die Revue verlief ohne Stockung. Ausser dem Bataillon von St.-Cyr, welches das genaue Bild einer deutschen Truppe gewährt, vermochte die Linien-Infanterie wie gewöhnlich nicht, im Schritt gerichtet vorbei zu marschiren. Der französische Soldat zeigt immer ein lotteriges Aeussere, von dem man sich nie frei machen wird; doch ist dies nicht ausschliesslich seine Schuld, weil er unter den europäischen Soldaten am schwersten belastet und am schlechtesten bekleidet ist, obgleich er am meisten kostet.

Die Cavallerie gewährte den Anblick einer gescheuchten Hammelheerde — dieser Ausdruck ist einer französischen Zeitung entnommen. — Sprechen wir zu Ehren der Presse aus, dass sie alle Fehler erkannte.

Nach beendeter Revue benutzten wir den Zug nach Suresnes und kehrten nach Ville-d'Avray zurück. Nach 6 Stunden begannen die in Versailles kasernirten Truppen das Dorf zu durchschreiten.

Wir werden diesen Anblick nie vergessen. Man stelle sich einen uniformirten Haufen vor ohne Haltung, ohne Ordnung, lotterig, ermattet, nicht weiter könnend, mit bleichen, verzweifelten Gesichtern.

Den geschlossenen Truppen folgten Sanitätswagen, welche mit erkrankten und lahmen Mannschaften überladen waren. Hinter diesen schleppten sich noch Mannschaften ohne Gewehre und Tornister, welche alles dies den Regimentswagen anvertraut hatten. Um 8 Uhr Abends war der Durchmarsch dieser Nachzügler noch nicht beendet. Die an ihren Thüren stehenden Bauern riefen sie an, gaben ihnen zu trinken und ermuthigten sie auf jede Weise. Wenn man uns gesagt hätte: «Dies sind Truppen, welche sich während des ganzen Tages geschlagen haben, ohne zu essen oder zu trinken, und welche am Abend, von Uebermacht erdrückt, in Unordnung haben zurückweichen müssen», wir wären keineswegs überrascht gewesen.

Worauf beschränkten sich aber ihre Leistungen? Auf einen kleinen militärischen Spaziergang ohne Felddienstübung, welcher für einen gesunden Mann ein einfaches Kinderspiel ist.»

Die vorstehenden Betrachtungen führen zu dem Schluss, dass eine jede gegen eine Linie von Sperrforts vordringende Armee mit mächtigeren Angriffsmitteln versehen sein muss, als die Feldtruppen sonst mit sich zu führen pflegen. Nach den in ausländischen Militär-Zeitschriften enthaltenen Notizen sind diese Angriffsmittel in besonderen Feldbelagerungs-Parks vereinigt, und die entscheidenden Kämpfe dürften daher durch eine bisher unbekannte, eigenthümlich geartete Mischung von Feld- und Festungs-Krieg eingeleitet werden.

Die vervollkommneten artilleristischen Kampfmittel werden den Verlauf dieser Gefechte wesentlich anders gestalten, als es bei Sebastopol, Plewna u. s. w. beobachtet worden ist.

Unter diesen vervollkommneten Kampfmitteln nehmen die in ihrer Sprengwirkung gesteigerten Explosivstoffe eine hervorragende Stelle ein, und es erscheint deshalb nöthig, Einiges über dieselben zu sagen.

Die vorschreitende Chemie hat allmählich dem seit Jahrhunderten eingeführten, aus Salpeter, Schwefel und Kohle bestehenden Schiesspulver eine lange Reihe von Stoffen hinzugefügt, welche unter bestimmten Verhältnissen plötzlich aus dem festen oder tropfbar flüssigen Zustand in den gasförmigen übergehen und zu Folge dieser Verwandlung einen kürzere oder längere Zeit andauernden Druck auf ihre Umgebung ausüben. Tritt die Verwandlung allmählich ein, so kann man den Sprengstoff als arbeitende, treibende Kraft benutzen; tritt sie plötzlich ein, so entsteht eine zerschmetternde Wirkung. Es leuchtet ein, dass man zuweilen nur die eine Art dieser Kraftäusserung, zuweilen nur die andere Art gebraucht, und dass in manchen Fällen eine Mischung dieser Wirkung dem vorliegenden Zweck am meisten entspricht. Solange das

Pulver allein zur Verfügung stand, erzielte man diese Aenderungen durch abweichende Zusammensetzung (z. B. Sprengpulver mit mehr Schwefel) oder durch Verwendung einer anderen Kohle (völlig schwarze Holzkohle wirkt minder zerschmetternd als braune, nicht völlig ausgeglühte); als aber mächtigere Explosivstoffe aufgefunden wurden, ging man zu diesen über. Man hat dies nur sehr vorsichtig thun dürfen, weil die unbeabsichtigte Explosion grösserer Massen solcher Sprengmittel schwere Unglücksfälle herbeiführt, und weil die oft sehr verschiedenen Ursachen der Entzündung genau ergründet werden müssen, ehe man ihnen vorbeugen kann. Im alltäglichen Leben kennt man jetzt hauptsächlich die verschiedenen Arten des Schiesspulvers, die Füllung der Zündhütchen (salpetersaures Quecksilberoxyd), die Schiessbaumwolle und die verschiedenen Dynamitpräparate¹. Erst in neuerer Zeit

1. Als Beleg für die zerschmetternde Wirkung moderner Sprengmittel sei das Nachstehende angeführt.

Nach der Besetzung der Pariser Forts im Jahr 1871 wurden gusseiserne Geschützrohre der Armirung durch Dynamit (Lithofracteur) gesprengt. Es waren nur wenige Centner dieses Sprengstoffs verfügbar, so dass z. B. für die schweren 16 cm-Ringrohre nur je $\frac{3}{4}$ Kilo verwendet werden konnten.

Das wegen der kalten Witterung in heissem Wasser erweichte Dynamit wurde oben auf das lange Feld (vorderer, dünner Rohrtheil) aufgelegt, nach Einstecken der Zündpatrone mit einigen Handvoll Lehm bedeckt und an das Eisen angedrückt.

Die Explosion zerstörte die Rohre in sehr verschiedener Weise. Die am wenigsten beschädigten zeigten einen feinen Längsriss auf der entgegengesetzten (unteren) Seite. Sie sind bei dem Aufstand der Communisten von diesen für noch brauchbar gehalten worden und haben durch ihr Zerspringen Verluste verursacht. Die stärkste Wirkung bestand in einem Abfallen des ganzen vorderen Rohrtheils (bis zur Beringung); meistens wurde der Geschützkopf in verschieden grosse Stücke zertrümmert, welche nur wenig aus einander geworfen unter dem Ort der Entzündung lagen. Fensterscheiben wurden bis auf etwa 100 m eingedrückt.

ist die Pikrinsäure mehr beachtet worden, welche von der französischen Regierung seit dem Jahr 1886 für die Artillerie der Sperrforts u. s. w. in grosser Menge beschafft wird. Ich sehe davon ab, dem Leser irgend welches chemische Detail zu bringen, und bemerke nur, dass es augenscheinlich dem französischen Kriegsministerium gelungen ist, in dem sogenannten Melinit einen sehr wirksamen Sprengstoff zu erzeugen, welcher den Stoss im Geschützrohr sowie die übrigen bei seiner Herstellung und Handhabung unvermeidlichen Angriffe ohne Gefahr der Explosion erträgt. Nur die Erfahrung kann beweisen, dass die Eigenschaften dieses Sprengstoffs auch durch längere Aufbewahrung nicht verändert werden.

Die deutsche Armeeleitung hat die bezüglichlichen Versuche seit einer längeren Reihe von Jahren in der Hauptsache abgeschlossen und ihren Kampfmitteln überall da andere Sprengstoffe beigegeben, wo das in seiner Zusammensetzung und äusseren Form entsprechend veränderte Pulver nicht genügte. Unter diesen Sprengmitteln befindet sich auch das neuerdings in der Tagespresse genannte Roburit. Es bedeutet einen Sprengkörper, welcher ebenso gefahrlos als das Pulver dargestellt und in Hohlgeschossen verwendet werden kann, und welcher gegen Erdbrustwehren und Mauerwerk aus Stein oder Metall die geeignetste Mischung der zerschmetternden und treibenden Kraft äussert. Die Versuchsergebnisse sind nicht veröffentlicht, doch ist die ausserordentliche Wirkung der sogenannten Brisanzgranaten gerüchtweise bekannt geworden.

Der einem hervorragenden französischen Offizier zugeschriebenen Aeusserung, dass die Einführung dieser Geschosse das Ende der Kriege bedeuten könne, vermag ich nicht beizustimmen. Je mehr die Wirkung und die Tragweite der Feuerwaffen zunimmt, desto weiter werden die

kämpfenden Parteien anfänglich aus einander bleiben, desto häufiger werden tief eingeschnittene provisorische Deckungen und Masken verwendet werden — nur die Art der Kriege wird sich ändern, ihre Entstehung kann man nicht verhüten.

Die Einführung mächtigerer Explosivstoffe verstärkt hauptsächlich den Angriff gegen permanente Werke. Diese sind nämlich deutlich sichtbar und auch in ihren wichtigsten inneren Einrichtungen bekannt; die Angriffs-Batterien dagegen liegen hinter natürlichen oder künstlichen Deckungen, und ihre Lage wie Einrichtung ist völlig unbekannt. Sie können ihr vernichtendes Feuer überraschend beginnen und bei einer ausreichenden Zahl von Geschützen die Vertheidigungs-Artillerie von Haus aus niederhalten. Sogar die Panzerthürme und Panzerbatterien gewähren nicht mehr dauernden Schutz.

Trotz dieser thatsächlich bestehenden Verhältnisse darf man die Sperrforts nicht als nutzlos ansehen. Sie zwingen den den Durchbruch anstrebenden Angreifer zu einem bedeutenden Kraftaufwand und zu einem Zeitverlust, welcher von der Vertheidigung zum Heranziehen von Streitkräften und zur Verstärkung rückwärtiger Positionen verwendet werden kann. Vor Beginn dieser entscheidenden Kämpfe gewähren sie den eigenen Vortruppen (Cavallerie-Divisionen etc.) eine sehr ausgedehnte, sichere Basis; sie sperren in Verbindung mit einer, wenn auch nur mässigen Zahl von Feldtruppen die von ihnen bezeichnete Linie gegen das Eindringen von Patrouillen und kleineren Cavallerie-Abtheilungen sehr wirksam ab; sie erschweren auch gut ausgerüsteten grösseren Cavallerie-Massen das Ueberschreiten dieser Flussthäler, indem sie dieselben bei dem Vormarsch und namentlich bei einem etwa nothwendig werdenden Rückzug mit empfindlichen Verlusten bedrohen.

Es ist ein Lieblingsgedanke der Franzosen, diese Linien als Klappen einer Mausefalle zu benutzen mit der Inschrift «Alle herein, keiner heraus».

Die Kriegskunst ist zu allen Zeiten einem Wechsel der Anschauungen unterworfen gewesen, welchen man mit den Erscheinungen der Mode auf anderen Gebieten vergleichen kann.

Neu hinzutretende mächtige Kampfmittel geben sicherlich in einem weiten Kreis berechtigten Anlass zu Aenderungen; ihre Wirksamkeit wird aber selten richtig abgeschätzt, in vielen Fällen zu hoch angeschlagen. Es ist nun jetzt Mode geworden, Befestigungen zu verachten; die eigenen ersetzt man durch rollendes Material und lebendige Wälle, die feindlichen bläst man mit einigen Tausend Roburit- oder Melinit-Granaten von der Erde weg und betrachtet dann mit Interesse den entstandenen Trümmerhaufen.

Das sind Uebertreibungen, zu deren Kritik ich die Form des Scherzes nur wähle, um nicht bittere Wahrheiten sagen zu müssen.

Mächtigere Geschosse fordern widerstandsfähigere Dekungen, und wenn vielleicht später der Erfolg im Positionskrieg, ja selbst im Feldkrieg dem zufällt, welcher zuerst dem Feind einige Tonnen Dynamit richtig zuzuwerfen verstanden hat, so wird das Verbergen der Geschützstände u. s. w. zur Hauptsache werden, und das Andenken des deutschen Ingenieur-Offiziers wird vielleicht zu Ehren kommen, welcher zuerst Theile der Glaciswäldchen als wichtige Schutzmittel der zu armirenden Festungen ansah — er wurde natürlich zunächst ausgelacht.

Es ist auch die Ansicht sehr verbreitet, dass eine grosse Zahl von Festungen eine grosse Zahl Vertheidiger fordern. Das kommt mir etwa so vor, als wenn ein Guts-

besitzer nur so viele Wagen, Pflüge und dergleichen anschaffen dürfte, als er gleichzeitig bespannen kann. — Man besetzt nur die Festungen der bedrohten Gegenden und benutzt die anderen als Magazine. Die Eisenbahnen gestatten, die in dieser Richtung nöthigen Verschiebungen des lebenden und todt^{en} Materials in kürzester Zeit zu bewirken. Man muss auch keineswegs in der Festung geboren und erzogen sein, die man gut vertheidigt. Paris hat uns in den Jahren 1870/71 eine scharfe Lehre gegeben; sie ist wohl kaum völlig beherzigt worden¹.

Die geographische Lage Deutschlands ist in militärischer Beziehung eine der denkbar ungünstigsten, und dieses Land bedarf daher mehr als ein anderes künstlicher Verstärkungsmittel, um im Kampf gegen überlegene Feinde die Aufgaben der Feldarmee zu erleichtern. Die Art dieser Verstärkungsmittel kann aber fast durchweg einen leichten, provisorischen Charakter tragen, weil eine grosse Zahl tüchtiger Vertheidiger verfügbar ist, welche das vernichtende Fernfeuer der heutigen Geschütze und Gewehre auszunutzen verstehen und zu nächtlichem Nahkampf von ihren Nachbarn wohl kaum aufgesucht werden.

1. Die Geringschätzung befestigter Plätze hatte sich nach dem Krieg von 1866 im deutschen Heer stark verbreitet. Ein genügender Grund ist dafür nicht aufzufinden, denn die Düppeler Schanzen waren als Festung ersten Ranges behandelt, d. h. mit einer unerhörten Masse von Eisen beworfen und mit einer grossen Zahl von Parallelen beehrt worden. Auch Olmütz hatte 1866 seinen Zweck erfüllt, und die kleinen Festungen an der oberen Elbe hatten sich zur Zeit der Schlacht von Königgrätz sehr bemerklich gemacht. (Am Abend der Schlacht von Königgrätz wurden hinter unserem Biwak Feldwachen gegen Josephstadt ausgesetzt; diese Festung hatte auch preussische Truppen zu Umwegen gezwungen und dem Feldmarschall Benedek den Anmarsch der II. Armee gemeldet. — Königgrätz nöthigte die gegen Pardubitz vorgehenden Truppen zu einem beschwerlichen Umweg und fasste mehrere vertrauensselig einmarschirende Transporte ab.)

Die Sturmfreiheit einer jeden befestigten Position setzt sich zusammen aus der Wirkung der activen und passiven Vertheidigungsmittel. Wenn man den einen dieser Factoren sehr hoch anschlagen kann, ist man berechtigt, den anderen im gleichen Verhältniss herabzusetzen. Die 16 aus 2×8 ist ebenso viel werth als die aus 4×4 .

Bei vereinzeltten Forts wird man der durch Hindernissmittel erzeugten Sturmfreiheit noch heute fast dieselbe Bedeutung beimessen müssen, welche sie früher allgemein hatte, weil ein solches wohlbekanntes Werk nach genau ausgearbeitetem Plan durch vielfache Uebermacht von allen Seiten zugleich angegriffen werden kann. Ein solches auf sich selbst angewiesene Werk muss ferner sämtliche Vertheidigungsmittel innerhalb seiner Umwallung bergen; es kann sich von den schweren Nachtheilen dieser Anhäufung nicht frei machen. Diese Verhältnisse ändern sich aber, wenn ein befestigter Ort nur Theil einer ausgedehnten stark besetzten Stellung ist.

Der jederzeit zur grössten Vorsicht mahnende Name «Festung» übt an sich schon eine mit der Grösse der Befestigung wachsende Wirkung aus. Der Feldsoldat weiss, dass er mit einem Feind zu thun haben wird, welcher bis an die Zähne gedeckt steht, während er sich ihm ungedeckt nähern muss, dass er Stellen überschreiten wird, welche seit langer Zeit mit der grössten Sorgfalt für seinen Empfang vorbereitet worden sind, dass der kühnste Anlauf durch Hindernisse aufgehalten werden wird, welche im vernichtenden Feuer zahlreicher Geschütze und Gewehre liegen, dass die bequemsten Annäherungswege vermieden werden müssen, weil der Tod in den verschiedensten Gestalten da lauert. Der General sagt sich, dass er den mit ungeheuren Opfern erkämpften Boden wahrscheinlich nicht behaupten kann, weil jeder Stützpunkt von der Seite des

Feindes her eingesehen und aus längst vorbereiteten Stellungen beherrscht wird; er weiss auch — selbst bei einer geschlossenen Stellung (verschanztes Lager) — nicht, wem er gegenüber steht — die letzten Tage vor beendeter Einschliessung können die früher erkundete Geschützzahl und Besatzungsstärke verdoppelt, verdreifacht haben.

Die hier angedeuteten Erwägungen lassen gewaltsame Angriffe gegen eine von langer Hand her vorbereitete Vertheidigungsstellung als ein bedenkliches Wagniss erscheinen.

Wenn ein befestigter Ort Theil einer befestigten Stellung ist, geht die Vertheidigung der dem Angriff zunächst ausgesetzten Oertlichkeiten zum kleineren oder grösseren Theil auf rückwärts und seitwärts aufgestellte Fernfeuerwaffen über — man kann einen befestigten Ort kräftig vertheidigen, der gar nicht besetzt ist; dieser Ort kann mehrmals vergeblich gestürmt werden, obgleich kein Schuss aus ihm fällt — der oft nützliche Schein, dass er besetzt sei, kann durch Kanonenschläge aufrecht erhalten werden.

Den vernichtenden Geschossen der heutigen Belagerungs-Artillerie kann man durch directe Schutzmittel nicht mehr entgehen, denn die dicksten Erdwälle, die festesten Stahlpanzer werden zerstört. Man darf daher nur in Fällen zwingender Noth den Apparat der Vertheidigung dem Feind zur Auswahl dicht neben einander hinstellen; dieses theure und wenig nützliche Verfahren muss durch ein anderes ersetzt werden. Ein Landwirth würde hier sagen: «Die intensive Wirthschaft lohnt nicht mehr; versuchen wir es mit der extensiven».

Die Grundformen der heutigen permanenten Befestigung stammen grossentheils noch aus der Zeit der glatten Vorderlader; die Wirksamkeit der neueren Feuerwaffen, die um ein Vielfaches gestiegene Zahl der Streiter, ihre

gesteigerte geistige Leistungsfähigkeit sind noch nicht genügend berücksichtigt. Der moderne Ingenieur-Offizier bedarf weit mehr das Auge eines pfadfindenden Jägers als das eines Baumeisters.

Damit diese Kritik nicht allzu sehr das Sprichwort herausfordert «Tadeln ist leichter als besser machen», will ich hier kurz schildern, was vor einer nach diesen neueren Grundsätzen befestigten Grossstadt (natürlich nicht Grenzstadt) ein heranrückendes Heer vorfinden würde.

Die vordringende Cavallerie ersieht aus dem dreisten Auftreten feindlicher Vortruppen, dass ein sicherer Hafen hinter diesen liegt; die von den Offizieren benutzten Landkarten zeigen einen willkürlich ausgezackten Rand rings um die Stadt — man weiss, dass sie für eine Festung ausgegeben wird, deren Werke aber von den Kundschaftern im Frieden nicht enträthselt werden konnten. Dieselben berichteten nur von zahlreichen in den äusseren Stadttheilen liegenden Kriegs-Magazinen, von vielen unbenutzten Eisenbahnsträngen und von einem Rayongesetz, welches auf einem breiten, unregelmässigen Streifen Landes rings um die Stadt den Häuserbau verbietet und ihn in manchen dahinter gelegenen Ortschaften unter Gewährung von staatlichen Entschädigungen so beeinflusst, dass diese mehrfach sogar neu angelegten Ortschaften ein ungewöhnliches Aussehen gewonnen haben. Die in städtischer Manier dicht an einander gebauten Gehöfte zeigen in ihren Hintergebäuden eine noch weit grössere Regelmässigkeit als an der Strassenfront; man erkennt im Mauerwerk vorgezeichnete Scharten, einzelne kleine, mit eisernen Thüren verschliessbare, gedeckt liegende Eingänge. Die fast völlig gleichartigen Keller liegen tief, sind sehr stark eingedeckt und stehen in den Vorderhäusern wie in den Hinterhäusern sämmtlich durch geblendete Thüren mit einander

in Verbindung. Die Bauart der Häuser ist eine völlig feuersichere, das Holz ist an allen entscheidenden Stellen durch Eisen und Stein ersetzt oder isolirt. In Folge dessen hat man die geschlossenen Brandmauern aufgegeben, und alle Stockwerke können ebenso wie die Keller durch vorbereitete Thüröffnungen mit einander in Verbindung gesetzt werden. Die Vorschriften des Rayongesetzes erstrecken sich auch auf die Anpflanzungen in den Gärten und an den Chausseen und Landwegen — die Richtung der Baumreihen, vielfach sogar die Baumart, sind vorgeschrieben. Viele rückwärts liegende Terraintheile sind gegen den Einblick von aussen selbst nach Abfall der Blätter gesichert; die schützenden geradlinigen Hecken und Baumreihen können der Länge nach eingesehen und bestrichen werden; ihre Anordnung ist auf die Herstellung fester Drahtzäune berechnet. Sämmtliche Bahn- und Strassenkörper sind den militärischen Zwecken entsprechend abgeändert oder ergänzt; die in der Richtung der Peripherie laufenden zeigen starke Profile und an der inneren Seite Banketts für Infanterie, mehrfach auch Geschütz-Emplacements. Vorbereitete Batteriestellungen finden sich in rückwärtigen Terraintheilen. Die vorhandenen Wasserläufe lassen eine Veränderung zu militärischen Zwecken mehrfach erkennen.

Der mit diesen Nachrichten versehene General erhält nun die Meldung, dass seine Vortruppen auf allen von ihm vorgeschriebenen Wegen an den befestigten Stellungen Fühlung genommen haben. Es sind empfindliche Verluste dadurch entstanden, dass einzelne Züge u. s. w. vertheidigungsfähig eingerichtete und anscheinend verlassene Oertlichkeiten überschritten haben, ohne wieder zurückkehren zu können. Das gegen die nachrückenden stärkeren Truppenverbände gerichtete Feuer hat die ge-

deckte Aufstellung einer zahlreichen Artillerie erkennen lassen, deren Feuer fast ausnahmslos ein indirektes aber überraschend gut geleitetes war. An einigen Orten ist auch wohlgezieltes Fernfeuer von unsichtbarer Infanterie abgegeben worden.

Die Einschliessung wird nun in der herkömmlichen Weise bewirkt werden. Es ist nicht wahrscheinlich, dass ein europäischer General nach den Erfahrungen von Plewna gleich bei seinem Eintreffen in Feldmanier gegen die angedeutete Mischung von permanenten und provisorischen Werken vorgeht. Der Vertheidiger ist zwar auf diesen Fall vorbereitet und wünscht ihn herbei; er hat aber wenig Aussicht, seine Hoffnungen erfüllt zu sehen. Möglicherweise wird ein Versuch gegen einen weit vorspringenden, in seiner Vertheidigungsfähigkeit anscheinend zurückstehenden Ort gemacht werden. Eine grosse Zahl von Feldgeschützen werden dann eingegraben¹ und beginnen ihr Feuer gegen den befestigten Ort und dessen rückwärtige Stützpunkte. Sie schiessen eine Menge Löcher in die Häuserreihen, überschütten das Terrain, wo die Reserven vermuthet werden, mit Shrapnelkugeln; sie treffen aber Niemand, denn es ist Niemand da.

Die Vertheidiger sind in ihren geräumigen Kellern durch die stark überschütteten Gewölbe und die Mauern

1. Das Auffahren von Feldbatterien in der früher üblichen Weise wird selbst im Feldkrieg mehr und mehr zur Ausnahme werden; gegenüber vorbereiteten, gedeckten Geschützaufstellungen ist dies Verfahren nunmehr ein einfacher Unsinn.

Der alte Satz, dass eine gut gedeckte Erdbatterie mit 4 Geschützen einem Linienschiff von 100 Kanonen gewachsen sei, gilt hier noch schärfer. Ein hinter Erdbrustwehr gut gedecktes und zweckmässig maskirtes Geschütz wird einer auf mittlere Entfernung mit dem ganzen lebenden und todten Material ihrer ersten Staffel offen aufgestellten Feldbatterie nach kurzer Zeit schwere Verluste beigebracht haben, ohne selbst einen Mann zu verlieren.

der Häuser gedeckt. Selbst die zahlreichen Beobachter gebrauchen hinter ihren geeignet gelegenen, gut maskirten Erdbrustwehren Wallspiegel. Die Vertheidigungs-Artillerie schweigt. Nur wenn ein Batterie-Commandeur das Spiel seines für das indirekte Feuer hergestellten Apparats prüfen zu müssen glaubt, wird er ausnahmsweise dazu ermächtigt und schweigt, sobald dieser Zweck erreicht ist¹.

Gegen vorrückende Tirailleur-Linien und namentlich gegen geschlossene Truppenkörper irgend welcher Art richten sich alle nach dem Gefechtsfeld verwendbaren Geschütze. Die Zahl derselben ist sehr gross, weil die von dem Angreifer getroffene Wahl des Angriffsobjekts

1. In demselben Mass, als die zerstörende Wirkung der Artillerie-Geschosse, ihre Schussweite und Treffsicherheit wachsen, nehmen auch die Mittel der Abwehr an Mannigfaltigkeit zu. Eines der wichtigsten dieser Mittel ist der sogenannte indirekte Schuss d. h. das Beschiessen eines Ziels, welches man vom Geschützstand aus nicht sehen kann.

Die technischen Einrichtungen eines Positionsgeschützes gestatten, eine befohlene Richtung des Rohrs festzuhalten und auch sie nach der Seite wie nach der Höhe in bestimmter Weise zu ändern (Gradeintheilung). Die Geschützbedienung weiss häufig gar nicht, gegen welches Ziel sie schiesst — ihr Feuer wird von einem Offizier geleitet, dessen Aufenthaltsort eine scharfe Beobachtung ermöglicht — ein Signalsystem irgend welcher Art verbindet Batterie und Commandeur (unmittelbarer oder durch Zwischenposten weiter gegebener Anruf, optische Signale, electriche Verbindung). Die Karte der Umgegend ist in besondere Tabellen übertragen. Die Geschütze einer Batterie beziehen sich auf eine ihnen gemeinsame gerade Linie (hinter den Bettungen); bei Schnellfeuer werden nur die Schüsse eines (mittleren) Geschützes korrigirt, die anderen nehmen die Seitenrichtung nach einer senkrecht zur gemeinsamen Geraden stehenden Linie und die Höhenrichtung wie das führende Geschütz.

Das richtige Spiel einer im indirekten Schnellfeuer arbeitenden Batterie stellt hohe Anforderungen an alle beteiligten Artilleristen. Der Nutzen des indirekten Feuers kann überhaupt nur von einer völlig durchgebildeten, an Muth und Pflichttreue sehr hochstehenden Truppe völlig ausgebeutet werden.

vorhergesehen wurde, und weil auch weit abliegende Geschützaufstellungen sich im Zufallsfeuer betheiligen¹.

Die Besatzung des angegriffenen Ortes tritt erst in Thätigkeit, wenn die feindliche Artillerie ihrer eigenen Infanterie wegen das Feuer gegen die Ortschaft einstellen muss.

Bei gut getroffenen Vorbereitungen jeder Art erscheint ein Erfolg des Angreifers gegen tapfere Truppen völlig aussichtslos, und man wird daher zur förmlichen Belagerung schreiten. Diese gewährt einer gut ausgerüsteten, den Kampf im Vorterrain führenden Besatzung mehr Aussicht auf Erfolg als dem Angreifer.

Die vorstehenden Auseinandersetzungen sind hier eingefügt worden, um die Bedeutung der in den Linien der französischen Forts vorgesehenen provisorischen Vertheidigungs-Einrichtungen hervorzuheben, welche zudem häufig durch ein tief eingeschnittenes Flussbett begünstigt und in ihrer Widerstandsfähigkeit erhöht werden.

Man wird überall auf gut gedeckte Feldtruppen stossen, und das Niederkämpfen der zahlreichen Positions- und Feld-Geschütze dürfte in erster Linie eine übermächtige Artillerie fordern und überhaupt an die Leistungsfähigkeit der angreifenden Truppen hohe Anforderungen stellen.

1. Das auf einen bestimmten Mann, auf einen bestimmten Trupp gerichtete Feuer wird mehr und mehr durch das Zufallsfeuer ersetzt. Wenn man im Stand ist, einen Bodenabschnitt so mit Geschossen zu bestreuen, dass der Name Kugelregen zu einer völlig zutreffenden Bezeichnung wird, kann es einem herzlich einerlei sein, welcher dieser Regentropfen trifft. Die Möglichkeit, eine Bodenfläche so dicht zu bestreuen, wird nicht nur durch die eigentlichen Streugeschosse (Kartätschen, Shrapnels), sondern auch durch die über der Erde zerspringenden Granaten gewährt, weil diese eine ausserordentlich grosse Zahl von Sprengstücken liefern. Eine ähnliche Wirkung kann das Infanterie-Massenfeuer auf Entfernungen bis zu etwa 1500 m hervorbringen. Die Menge der Munition und die Grösse der zu beschliessenden Bodenabschnitte ziehen jedoch oft enge Grenzen.

Es erscheint unzweifelhaft, dass die Bewegung der Heere den umfangreichen künstlichen Verstärkungsmitteln des zunächst engen Kriegsschauplatzes in sehr umfassender Weise Rechnung tragen wird. Alle Angriffe dürften mit weit stärkeren Kräften eingeleitet und durchgeführt werden, als dies im letzten Krieg der Fall gewesen ist.

Nach gelungenem Durchbruch werden die mit operationsfähigen Feldtruppen reichlich ausgestatteten verschanzten Lager auf den Verlauf des Feldkrieges einen starken Einfluss üben, da ihre Besatzungen zu Folge mehrfacher Bahnverbindung vor erfolgter Cernirung leicht verstärkt werden können.

Jede an der Seite oder im Rücken eines vordringenden Heeres gelegene Lagerfestung bedeutet eine bequeme, gesicherte Ausfallpforte für feindliche Heere.

Eine Prüfung des Einflusses der einzelnen befestigten Stellungen auf die Operationen der Feldarmeen ist zwar für den forschenden Offizier von hohem Interesse; doch fordert sie, sobald man den Boden einer allgemeinen Betrachtung verlässt, eine bestimmte Unterlage — Annahmen bestimmter Fälle —, für welche hier aus mehrfachen Gründen kein Raum ist.

d. Die Kriegspläne.

Der nächste deutsch-französische Krieg wird die grössten bewaffneten Menschenmassen gegen einander führen, welche je auf Erden gemeinsam in einen Kampf eingetreten sind. Wahrscheinlich wird die ganze lebendige Kraft beider Völker aufgeboten werden; dass dies bei einem localisirten Kampf auf Seite der Franzosen unbedingt geschehen muss, geht aus den Stärke-Verhältnissen der beiden Völker hervor.

Die Aufgabe, welche den leitenden Generalen beider

Parteien zufällt, ist daher schon in Rücksicht auf die Zahl der Streiter eine so ausgedehnte, wie sie bisher noch nicht gelöst werden musste.

Diese Aufgabe wird erheblich erschwert durch mehrere neu hinzugetretene und in ihrer Tragweite noch nicht bestimmte Elemente des grossen Kriegs. Ohne hier auf Detail einzugehen, erwähne ich nur die Militärbahnen, die Feldtelegraphie, die den Kriegsschauplatz nach den Wünschen der einen Partei umformenden Linien der Forts, die um ein Ungeheures gesteigerte Leistung der Feuerwaffen und die Rücksicht auf die Ernährung jener Menschenmassen, welche von der Bevölkerung des anfänglich engen und gebirgigen Kriegsschauplatzes nicht einmal vorübergehend übernommen werden kann.

Die Kriegspläne werden daher mit einer Sorgfalt und Gründlichkeit bearbeitet, welche in früheren Zeiten unbekannt gewesen ist. Man kann offen aussprechen, dass die Leistungen der leitenden Generale jetzt sehr viel höhere sein müssen als zu irgend einer anderen früheren Zeit. Die Grundideen bleiben zwar immer dieselben, aber die Mannigfaltigkeit und namentlich die Raschheit der Operationen ist sehr erheblich gewachsen. Sie fordern plötzliche und doch tief durchdachte Entschlüsse.

Die Verdienste früherer grosser Feldherren werden dadurch nicht geschmälert; sie standen auf der Höhe ihrer Zeit und würden sich den veränderten Verhältnissen anzupassen verstanden haben¹.

1. Für einen deutschen Offizier ist die Gedankenreihe von hoher Bedeutung, welche sich an das plötzliche Wiedererwachen Friedrichs des Grossen knüpfen lässt. Mit welchem Blick würde dieser Fürst, nachdem er von den jetzigen Machtmitteln der europäischen Völker Kenntniss genommen hätte, den ansehen, welcher ihm ernste Besorgnisse wegen irgend einer Coalition vortragen würde? Aber freilich schützte ein vergleichsweise gewaltiges Heer seine gewaltige Friedensarbeit.

Dass der Kriegsplan des deutschen Heeres mit einer aller Verhältnisse berücksichtigenden Gründlichkeit ausgearbeitet ist, bedarf kaum der Erwähnung, da derselbe Chef vom Stab des Deutschen Kaisers, welcher in früheren Kriegen der Mit- und Nachwelt Beweise seiner hohen Befähigung geliefert hat, noch an seiner Stelle steht. Aber auch, wenn der Tod, der nicht wägende Zerstörer irdischer Grösse, irdischen Glücks, der einen Helden nach dem anderen uns entreisst, den kaiserlichen Herrn und seinen ersten General uns genommen haben wird, auch dann bleiben die Schüler, die sie ausgebildet haben, und sie werden sich der grossen Meister würdig zeigen.

In Betreff dieses Kriegsplans lässt sich nur sagen, dass durch die Verlegung und Verkürzung der Landesgrenze, durch ihre fortificatorische Verstärkung, durch die in grösserer Zahl und wahrscheinlich überraschend auftretenden feindlichen Streitkräfte u. s. w. eine solche Veränderung der Gesamtlage bewirkt worden ist, dass eine Aehnlichkeit des Verfahrens von 1870/71 und des im nächsten Krieg hervortretenden Verfahrens ausgeschlossen wird.

Es sind nun zwar auf der neuen Basis viele Pläne denkbar; indessen könnte doch durch die zahlreichen feststehenden Daten und die in dem homogenen deutschen Heer herrschende Gleichartigkeit der Anschauungen eine Aehnlichkeit des in dieser Studie als wahrscheinlich betrachteten deutschen Kriegsplans und der in Wahrheit ausgearbeiteten Pläne entstehen, welche die Veröffentlichung eher schädlich als nützlich erscheinen lassen würde. Ich sehe deshalb von einer Erwägung der wahrscheinlichen Massnahmen der deutschen Heeresleitung ab; in Betreff der französischen Projekte besteht eine derartige Beschränkung nicht in solchem Umfang.

Die Kriegspläne der Franzosen sind zunächst insofern

verschiedenartig, als sie ein einfaches Duell der beiden Völker und auch die durch beiderseitige Allianzen bewirkten Veränderungen zu berücksichtigen haben. Diese Studie befasst sich nur mit dem ersteren, einfachsten Fall.

Die Franzosen haben seit der Zeit Napoleons I. in Betreff ihrer leitenden Generale und Staatsmänner Unglück.

Der mit mathematischen Wahrscheinlichkeiten rechnende Forscher könnte es dem Wechsel alles Irdischen entsprechend finden, dass auf jene Zeit höchster militärischer Grösse eine lange Zeit minderer Leistungen folgen müsse; der gläubige Christ könnte finden, dass eine Warnung der Franzosen in dem frühen Hinsterben Niels, Chanzys, Gambettas, in der Verwundung Mac-Mahons, der Erkrankung Napoleons III. u. s. w. liegen müsste.

Die obere Heeresleitung der Franzosen kämpft mit Schwierigkeiten, welche auf deutscher Seite unbekannt sind. Ihr Generalstab ist nach deutschem Muster neu organisirt und hat sicherlich eifrig gearbeitet; es würde aber doch sehr kühn sein, aus den bescheidenen Leistungen in überseeischen Ländern¹ eine Bürgschaft entnehmen zu wollen für die Leistungen auf einem europäischen Kriegsschauplatz, einem völlig ebenbürtigen Feind gegenüber.

Von Haus aus wird also das Selbstvertrauen und auch das Zutrauen der Anderen kein so hohes sein können als auf deutscher Seite. Dies ist bei der Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des französischen Charakters eine ernste Gefahr und mahnt die leitenden Generale zu grosser Vor-

1. Es ist auch von französischen Offizieren mehrfach betont worden, dass der Krieg gegen militärisch schwache Gegner, wie er in den Colonien geführt wird, falsche Anschauungen hervorruft und deshalb kaum als eine nützliche Vorschule für den normalen Krieg aufgefasst werden kann.

sicht. Die rasche Aufeinanderfolge der entscheidenden Schläge gestattet ferner in den Kriegen der Jetztzeit nicht so leicht als in früheren Zeiten die Ausbildung während der Action. Der Generalstab wie die höheren Truppen-Befehlshaber bedürfen daher jetzt einer sehr viel tieferen Vorbildung für ihre verantwortungsreichen Stellen.

Die französischen Generale, welche für die Uebernahme der Heeresleitung bestimmt sind, lassen sich in drei Gruppen trennen:

1. Der Oberbefehlshaber.

Die im Frieden von einander getrennte Oberleitung des Land- und des Seeheeres, sowie manche Dienstzweige der Civilbehörden und erhebliche Theile der privaten Leistung treten bei dem Ausbruch des Krieges unter einen einheitlichen militärischen Oberbefehl. In Monarchien ist die Spitze durch den Fürsten gegeben, in Republiken ist diese Frage aber eine offene und namentlich im heutigen Frankreich eine bedenkliche. Die militärischen Rücksichten fordern die zweifellose Einheit des Commandos; die mehr als wahrscheinliche Dictatur des Oberfeldherrn und das damit heraufziehende Gespenst eines dritten Kaiserreichs ohne die Napoleoniden halten davon zurück. Als ein nützliches Mittel der Abhülfe erscheint in solcher Lage die kommissarische Behandlung der Sache. Sie ist uns Deutschen nicht unbekannt; wir sind aber nicht daran gewöhnt worden, etwas Gutes oder auch nur Befriedigendes von dieser Art der Oberleitung zu erwarten. Wir gedenken der Reichskriegsräthe, Hofkriegsräthe und anderer derartigen Schöpfungen mit einem merkwürdig geringen Mass von Achtung, weil die kriegsgeschichtlich nachweisbaren Leistungen dieser Behörden meistens mehr als dürftige geblieben sind. Es liegt aber kein Grund vor

für die Annahme, dass ein wohlklingender französischer Name, wie z. B.: «Conseil supérieur de la guerre» oder «Comité de défense» der Sache eine einheitlichere, schneidigere Wirksamkeit sichern werde.

Der Zusammentritt einer kleineren oder grösseren Anzahl tüchtiger hocherfahrener Männer zu gemeinsamer Berathung und Beschlussfassung übt auf alle Unerfahrenen einen gewissen Zauber aus; wer aber vielfach mit solchen Comitees, Commissionen u. s. w. zu thun gehabt hat, weiss, dass die eigentliche geistige Arbeit immer nur von Einzelnen geleistet wird und zwar in einem geringeren Mass, als wenn Verantwortlichkeit und Dank nur diesen Einzelnen zustände. Fast nie giebt es da ein «*viribus unitis*».

Doch will ich noch eine Bemerkung beifügen. Ein durch seine hohe Stellung oder durch weit überlegene Geistesschärfe und Erfahrung gesicherter Mann kann eine Commission weit eher nützlich verwenden als ein präsidirender «*primus inter pares*».

Im ersten Fall bedeutet eine gut zusammengesetzte Commission eine Anzahl scharfer Augen, flotter Federn, rasch arbeitender Zirkel, flinker Beine, eine lebendige Bibliothek mit gutem Katalog und kurz gefassten Büchern; sie ist der ideale Stab eines höheren Generals. Im andern Fall hält sich Jeder für den Klügsten, und wenn seine Ansicht in einer von ihm wenig ergründeten Sache getadelt wird, spricht er später auch da nicht mit, wo sein Urtheil vollberechtigt ist. Bei einem nach einer solchen Sitzung selbständig leitenden General ziehen manche von berufener Seite gefallenen Aeusserungen noch lange ihre störenden Kreise, vergrössern die eigene Verantwortlichkeit und lähmen die Entscheidung. Eine besonders grosse Gefahr liegt in der Meinungs-Aeusserung hochstehender

Personen, welche die volle Verantwortlichkeit für die von ihnen geäusserten Ansichten und die zufolge derselben angeordneten Massnahmen nicht tragen, sich aber berufen glauben mitzureden.

Die erleichterten Verkehrsmittel und die im Vergleich zu früheren Kriegen verminderte Gefahr übler Behandlung haben das weitverbreitete Geschlecht der Kriegstouristen entstehen lassen, welche der treffende Volkswitz als Schlachtenbummler bezeichnet. Es liegt mir fern, die ehrenwerthen Gesinnungen zu verkennen, welche in vielen Fällen diese seltsamen Fahrten veranlassen. Auf dem grössten böhmischen Schlachtfeld hat ein Landsmann in meinem Zelt Schutz gefunden, dem eine offizielle Anerkennung in Betreff der Nothwendigkeit seiner Reise fehlte; auch habe ich bereitwillig eine Dame geleitet, deren Opferwilligkeit sie bis zu diesem grossen Leichenfeld geführt hatte. Ich fühle aber an dieser Stelle die Pflicht, auf den geringen Nutzen hinzuweisen, den die nicht in den Rahmen des Heers eingefügten Elemente meistens nur bringen, und auf den grossen Schaden, welchen sie namentlich in Hauptquartieren anrichten können. Dieser Schaden wächst etwa im cubischen Verhältniss mit der Höhe der socialen Stellung der einzelnen Personen. Nur wer sehr geringe Ansprüche macht und jede mögliche Hilfsleistung mit eigener Hand auszuführen bereit ist, kann ein nützlicher Genosse der fechtenden Truppen sein¹.

1. Nach der Schlacht bei Skalitz hatte ich Gelegenheit, eine Panik der Deutschen zu beobachten, bei welcher die Kriegstouristen stark betheiligt waren. Der Tag graute; meine Mannschaften waren in dem an der Strasse nach Nachod gelegenen Biwak mit der Zubereitung des Kaffees beschäftigt, als ein fernes ungewohntes Geräusch Aufmerksamkeit erregten. Es kam näher wie das Rauschen eines Orkans, und allmählich tauchten vor Marketenderwagen galoppirende Pferde aus dem leichten Frühnebel der Thalniederung auf. Einen Augenblick konnte

Wenn daher auch bei Ausbruch des Krieges die hohe Begabung aller Glieder der leitenden Pariser Centralbehörde anerkannt werden müsste, so könnten die Deutschen darin sogar eine Bürgschaft ihres Erfolgs finden. Schliesslich muss hier hervorgehoben werden, dass die so sehr erleichterte Beförderung von Befehlen und Meldungen die Leitung aller grösseren Heerestheile von einer weit abgelegenen Centralstelle aus ermöglicht. Die Anwesenheit auf den ausgedehnten Schlachtfeldern des künftigen Krieges gewährt einem Oberfeldherrn nicht mehr den sicheren Ueberblick der Gefechtslage, welcher früher bei den Kämpfen kleinerer Heere unmittelbar verwerthet werden konnte. Die grosse Zahl und Stärke der Heere, die Thatsache, dass rückwärtige Telegraphenverbindungen häufig sicherer sind als seitliche Verbindungen, weisen auf einen weiten Abstand der Centralstelle von allen Gefechtsfeldern hin.

2. Die Heerführer.

Wie viele einzelne Armeen Frankreich formiren wird, kann mit Wahrscheinlichkeit nicht bestimmt werden, weil viele bindende Grundlagen fehlen.

man schwanken, ob hundert Mann auf der Strasse genügen würden, um diesen heranbrausenden Strom zu dämmen; aber ich griff nicht ein, weil wenige hundert Schritte hinter unserem Biwak ein Divisionsstab lagerte, und weil es bedenklich schien, die Strasse zu sperren. Ich befahl nur, dass der Kaffee weiter gekocht würde, und musterte den bunten Strom der Fliehenden mit lebhaftem Interesse. Er war sehr lang und enthielt eine dicht gedrängte Masse von Nichtcombattanten der verschiedensten Art. Dazwischen versuchten einige in der schärfsten Gangart jagende Offiziere den Kopf des Stroms zu erreichen und ihn zum Halten zu bringen. Vergeblich! — Er ist über das Gebirge bis Glatz gelangt, und der rechtzeitig benachrichtigte Kommandant hat Reiter ausrücken lassen, um ihn zur Ruhe zu bringen. Wie viele Bierfässer dabei zu Schaden gekommen sind, habe ich nicht erfahren. Ein uns gegenüberliegendes Infanterie-Regiment nahm zu meinem Bedauern die Sache so ernst, dass es gefechtsbereit ohne Kaffee aus dem Biwak vorrückte. Den Morgenkaffee meiner Leute habe ich gerettet.

Traditionen giebt es in dieser Richtung nicht; bestimmte Persönlichkeiten, für welche Heere geschaffen werden müssten, giebt es ebenso wenig. Es bleiben somit nur die aus der Stärke, Dislokation, Formation und Eigenart der operationsfähigen Truppen, aus der Gestaltung des Kriegsschauplatzes und den Kriegszwecken sich ergebenden Bedingungen. Diese sind aber bei der heutigen Beweglichkeit der Heere minder zwingend als früher, weil Reserve-Corps jeder Stärke in weiter Entfernung von dem eigentlichen Kriegsschauplatz neben geeigneten Bahnlinien zur Einschiffung bereit gehalten werden können.

Die Gestaltung des Kriegsschauplatzes macht in vorderer Linie die Bildung einer Nordarmee, zweier Armeen des Centrums und einer Südarmee (Belfort) wahrscheinlich. Nach den Erfahrungen von 1870 werden von Haus aus mehrere Reserve-Armeen aufgestellt werden.

Die Gouverneure von Paris und Lyon, sowie die commandirenden Generale der im Nordosten vertheilten Armee-Corps (sechstes, siebentes, erstes) scheinen für die Führung der Armeen bestimmt zu sein.

3. Die Befehlshaber der selbständigen Cavallerie-Divisionen.

Die wahrscheinlich sehr zahlreich durch Elite-Infanterie und Artillerie verstärkten Cavallerie-Divisionen haben wichtige und der deutschen Reiterei gegenüber schwierige Aufgaben zu lösen und werden sonach mit besonders tüchtigen leitenden Kräften versehen werden. Ob sie zu mehreren unter einem besonderen General der Avantgarden vereinigt oder nach rückwärts einzelnen Armeen unterstellt werden, ist nicht zu errathen und kann zudem jeden Tag abgeändert werden. Für die Gesamtleistung der Cavallerie-Divisionen ist dies eine Frage zweiter Ordnung.

Der eigentliche Kriegsplan.

Im ersten Theil dieser Studie ist bereits die Ansicht ausgesprochen, dass die französische Heeresleitung im grossen Ganzen die durch ihre befestigten Linien gebotenen Stützpunkte für ein Auflaufenlassen des Feindes verwerthen wird. Die entscheidendste Hauptschlacht würde hiernach in den Thälern des Mouzon und der Maas unweit Neufchâteau erwartet werden.

Diese im Ganzen defensive Grundidee schliesst aber offensive Vorstösse jeder Art zu keiner Zeit aus, und der erste derselben, welcher unmittelbar nach der Kriegserklärung zu erwarten sein dürfte, verdient eine besondere Betrachtung.

Manche Leser könnten nun glauben, dass die folgenden Auseinandersetzungen reine Phantasiegebilde und somit werthlos wären. Dies würde aber nicht zutreffen. Es giebt bestimmte Grundlagen für die Lösung solcher Aufgaben, sichere Grenzen, welche alle Lösungen auf ein engeres Gebiet beschränken und häufig einen nur sehr geringen Spielraum lassen. Da manche dieser Grundbedingungen eine öffentliche Besprechung nicht wohl gestatten, so erscheint es um so mehr nöthig, das Gewicht der anderen hervorzuheben, und dies möge die folgende einleitende Betrachtung entschuldigen.

Wenn Jemand seine Tageszeitung liest, pflegt er sich nur um den durch die Schriftzüge ausgedrückten Inhalt zu kümmern und doch redet das einfache Blatt, welches seine Hand hält, noch verschiedene andere Sprachen.

Dem Papierfabrikanten genügt ein Blick und eine Berührung, um den Faserstoff, die Leimsubstanz, die Art der Anfertigung zu erkennen; der Techniker sieht sofort, welche Art der Maschinen bei der Herstellung der Zei-

tung thätig war, und wie sie functionirte; der Druckereibesitzer erkennt die Formen der Lettern — ob sie noch tadellos oder schon mannigfach beschädigt sind; er erkennt, ob ein erfahrener Setzer oder ein Anfänger die Schriftzeichen geordnet hat, ob dieser Mann die Bedeutung des Inhalts kannte, ob er mit der Sache einverstanden war und sie durch richtige Anordnung der Intervalle u. s. w. zu fördern oder ob er sie zu schädigen suchte, er erkennt das Mass der Intelligenz dieses Mannes. Ein empfindlicher Leser erkennt die Personen, welche vor ihm das Blatt gelesen haben, ihre Reinlichkeit, Sorglichkeit, ihr Anstandsgefühl.

Wenn der Leser diese keineswegs erschöpfte Gedankenreihe frei auf eine gute Landkarte überträgt, wird er einräumen müssen, dass die Sprachen einer solchen Karte weit mannigfaltiger sind als die eines gedruckten Zeitungsblattes. Diese Sprachen sind so verschiedenartig und schwierig, dass ihre Erlernung ein besonderes Studium erfordert. Mancher geistig hochstehende Mensch erlernt diese Sprachen nur sehr unvollkommen; andere sind dafür besonders beanlagt und ziehen Schlüsse, welche zunächst als wüste Träume und, wenn der Beweis der Wahrheit erbracht ist, als seltsamer Spuk erscheinen.

Ein Offizier, welcher die Massnahmen des Feindes zu errathen wünscht, wird sich fragen: «Wie sieht die Sache von dort her aus?», «Was würdest du nun machen?» Je eingehender und richtiger die Anschauungen des Gegners aufgefunden sind, desto schärfer werden dann die Massregeln des Feindes errathen sein.

Könnten die Gehirnconstructionen von einem affenähnlichen Neger bis zum idealen Kaukasier nach ihrer Leistungsfähigkeit in verschiedenen Richtungen geordnet werden, so würden auf fast allen diesen Stufenleitern die Typen der Franzosen und der Deutschen dicht neben

einander stehen. Es werden daher auf derselben Basis gefasste Entschlüsse der Beiden einander sehr ähnlich sein. Sicherlich ist es aber schwer, jene richtige, von dem Anderen sorglich verheimlichte Basis aufzufinden.

Die zahlreichen Aeusserungen, welche in der französischen Literatur über diese Fragen gefallen sind, haben hierfür einen nicht zu unterschätzenden Werth — natürlich nicht in dem Sinn, dass der brave Deutsche glaubt, was der brave Franzose ihm sagt. So steht es in Fragen des Krieges nicht. Da ist die Lüge bis zu einem gewissen Grad legalisirt — wohl in einem noch höheren Grad als in dem Verkehrsleben der höheren Stände aller Culturvölker. Man muss dies tadeln, aber man darf es nie übersehen.

Schon der Zweikampf einzelner Personen kennt die absichtliche Täuschung des Gegners und den Scheinangriff. Im Feld ist die Täuschung des Feindes eine sehr wichtige Sache, und es macht z. B. vor Festungen viel Vergnügen, wenn eine schöne Puppe ganz durchlöchert wird, und noch mehr Vergnügen, wenn der Feind endlich die Puppe für todt hält und ein lustiges Menschenkind durch die Löcher der Maske späht. Solche Scherze sind immer gemacht worden; die Franzosen sind uns darin kaum überlegen und wir nehmen einander das nicht übel.

Es ist aber in dieser Zeit der Oeffentlichkeit, des hochgesteigerten Völkerverkehrs mehr als je nöthig, die Grenzen dieser Täuschungen zu bestimmen. Schon vor Jahrtausenden ist nach ihnen gesucht worden. Die Ritterschaft des Mittelalters hielt darin scharfe Zucht, und so roh und niedrig ihr Verfahren in anderer Richtung war, in diesem Punkt herrschte ein edler Sinn.

Es ist bereits im ersten Theil dieser Studie hervorgehoben worden, dass viele französische Offiziere in dem

grossen Unglück ihres Vaterlands eine Entschuldigung finden zu können geglaubt haben für den Bruch ihres dem Feind gegebenen Ehrenworts. Es liegt mir die Annahme sehr fern, dass die schwere Verirrung Einzelner auf eine gleiche Denkweise Aller schliessen lassen müsste; indessen würde es doch sehr erwünscht sein, dass diese Annahme officiell ausgeschlossen würde, und dass ähnlich wie bei der Genfer Convention eine internationale Festsetzung einträte. Es scheint die Sache Frankreichs zu sein, hierin die Initiative zu ergreifen.

Ein Punkt, welcher hierbei auch geregelt werden müsste, ist die Ansage der Fehde — die Kriegserklärung.

In den zahlreichen Kriegen des Mittelalters hatte man es zu einer gewissen Routine gebracht. Wenn sich die Franzosen und Deutschen öfter anfallen wollen, ist es gut, auch ein solches bestimmtes Verfahren einzuführen.

Die Ansagen der Fehde im Mittelalter waren sehr verschiedenartig. Man übergab den Fehdebrief mit grösserer oder geringerer Feierlichkeit; mehrfach nagelte man ihn nur an das Thor der Burg, der Stadt u. s. w.; wenn die Sache schon so unsicher geworden war, wie jetzt in den Vogesen, genügte ein Trompeter mit einem Zettel. Fast immer war eine gewisse Frist gewährt, damit man seine Zugbrücken aufziehen konnte.

Die modernen Verkehrsmittel gestatten nun sogar die telegraphische Ankündigung der Fehde, zumal man weiss, dass die beiderseitigen Botschafter, ihre Damen und das ganze übrige Personal in der lebenswürdigsten Weise zum Bahnhof gebracht und vielleicht sogar mit zahlreichen Bouquets u. s. w. entlassen werden würden. In früheren Zeiten haben unsere beiderseitigen Vorfahren nicht selten solche Gesandte eingekerkert oder sogar getödtet; jetzt ist das nicht mehr so gefährlich. Für unsere Berliner

stehe ich ein; seitdem ich aber Paris habe brennen sehen, stehe ich für die Pariser nicht mehr ganz unbedingt ein.

Solange nun solche Festsetzungen nicht stattgefunden haben, wird man vielleicht der Raschheit der modernen Verkehrsmittel volle Rechnung tragen, und der Leser wird es mir daher bei einer im Ganzen friedlichen Studie nicht verargen, wenn ich mit dem schlimmsten Fall, dem Ueberfall, rechne.

Der Ueberfall des Elsass.

1. Die Zwecke des Ueberfalls.

Das überraschende Eindringen französischer Streitkräfte in das Elsass kann engbegrenzte Ziele verfolgen; es kann aber auch ein sehr weit gestecktes Ziel im Auge haben.

Im ersten Fall wird man auf der ganzen Linie in Eilmärschen so weit vorgehen, als die feindlichen Streitkräfte dies ohne ernstere Kämpfe zulassen; man wird möglichst viele elsässische Reservisten mit sich nehmen, welche im deutschen Heer ausgebildet worden sind und vielleicht schon die Gestellungs-Ordre für ihren Truppentheil bei sich tragen; man wird die für das deutsche Heer bestimmten Pferde aus möglichst vielen Gemeinden sammeln und wegführen; endlich wird man wichtige Communicationen unterbrechen, um das Vordringen der deutschen Streitkräfte zu erschweren. Hierbei dienen französisch gesinnte Elsässer als nützliche Verbündete.

Im zweiten Fall tritt zu den bereits berührten Aufgaben die Auswahl der Positionen hinzu, in welchen man eine Schlacht anzunehmen gedenkt. Es würden hierbei im grossen Ganzen dieselben Ziele verfolgt werden, deren Erreichung 1870 der Marschall Mac-Mahon durch seine Aufstellung bei Wörth erstrebte. Indessen könnte ein

kühner französischer General auch über dieses Ziel hinausgehen und, des raschen Nachschubs sicher, ein ungesäumtes Ueberschreiten des Oberrheins planen.

In allen diesen Fällen wird man durch einen ersten Erfolg die Zuversicht der französischen Soldaten zu heben suchen.

In den dieser Studie zu Grund gelegten französischen Schriften ist besonders hervorgehoben, welchen entscheidenden Einfluss der erste Sieg auf den Verlauf des ganzen Kriegs übt. Ohne späteren Betrachtungen vorzugreifen, hebe ich hier hervor, dass dieser Einfluss des ersten Siegs nur auf französischer Seite einen grösseren Werth hat. Der Deutsche denkt darin abweichend. Ein verfehlter Anlauf lässt die deutsche Faust sich fester ballen, und bei jedem neuen Versuch sagt man sich: «Nun muss es stimmen.»

Es ist aber auch zweifelhaft, ob der erste Sieg in Frankreich grossen Einfluss üben wird — wegen der noch nicht ganz vergessenen ungewöhnlichen Lügen Gambettas, deren Andenken ernste Zweifel hervorrufen dürfte.

Solche Zweifel sind zu allen Zeiten gehegt worden. Als die Russen im siebenjährigen Krieg aus erbitterten Feinden plötzlich Verbündete Friedrichs des Grossen wurden, hielt Mancher die zur königlichen Tafel gezogenen russischen Generale für verkleidete Preussen, und in diesem Jahrhundert ist ein öfter wiederkehrender todter Kosak für unsere französischen Nachbarn Anlass zu einem nicht ganz gerechtfertigten beissenden Spott geworden.

Nach allem Vorhergegangenen könnte ja sogar Jemand glauben, dass Kruppsche Versuchsbatterien nur zu dem Zweck gekauft worden wären, um später als eroberte Geschütze eine Rundreise durch Frankreich zu machen.

Im Ganzen ist also dem Ausfall des ersten Gefechts oder selbst der ersten Schlacht keine so weitgehende

Bedeutung beizumessen, als manche französische Schriftsteller dies annehmen; doch ist eine begrenzte Tragweite des ersten Erfolgs nicht abzuleugnen, und eine geeignet abgefasste, aus einer elsässischen Stadt datirte Proclamation sowie ein mit entsprechender Feierlichkeit in Nancy durchgeführter Einzug elsässischer Reservisten und einiger Gefangenen könnten diese Tragweite nicht unerheblich steigern. Seit «Savoyen und Nizza» kann man in dieser Richtung Vieles für möglich halten.

2. Die für den Ueberfall verfügbaren Truppen.

Ein solcher Ueberfall kann mit Aussicht auf Erfolg nur durchgeführt werden, wenn keine öffentliche Mobilmachung der Kriegserklärung und dem mehr oder weniger gleichzeitigen Vorwerfen der Cavallerie-Divisionen u. s. w. vorhergeht. Anderen Falls trifft man auf gewarnte Gegner, und der Vorthail der Ueberraschung geht verloren. Es fragt sich also, wieviele Truppen ganz im Stillen mobilisirt werden können.

Die an der deutschen Grenze aufgestellten Truppen haben verstärkte Friedensstämme (100 Bataillone u. s. w.) und können somit ohne jeden Zeitverlust in dieser Formation nach der Grenze befördert werden und diese dann überschreiten. Die geeignet organisirten Reserven kann man ihnen nachführen.

Die üblen Folgen, welche dasselbe Verfahren im Jahr 1870 gehabt hat, darf man zu verhüten hoffen durch das so sehr vervollkommnete Eisenbahnnetz und durch sorglich ausgearbeitete Fahrpläne.

Es ist unzweifelhaft, dass die Vorarbeiten für ein solches plötzliches Vorbrechen bis in die kleinsten Einzelheiten im tiefen Frieden vorbereitet sein können.

Die fehlenden Artillerie- und Train-Pferde können z. B. schon in den Gemeinden gespannweise zusammengestellt und mit Reserve-Fahrern u. s. w. besetzt werden. Die Protzen und Munitionswagen werden auch in normaler Friedenszeit zur Uebung verpackt; es steht somit Nichts dem entgegen, dass sie insgesamt kriegsmässig ausgerüstet bereit gehalten werden. Während eines Feldzuges üben mobile Batterien immer mit feldkriegsmässig ausgerüsteten Fahrzeugen; man kann dies somit auch im Frieden thun, um die Pferde an die grössere Last zu gewöhnen. Die im Friedens-Armee-Corps überschliessenden 5 Batterien dienen hierbei vielleicht als nützliche Aushülfe¹.

Ohne auf weiteres, für Laien ohnehin unverständliches Detail einzugehen, spreche ich hiermit aus, dass etwa 2 französische Armee-Corps und 5 Cavallerie-Divisionen in nahezu vollständiger Kriegsstärke an einem bestimmten Tage in ihren Garnisonen bereit stehen können, ohne dass ein öffentlicher Mobilmachungsbefehl erlassen ist. Ein unbestimmtes Gerücht wird vielleicht die Folge einer solchen Massregel sein; bei guter Vorbereitung dürfte aber weder eine Zeitungsnotiz noch eine Depesche zum Verräther werden. Das Meiste kann innerhalb der Kasernen u. s. w. erledigt und durch Uebungs-Zwecke erklärt werden. Dass die patriotische Gesinnung der Franzosen die Geheimhaltung einer solchen Massregel ausserordentlich begünstigt, kann Niemand ableugnen.

Die vorstehende Ansicht wird an anderen Stellen nicht getheilt; man glaubt, dass der lebhafte internationale Verkehr die Geheimhaltung umfassender militärischer Vorbereitungen nicht gestatte, und dass somit Gegenmass-

1. Es ist schon im I. Theil hervorgehoben worden, dass diese Batterien vielleicht auch als Armee-Geschütz-Reserve oder zur Ausstattung des 21., 22. u. s. w. Armee-Corps dienen werden.

regeln immer rechtzeitig ergriffen werden könnten. Diese Meinung dürfte vollständig zutreffen, soweit es sich um Truppentheile handelt, welche in anderen Gegenden Frankreichs garnisoniren als in dem von Truppen aller Art angefüllten Nordosten. Für diesen andauernd in halbem Kriegszustande sich befindenden Landestheil ist diese Meinung nicht zutreffend. Ein grosser Theil der Mobilisirungsgeschäfte ist dort schon erledigt; von den Cavallerie-Divisionen kann man sagen, dass sie während eines grossen Theils des Jahres marschbereit sind.

Die Wege, auf welchen ein Einbruch in das Elsass erfolgen kann, sind zahlreich. Die Vogesen sind selbst in ihrer südlichen Hälfte für Truppen aller Waffen gangbar.

Die Gangbarkeit des Terrains muss überhaupt heutzutage anders beurtheilt werden, als dies in früheren Zeiten der Fall war.

Im westlichen Europa werden einige kleinere Waldstrecken von Grossgrundbesitzern absichtlich im Zustand des Urwalds erhalten, um dieses anziehende Bild auch künftigen Geschlechtern zu gewähren. Abgesehen von diesen in militärischen Beziehungen bedeutungslosen Strecken sind aber die Waldungen der Gebirge dem Forstbetrieb unterworfen und in Folge dessen von Wegen und Pfaden durchzogen. Wo nun ein Holzwagen im Schritt fahren kann, fährt ein modernes Geschütz im Trab. Das sind nicht mehr die schwerfälligen, unlenkbaren Fuhrwerke, die alle Bewegungen der Truppen hinderten; es sind vielmehr Fahrzeuge von einer ganz aussergewöhnlichen Lenkbarkeit — sowohl seitwärts wie auf- und abwärts.

Bei Beginn eines Feldzuges sind auch Pferde und Leute voller Kraft, und wenn man das Schanzzeug und die Arme eines Jägerbataillons neben sich hat, kann man

in wenigen Stunden Waldwege ausbessern, sogar neue Pfade schaffen. Auf die Mitführung des grossen Armee-trains wird man nur an einzelnen Einbruchsstellen Rücksicht nehmen.

Dass die heutige Infanterie lieber in waldigen Bergen marschirt als auf ebenen, staubigen Landstrassen, kann man oft beobachten. Dies gilt in noch höherem Grade von den Jägerbataillonen, welche Cavallerie-Divisionen zugewiesen werden. Die starke Vermehrung der Jägertruppen soll nicht nur den Wetteifer in der Infanterie anregen; sie trägt auch den Wäldern der Vogesen, wie dem bedeckten Terrain der anderwärts ausgewählten Schlachtfelder Rechnung.

Die durch Sapeurs verstärkte Cavallerie wird ebenso wenig Waldwege scheuen als die genannten Waffen.

Hiernach verzögert zwar das Waldgebirg der Vogesen den Marsch der tüchtigsten Feldtruppen, doch gestattet es unter Leitung ortskundiger Führer sogar die Ueberschreitung ausserhalb der keineswegs seltenen Strassen.

Als bequemster und für den vorliegenden Zweck wichtigster Annäherungsweg ist der Einschnitt zwischen Jura und Vogesen anzusehen. Die Festung Belfort mit ihren theilweise sehr weit detachirten Forts bildet hier eine Ausfallpforte, welche 46 Kilometer (zwei kleine Tagemärsche oder ein Gewaltmarsch für Elitetruppen) von Mülhausen und 57 Kilometer vom Rhein entfernt ist. Es liegt diesem verschanzten Lager keine deutsche Festung gegenüber.

Die im I. Theil dieser Studie (Seite 172) in ihrer Lage zu einander und zur deutschen Grenze angegebenen Endstationen der Militärbahnen sind ebenfalls als Ausgangspunkte eines solchen Vorstosses zu betrachten. Da die Bahnen im Gebirge vielfach nur eingleisig sind, so

ist ihre Gesamtleistung für Militär-Transporte eine begrenzte; für den in Rede stehenden Fall reicht sie aber aus.

Es werden noch einige Beispiele für die zurückzulegenden Entfernungen angegeben, um die Ausführbarkeit des Vormarsches zu beleuchten; die Nothwendigkeit der angeordneten Verstärkung der Garnisonen des Elsass dürfte daraus hervorgehen.

Bussang—Ensisheim	47 Kilometer
» —Mülhausen	44 »
Fraise —Colmar	36 »
St.-Dié —Schlettstadt	43 »

Die starken Garnisonen von Toul, Nancy, Lunéville können bis Marainville, ja selbst bis Avricourt und ev. darüber hinaus mit der Bahn befördert werden; von Avricourt beträgt die Entfernung bis Saarburg 22, bis Pfalzburg 39, bis Zabern 47 Kilometer.

In Lothringen liegen für den Ueberfall mehrfach noch besondere Ziele vor.

Der weit überwiegende Theil der Bevölkerung ist französisch und somit feindlich gesinnt. Nicht ohne Zweck hat man einem Festungswerk von Laon gerade jetzt den Namen des Zeugsergeanten beigelegt, welcher 1870 bei dem Einmarsch der deutschen Truppen ein Pulvermagazin entzündete, ohne zu fragen, wie gross der Verlust der eigenen Truppen sein würde¹.

Die Pläne können eine offene Auflehnung der Bevölkerung mit Waffengewalt und die damit zusammenhän-

1. Am 9. September 1870 sprengte der «garde d'artillerie Henriot» das Hauptpulvermagazin der Citadelle von Laon, als die deutsche Besatzung zu Folge der Capitulation eingerückt war. Der Gesamtverlust betrug auf französischer Seite 300 Mann (darunter auch der Commandant, General Théremin), auf deutscher Seite todt 42, verwundet 72 Mann (einschliesslich 3 bezüglich 12 Offiziere).

genden Träume von geöffneten Festungsthoren und dergleichen nicht wohl im Auge haben, weil die Werke der Grenzfestungen gegen den gewaltsamen Angriff armirt und mit aufmerksamen übermächtigen Besatzungen versehen sind; diese Pläne können aber den Henriot'schen Weg verfolgen, sowohl in Bezug auf Kriegspulvermagazine jeder Art als in Bezug auf die Bahnverbindungen; sie können in einen gewissen Zusammenhang gebracht werden mit dem Vormarsch starker Feldtruppen, welche Metz umgehen und von Haus aus isoliren sollen. Den erheblichen Hindernissen der Bodenoberfläche kann man hoffen durch genau geplante Vorarbeiten zu begegnen. Unter den gegebenen Verhältnissen ist die Ausmessung der Breite und Tiefe jedes Flusslaufs, die richtige Auswahl aller Annäherungswege u. a. sehr leicht.

e. Die seit 1871 eingetretenen hauptsächlichsten Aenderungen in Bewaffnung und Kampfweise.

Allgemeines.

Die vorschreitende geistige Entwicklung der Menschen führt naturgemäss auch zu einer Vervollkommnung der Kriegsmittel jeder Art. Es ist an anderer Stelle nachgewiesen worden, dass diese Vervollkommnung wegen der hohen Wichtigkeit des Zwecks mit einem vergleichsweise sehr grossen Kraftaufwand durchgeführt wird, und dass die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts eine fieberhafte Thätigkeit aller Culturvölker in dieser Richtung erkennen lässt.

Diese Erscheinung ist zum grossen Theil hervorgerufen durch den Zusammenschluss der italienischen und der deutschen Kleinstaaten zu mächtigen Reichen sowie

durch den Auflösungsprozess des türkischen Weltreichs. Derartige grosse Veränderungen der Machtverhältnisse Europas bedürfen einer langen Zeit für ihre Einbürgerung, und während dieser Zeit herrscht eine gewisse Unsicherheit der politischen Lage, eine Fülle von Kriegsursachen. Diese spannende, schwierige Zeit verlängert sich in das Ungewisse, wenn nicht ein grosser Krieg die neuen Verhältnisse festigt oder neu ordnet. Man kann auch geschichtlich nachweisen, dass kein Volk dauernden Frieden verträgt, und dass Kriege ebenso wohl als ernüchternde Zwischenacte zum Leben der Völker gehören wie der Zwist zum Leben der einzelnen Menschen. Auf die leichtgekräuselten Wellen des Friedens folgen die brandenden Wogen des Kriegs.

Ein weiterer Grund für die fieberhaft gesteigerten Kriegsvorbereitungen der Culturvölker liegt in dem sprunghaften Vorschreiten der Technik, welches unser Jahrhundert aufweist. Diese Bewegung wird nicht früher zur Ruhe kommen, als bis die hauptsächlichsten Ergebnisse der neuen Erfindungen verwerthet sind. Die in verschiedenen Richtungen möglichen, ja selbst wahrscheinlichen Veränderungen erscheinen noch keineswegs abgeschlossen.

Es bestehen indessen Grenzen, welche nicht überschritten werden können, und eine der bedeutsamsten ist durch die Form, die Grösse und Kraft des einzelnen Mannes gegeben. Diese Schranke tritt am schärfsten hervor bei den Feldtruppen; sie beeinflusst dort unmittelbar die Einrichtung und Wirksamkeit der Kriegsmaschinen.

Die Bedeutung der Grösse der Soldaten ist indessen in demselben Masse zurückgetreten, als die Wirksamkeit der Fernwaffen sich steigerte. Diesen gegenüber ist ein Zwerg sogar weniger gefährdet als ein Riese; aber freilich muss der Kleine sich hüten, in den Handbereich des

Grossen zu kommen, denn dessen Bajonett oder Säbel ist nicht leicht abzuwehren.

Die Bedeutung der Ausdauer im Ertragen von Anstrengungen jeder Art hat dagegen zugenommen, und wir sehen daher die verschiedensten Versuche, diese Ausdauer zu erhöhen. Soweit dies durch die Auswahl eines geeigneten Menschen-Materials gefördert werden kann, ist Deutschland im Vorthail wegen der grösseren Zahl von Heerespflichtigen, und auch weil erhebliche Theile des Volkes hier kräftiger und auch mehr abgehärtet sind als in Frankreich. Ein weiterer Factor, die Ausbildung des Soldaten, wurde früher im französischen Heer weniger beachtet als im deutschen, ist aber seit dem letzten Krieg auch dort ausserordentlich vorgeschritten; sie vermag freilich nicht durchweg die langjährige Erfahrung und Uebung der alten Soldaten des kaiserlichen Heers zu ersetzen.

Man bemüht sich ferner in beiden Heeren, die Ausdauer dadurch zu steigern, dass man die von den Soldaten mitzuführenden Gegenstände vermindert, vereinfacht, erleichtert. Es kann unzweifelhaft Manches dem Bahnverkehr überlassen werden, was früher dem unmittelbaren Haushalt des Heers angehörte; man kann auf dem gegebenen Kriegsschauplatz auch Manches von den dichten Wohnstätten der Bevölkerung erwarten. Wie der moderne Tourist im westlichen Europa nur eine kleine Reisetasche bedarf, wenn eine grosse Geldsumme ihm die Erneuerung der Vorräthe sichert, so kann dort auch eine Truppe weniger mit sich führen, als wenn sie z. B. in das Innere Africas eindringen wollte.

Die Grenze, welche hier vorliegt, kennt aber nur der, welcher Hunderte von Biwaks der verschiedensten Art und zu den verschiedensten Jahreszeiten kennen gelernt

hat. Wer nach jedem ihn durchnässenden Regen in einem geschlossenen Raum trockene Kleider anlegen konnte, wird den Einfluss schlammiger Lagerplätze etc. auf die Leistung der Menschenkörper minder richtig beurtheilen als ein Mann, dessen nasse Kleider gar oft an seinem Leib getrocknet oder auch nicht getrocknet sind. Der eine wird geneigt sein, dem Soldaten zu wenige Schutzmittel mitzugeben, der andere wird ihm eher zu viele gewähren.

Es bestehen in dieser Richtung erhebliche Unterschiede zwischen der Ausstattung des französischen und des deutschen Soldaten, und der Streit zwischen Gamaschen und hohen Stiefeln, zwischen dem kleinen Lagerzelt und der Umwallung eines Lagerfeuers u. s. w. wird nie ausgetragen werden. Es spiegeln sich in solchen Dingen die Sitten der Völker, die Eigenthümlichkeiten ihrer Wohnorte wieder; die Unterschiede sind meistens wohlbegründet, und es erscheint daher überflüssig, näher darauf einzugehen. Einige allgemeine Fragen verdienen aber hervorgehoben zu werden.

Die Anforderungen, welche an die Bekleidung des Soldaten im Frieden und im Krieg gestellt werden, sind sehr verschieden; es wird diesem Umstand aber nicht genügend Rechnung getragen.

Im Privatleben kennt man solche abweichende Forderungen; man kleidet sich z. B. für die Jagd anders als für den Verkehr in den Städten, und wenn man nicht Geld genug hat für wechselnde Kleidung, so sorgt man nur für das Nöthige, z. B. nur für die Jagd. Früher war der Unterschied sehr gross — der Eisenpanzer wurde nur im Feld und bei den kriegerischen Vorübungen getragen; jetzt hat man einen Compromiss geschlossen zwischen den Wünschen des Friedens und den Geboten des Kriegs, aber diese Gebote sind dabei schlecht weggekommen. Der

lange Frieden und der kurze Krieg lassen sich deutlich erkennen.

Für die Friedenskleider des Soldaten sind kleidsame Formen und lebhafte Farben sicherlich sehr wünschenswerth; der heutige Krieg fordert aber eine bequeme Tracht und unscheinbare Farben. Das ist vielleicht nicht schön, aber es spart Menschenleben.

Da sich anderseits für die möglichste Uebereinstimmung der Friedens- und Kriegs-Kleider schwerwiegende Gründe anführen lassen, so ist es nöthig, Uebergänge herzustellen, indem man den Friedensschmuck zum leichten Abnehmen und Verbergen herrichtet. In dieser Richtung lässt sich noch Vieles mit geringen Mitteln erreichen. Es ist gut, mit solchen Dingen nicht zu warten, bis die Fernrohre der Feinde und die zugehörigen Geschütze und Gewehre dies auch dem geistlosesten Paradesoldaten nahe legen.

Im Jahr 1866 wurden unsere Messingbeschläge bei der Mobilmachung schwarz lackirt, und in Folge dessen fielen in dem Sommerfeldzug zwischen den grünen Pflanzen in Wald und Feld die dunkeln Köpfe der Schützen ausserordentlich auf. Dieser Fehler hat in den Tirailleur-Linien manches Opfer gefordert. Der schwarze Lack sprang überdies leicht ab und gab den Beschlägen und damit dem Mann ein unordentliches Aussehen.

Der blitzende Beschlag ist den heutigen Feuerwaffen und guten Ferngläsern gegenüber natürlich noch bedenklicher, und wenn man die Beschläge nicht putzt, gewähren sie einen unangenehmen Anblick. Man ist im Frieden gewöhnt, den Soldaten nach dem Blitzen seiner Knöpfe zu beurtheilen, und kann sich nur schwer davon frei machen.

Das geeignetste Mittel dürfte das Erzeugen einer

dünnen grünen Oxydschicht und das Poliren derselben sein. Die Kriegsgarnitur der Bekleidungs- und Ausrüstungs-Stücke könnte im Frieden derart vorbereitet lagern. Die grüne Farbe entspricht für Feldtruppen am besten der gewöhnlichen Färbung des Hintergrunds.

Es ist auch sehr gut, wenn der Krieg sich scharf vom Frieden scheidet, denn übel angebrachte Friedensgewohnheiten übertragen sich dann seltener.

Als die Erlernung des Waffengebrauchs noch leicht war, blieb den Soldaten aller Chargen zu viele Zeit, und man suchte daher diese zu allerlei Missbräuchen führende Musse abzukürzen. Damals entstanden kunstvolle Zöpfe und Haarbeutel, gebrannte und geklebte Locken, angefeuchtet auf die Schuhe gepresste Ledergamaschen und Aehnliches. Man lockerte auch die Gewehrbeschläge, damit die Griffe ein deutliches Klirren erzeugen konnten, und vor einer Besichtigung war das Putzen der Kanonenrohre eine schwere und hochwichtige Arbeit.

Die Zeit der Perücken und Zöpfe ist vorüber, aber wir haben noch vieles Material, um neue zu flechten¹.

Bei der jetzigen Bewaffnung fordert die Einübung der vielseitigen Dienstobliegenheiten so viele Zeit, dass eine sorgliche Ueberlegung der Frage zugewendet werden muss, wie man die zur Erholung nöthige Musse erübrigen soll. Diese ist im Frieden, ja selbst im Krieg hochwichtig. Die Jugend bedarf der Erholung mehr als das kräftige Mannesalter; sie kann sich nicht so leicht ununterbrochen

1. Im Frieden schadet das nicht viel; im Krieg ist es aber zuweilen von schwerem Nachtheil. So wurde z. B. 1870 ein Ruhetag, der für das Nachsehen und Ausbessern der Kleidung, des Hufbeschlags u. s. w. sehr nöthig war, in einem Biwak dadurch ausgefüllt, dass die stark bespritzten Räder der Artillerie-Fahrzeuge mit Wasser gereinigt wurden, welches man aus entfernten Brunnen herantrug. Am Abend des folgenden Tages sahen die Geschütze wieder ebenso schmutzig aus.

dem ernststen Dienst zuwenden, sie hat noch andere berechnete Interessen. Die höchste Leistung eines jungen Soldaten wird daher erzielt, wenn man seine Freudigkeit erhält, seine Lebenslust verwerthet. Es ist ein schwerer Fehler, jede freie Stunde der Untergebenen mit allerlei Dienst auszufüllen.

Sämmtliche Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke der Truppen müssen hiernach so eingerichtet sein, dass sie nicht leicht verderben und unansehnlich werden können, dass ihre Reinigung und Instandhaltung wenig Zeit fordert. Die Beseitigung des weissen Lederzeugs im deutschen Heer ist ein Schritt auf diesem Wege. Mögen ihm weitere folgen!

Die Kampfweise der Infanterie.

Die Gefechtsthätigkeit der Infanterie im Ernstfall wird durch die Friedens-Uebungen vorbereitet, und diesen liegen bestimmte Vorschriften zu Grunde. Die im deutschen Heer gültigen Reglements und Instructionen sind nach dem Krieg von 1870/71 im Wesentlichen auch für das französische Heer in Geltung getreten, und man darf daher eine Gleichartigkeit der Kampfweise erwarten, wie sie in den früheren Kriegen dieser beiden Völker nicht hervorgetreten ist. Indessen bleiben doch Verschiedenheiten, welche in der Eigenart derselben und in den Ueberlieferungen der Heere begründet sind und daher immer wieder sich geltend machen.

Die neuerdings von dem französischen Kriegsministerium herausgegebene Instruction für den Kampf der Infanterie trägt den Eigenthümlichkeiten der französischen Soldaten Rechnung. Der Werth der Deckungen war vielfach zu hoch angeschlagen worden; man konnte mit Recht

fürchten, dass die Erfahrungen des letzten deutsch-französischen Kriegs und der Einfluss der in grosser Zahl geschaffenen permanenten Festungswerke ein allzu vorsichtiges, vertheidigungsweises Verhalten der Infanterie zur Folge haben würde. Die genannte neue Instruction macht sich daher von den Formen des Vertheidigungs-Kampfes mehr frei, fördert die Selbständigkeit der Unterführer und regt sie zu kühnen Entschlüssen, zu schneidigem Vorgehen an.

Die in vielen Gefechten und Schlachten bewährte Infanterie-Taktik des deutschen Heers fusst auf einem für intelligente Unterführer berechneten Reglement, welches noch vortrefflicher ist durch das, was es nicht vorschreibt, als durch das, was darin vorgeschrieben wird. Unzweifelhaft würde man für eine solche, ohne alle bindende Grundlagen neu zu entwerfende Vorschrift eine noch grössere Einfachheit und Zweckmässigkeit in manchen Richtungen ermöglichen können; unter den gegebenen Verhältnissen würde aber der Nutzen einer grösseren Aenderung kaum den Schaden aufwiegen.

Das jetzige Exercir-Reglement für die Infanterie gestattet zu Folge seiner Kürze und der geringen Anzahl schematischer Vorschriften eine grosse Freiheit in der Benutzung taktischer Formen; es zwingt aber zur Ueberlegung und ist dem peinlichen Exercirmeister unbequem. Man muss zugeben, dass die Grenze zwischen dem die Disciplin fördernden Drill und einer das Nachdenken herausfordernden allgemeinen Anleitung in diesem Fall schwer zu finden ist. Manche Ueberlieferungen des preussischen Heers führen leicht zu einem Schematismus, welcher in demselben Mass schädlich wirkt, als der wirksame Geschütz- und Gewehr-Bereich an Ausdehnung gewinnt. Dieser jetzt doppelt schädliche Drang nach einer Scha-

blone hat auf manchen Exercirplätzen bestimmte, das Exercir-Reglement ergänzende Formen erzeugt. Solche bedenklichen Schöpfungen können am leichtesten auf demselben Wege bekämpft werden, auf welchem sie zu entstehen pflegen — durch den Wechsel des Exercirplatzes, durch weitere, mannigfaltigere Uebungsfelder. Die Uebungslager der Franzosen können durch Anschluss an grosse Artillerie-Schiessplätze oder auch durch Benutzung geeigneter Staatsforste ersetzt werden. Das Waldgefecht dürfte zudem im nächsten Krieg eine grosse Bedeutung erlangen und daher auch eine bezügliche eingehendere Vorbereitung fordern.

Die vortreffliche Durchbildung der deutschen Infanterie verbürgt ein rasches und zweckentsprechendes Anpassen an die voraussichtlich stark veränderten Gefechts-Verhältnisse des nächsten Kriegs; doch halte ich es für nöthig, eine Bemerkung nicht zurückzuhalten, welche sich dem Nichtinfanteristen bei dem Studium der letzten Kriege aufdrängt. Das Vertrauen auf die Tüchtigkeit der Unterführer und ihrer kleinen Truppentheile verleitet augenscheinlich zu einer Verzettelung der Kräfte. Man kann dies in den Gefechten der letzten Kriege vielfach nachweisen. Die voraussichtlich sehr grosse Zahl der französischen Truppen dürfte auf eine grössere Stärke der in den Gefechten einheitlich zu verwendenden Truppentheile hinweisen.

Die Einführung der Repetirgewehre fordert eine besondere Betrachtung.

Die Repetirgewehre.

Der Wunsch, mehrere Schüsse kurz nach einander abfeuern zu können, hat seit der Erfindung der Feuerwaffen einen sehr verschiedenartigen practischen Ausdruck

gefunden; doch ist die Gewehrtechnik erst seit wenigen Jahrzehnten so weit vorgeschritten, dass kriegsbrauchbare Mehrlader für die Heere geschaffen werden konnten. Da die durch Futterale geschützten kleinen Handfeuerwaffen kein so hohes Mass von Festigkeit und Dauerhaftigkeit bedingen als die Gewehre, so wurden sie zunächst durch Revolver verdrängt, und die Umänderung übertrug sich erst dann auf die Gewehre, als man sich überzeugt hatte, dass der einfache Soldat einen Hinterlader im Feld mit Nutzen führen konnte. Seitdem diese Möglichkeit bewiesen war, und seitdem Zündstoff, Ladung und Geschoss in einer festen, handlichen Metallpatrone vereinigt worden waren, bestrebten sich Gewehrtechniker fast aller Culturländer, die beste Construction eines Repetirgewehrs aufzufinden, d. h. eines Gewehrs, welches eine grössere Zahl von Patronen enthält und mittels einer rasch arbeitenden Vorrichtung eine Patrone nach der anderen abzufeuern gestattet. Die Zahl der jetzt vorhandenen Systeme dieser Art ist eine sehr grosse; der Commission, welche 1886/87 ein Repetirgewehr für die englische Armee festzustellen hatte, lagen gegen 100 verschiedene Modelle vor. Bevor hier die Grundzüge der wichtigsten Systeme angedeutet werden, ist es nöthig, Einiges über das Schiessen des Infanteristen zu sagen.

Das gegen die Schulter gestemmte Gewehr wird bei dem Abfeuern mit nahezu derselben Kraft zurückgestossen, welche das Geschoss vorwärts treibt; da aber z. B. das jetzige französische Infanterie-Gewehr Modell 1866/74 168 Mal schwerer ist als sein Geschoss (4,2 Kilogr. bezüglich 25 gr.), so ist die Geschwindigkeit des Rückstosses eine ebensoviel Mal kleinere, somit bei der Geschwindigkeit von $455 \text{ m} = 2,7 \text{ m}$ in der Secunde. Diese Geschwindigkeit der über 4 Kilogr. schweren Masse be-

deutet einen kräftigen Stoss, der das Rohr aus seiner Lage bringt und bei häufiger Wiederholung schwache und minder geübte Schützen sogar erheblich belästigt.

Bei ruhiger Luft hindert auch die aus dem Rohr strömende Dampfwolke das Festhalten des Ziels.

Diese beiden Erscheinungen begrenzen die Geschwindigkeit des Feuers, und keine noch so vollkommene Ladevorrichtung könnte das beseitigen¹. Gute natürliche Anlagen und sorgfältige Dressur des Schützen ermöglichen ihm aber, mit einer ausserordentlichen Raschheit das Ziel wieder aufzufassen; dieses Zeitmass sinkt bei Schützen ersten Ranges merklich unter $\frac{1}{2}$ Secunde, und das ideale Repetirgewehr würde somit einen Mechanismus fordern, welcher das Herauswerfen der alten Patrone, das Einbringen der neuen und das schussfertige Schliessen in einem kürzeren Zeitmass als dem einer halben Secunde ermöglichte. Eine solche Leistung könnte aber nur erreicht werden, wenn man die Expansivkraft der Ladung hierbei als Motor verwendete. Diese schwierige Aufgabe ist noch nicht gelöst, und man bedarf also nach jedem Schuss einen bezüglichen Handgriff des Schützen. Je weniger Kraft und Geschick dieser Handgriff fordert, je weniger er das Gewehr aus der Lage des Anschlags entfernt, in desto kürzerer Zeit wird das Gewehr wieder schussfertig sein können. Die Gewichtsverhältnisse und die Abmessungen des Schlosses schliessen die Möglichkeit aus, dass ein Finger des Schützen jene Kraftäusserung hervorbringen könnte, und der Constructeur hat somit nur die Wahl zwischen der rechten oder der linken Hand. Wird die linke, von dem Gewehr stärker belastete Hand gewählt, so muss die

1. Diese Störungen können auf anderem Wege gemildert werden, z. B. durch ein kleineres Caliber, durch ein chemisch vollkommeneres Pulver.

Bewegung so angeordnet sein, dass sie unter andauernder Belastung ausgeführt werden kann; der Angriffspunkt liegt dann unter dem Vorderschaft und wird bei dem Auflegen des Gewehrs gefährdet. Wird der Handgriff von der freieren rechten Hand ausgeführt, so muss die linke während dessen das Gewehr allein tragen. In beiden Fällen wird somit die Kraft des linken Arms stark beansprucht, und das Mass derselben bildet eine der Grenzen für die Wirksamkeit des Magazinfeuers. Bei den neueren Gewehr-Constructions ist eine krummlinige Riegelbewegung des Schlosses (zurück und vor) eingeführt, während die französischen und deutschen Einlader eine Doppelbewegung auf dem Rück- und Hinweg erfordern (links und zurück — vor und rechts).

Die hauptsächlichsten Forderungen, welche an einen kriegsbrauchbaren Mehrlader gestellt werden, lassen sich in die nachstehenden Sätze zusammenfassen:

Das Gewehr muss dem bisher in der Armee üblichen in der Form, der Gewichtsvertheilung u. s. w. möglichst gleich sein, damit Aenderungen der bezüglichen Instructionen, Reglements, Ausrüstungsstücke u. s. w. eingeschränkt werden. (Rücksichten der Sparsamkeit und der Schlagfertigkeit der Heere weisen auf Aptirung der vorhandenen Gewehre, auf Beibehaltung des Calibers und der Munition hin.)

Der Gebrauch als Einzellader darf durch das Magazin in keiner Weise verzögert oder erschwert werden; der Uebergang von dem Einzelfeuer zum Magazinfeuer und umgekehrt muss leicht und sicher bewirkt werden können.

Der Mechanismus muss einen vielfachen Gebrauch zulassen, ohne durch die Handhabung, durch Witte-

rungseinflüsse (Hitze, Kälte, Regen u. s. w.), durch Verunreinigungen von aussen und innen (Staub, Sand, Pulverschleim) gehemmt zu werden.

Die Zahl der zu repetirenden Schüsse soll möglichst gross sein, und der Handgriff, welcher die Waffe wieder schussfertig macht, darf (wie schon bemerkt) nur wenig Geschick, Kraft und Zeit fordern.

Das Füllen des Magazins muss leicht und schnell zu bewirken sein, und die darin enthaltenen Patronen dürfen nicht beschädigt oder gar der Explosion ausgesetzt werden; auch ist es wünschenswerth, dass der Schütze die Zahl der noch magazinirten Patronen erkennen kann, und dass die Patronenhülsen für wiederholten Gebrauch geeignet bleiben.

Diesen verschiedenartigen Anforderungen haben die einzelnen Erfinder auf sehr verschiedenen Wegen zu entsprechen gesucht.

Zunächst hat man den ursprünglich deutschen Drehling (Trommel) der Revolver in mehrfachen Formen auf Gewehre übertragen. Diese Systeme gestatten kurze Feuerpausen, können aber u. a. die Schwierigkeiten nie ganz beseitigen, welche durch den mangelhaften Anschluss der Trommel an den Lauf hervorgerufen werden, und kommen daher weniger für die Heeresbewaffnung als für Jagdgewehre u. s. w. in Betracht.

Die Patronen-Magazine der anderen Mehrlader sind in sehr verschiedenartiger Weise angebracht, entweder innerhalb des Gewehrs (im Kolben oder im Vorderschaft) oder ausserhalb des Gewehrs (in diesem Fall entweder fest oder aufschiebbar, anhängbar). In den ersteren Fällen liegen die Patronen meistens hinter einander und schieben sich in der Richtung ihrer Axe nach dem Laderaum hin; in den anderen Fällen liegen sie unter oder über einander

und heben oder drücken die oberste bezüglich unterste Patrone in den Laderaum.

Der Wunsch nach rascher Füllung des Magazins hat dazu geführt, den Patronenvorrath der Schützen ganz oder theilweise zu je fünf und mehr Patronen in kleine, leichte, kasten- oder rahmenartige Behälter zu verpacken, welche an der betreffenden Stelle den leeren Behälter ersetzen und somit das einzelne Einfüllen der Patronen entbehrlich machen.

Eine grosse Einfachheit der Construction ist ermöglicht worden durch Magazinkästchen, welche oberhalb des Laderaums so aufgeschoben werden, dass die Patronen zu Folge ihrer Schwere hinabgleiten können. Diese Kästchen oder vielmehr Rahmen sind wegen der Patronenkrempe und des Rückstosses nicht rechtwinklig gefertigt sondern stark (nach vorn) verschoben. Werden sie senkrecht über der Seele angebracht, so bedingen sie bei sonst sehr einfacher Ladevorrichtung die seitliche Verlegung der Visirlinie.

Einzelne Constructeure haben auch die gebräuchliche Form der Metallpatronen (zwei in einander übergehende Cylinder von verschiedenem Durchmesser) durch einen bis auf die Krempe und die Geschosspitze vollkommenen Cylinder ersetzt.

Aus den zahlreichen Systemen der Mehrlader haben sich nun einzelne zu allgemeinerer Anerkennung emporgearbeitet. Die Wahl zwischen den vielen tüchtigen Constructionen mit ihren wechselnden Vorzügen und Mängeln ist sehr schwer gewesen, und die trefflichen Eigenschaften erprobter Einlader haben ausserdem den Magazingewehren lange Zeit den Sieg bestritten¹.

1. Die zur Beurtheilung der Repetirgewehrfrage von der Regierung der nordamerikanischen Union eingesetzte Commission hatte eine Concurrenz-Prüfung der Repetirgewehr-Systeme Lee, Chaffee-Reece und Hotch-

In den letzten Jahren haben sich ferner die ballistischen Vorzüge des kleinen Kalibers in hohem Masse geltend gemacht, und da auch die Zufallswirkung des Infanterie-Massenfeuers auf grosse Entfernungen zu einem beachtenswerthen Factor der Gefechtserfolge herangewachsen ist, so gewinnt die von dem Schützen mitgeführte Zahl der Patronen eine erhöhte Bedeutung und drängt zur Annahme eines kleincalibrigen Gewehrs.

Das Verfahren des französischen Kriegsministeriums in Betreff der Repetirgewehrfrage ist ein sehr vorsichtiges gewesen. Man hat nicht nur umfassende Versuche mit verschiedenen Modellen gemacht¹, sondern auch zunächst

kiss vorgeschlagen, welche mit je 750 Gewehren und bei mehr als 100 Compagnien durchgeführt wurde.

Die genannten Systeme wurden von den Bericht erstattenden Offizieren wechselnd im Verhältniss von etwa 4 : 1 : 2 für die relativ besten erklärt; als aber der in der Armee erprobte Einlader (Springfield) den 3 Mehrladern gegenübergestellt wurde, erhielt er viermal so viele Stimmen als der bevorzugte Repetirer Lee. Auch in Frankreich erklärte sich noch bis in die neueste Zeit ein Theil der Schützen gegen die Einführung irgend eines Magazingewehrs. Ein mehrfach bei bezüglichen Parallel-Versuchen betheiligt gewesener Unteroffizier der Reserve warnte in einer der bedeutendsten Zeitungen seine Landsleute dringend vor dieser Einführung.

1. Es folgt hier ein kurzer Auszug aus dem «*Progrès militaire*, N^o 1357 vom 14. August 1884».

Am 5. Juli 1884 wurden in der Regionalschiessschule des Lagers von Châlons-sur-Marne je 3 Repetirgewehre der Systeme Gras-Vetterli und Kropatschek mit dem Einlader M. 1874/80 (Gras) in feldkriegsmässiger Weise verglichen.

Die Gewehre wurden mit aufgesteckten Seitengewehren von Offizieren (ohne Gepäck) gehandhabt. Drei gleich grosse Scheiben (3 m im Quadrat) stellten einen anzugreifenden Feind dar, dem die auf etwa 300 m herangerückte Truppe unter Abgabe eines andauernden Schnellfeuers sprungsweise (mit 2 Zwischenstellungen) sich nähert. Die Einlader hatten ein möglichst gesteigertes Schnellfeuer abzugeben; die Repetirer Kropatschek hatten anfänglich dasselbe zu thun, in der letzten Stellung aber ihr

nur die Marine mit Repetirgewehren ausgerüstet (Marinegewehr M. 78 System Kropatschek). Seitdem Deutschland einen Mehrlader eingeführt hat, sind 71 Millionen Francs für die Neubewaffnung der Infanterie bewilligt worden, und man hat mit der Aptirung der vorhandenen Gewehre begonnen, gleichzeitig aber die Einführung eines kleincalibrigen Gewehrs M. Hebler in Aussicht genommen. Da die Schlagfertigkeit des Heeres nie gefährdet werden darf, wird man zunächst wohl mit der Umänderung des Infanterie-Gewehrs M. 1874/80 (Gras) vorgehen und diese Arbeit nach Bedarf auf die aptirten Chassepots M. 1866/74 ausdehnen, bis die Neuconstruction der Hebler-Gewehre¹

Magazin (7 Patronen) aufzubrauchen; die Repetirer Gras-Vetterli hatten während des ganzen Versuchs Magazinfeuer abzugeben.

Es folgten nach einander: auf 280 m Schnellfeuer von 65 Secunden, Sprung von 60 m, Schnellfeuer (auf 220 m) von 60 Secunden, Sprung von 60 m, Schnellfeuer (auf 160 m) von 65 Secunden, Feuer halt!

Der Einzellader (Gras) hatte . 92 Schuss mit 70 Treffern,

Der Repetirer Gras-Vetterli hatte 76 » » 11 »

Der Repetirer Kropatschek hatte 83 » » 23 »

Die mit Repetirern bewaffneten Schützen waren weit mehr ermüdet als die mit Einzelladern feuernden (das Gewicht des Einzelladers betrug 4,76 Kilogr., des mit 8 Patronen gefüllten Repetirers Gras-Vetterli 5,73 Kilogr., des mit 7 Patronen gefüllten Repetirers Kropatschek 5,38 Kilogr.

Die Versuchs-Resultate erscheinen nicht einwandfrei wegen der sicherlich sehr verschiedenen Ausbildung der einzelnen Offiziere im Gebrauch ihrer Waffe; doch gestattet die Anordnung dieser und vieler ähnlichen Versuche in den Regionalschiessschulen u. s. w. Schlüsse auf die Gründlichkeit und Sorgfalt, welche der Ausbildung der Infanterie im Schiessen seit 1871 zugewendet wird.

1. Unter den beiderseits des atlantischen Oceans für die Steigerung der Leistungsfähigkeit der Handfeuerwaffen thätigen Männern ist seit einer Reihe von Jahren der Professor Hebler in Zürich hervorgetreten. Derselbe ist mit dem Caliber seiner Gewehre weit unter das der Eidgenossenschaft (10,5 mm) heruntergegangen (frühere Construction 8,6 mm, die letzte 7,56 mm), so dass nunmehr die Zahl von Patronen, welche ein Soldat bei sich tragen kann, erheblich (z. B. von 80 auf 110) gestiegen ist.

Nach den im 2. und 3. Heft der «Mittheilungen über Gegenstände

und der zugehörigen Kriegschargirung weit genug vorgeschritten sein wird.

Die Angaben, welche bisher über das für die Umänderung des Infanterie-Gewehrs M. 1874/86 in ein Repetirgewehr gewählte Modell in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, bezeichnen es als M. «Picard» — Gewicht des Gewehrs nur 3,9 Kilogr., Ausrüstungskosten 25 Francs — Feuer-
geschwindigkeit: in knieender Stellung 30 Schüsse in 52 Secunden, in aufrechter Stellung 9 Schüsse in 14 Secunden.

des Artillerie- und Genie-Wesens, vom Jahr 1884» enthaltenen Notizen hat schon das M. Hebler von 8,6 mm Caliber das in Spanien eingeführte Remington-Gewehr von 11 mm erheblich geschlagen. Seine Geschosse reichten bei einem Abgangswinkel von 10° bis auf 2600 m; die Entfernung von 1600 m erreichte Hebler mit circa $4\frac{1}{2}^\circ$, Remington mit circa $7\frac{1}{4}^\circ$; die Anfangsgeschwindigkeit seiner 18,6 gr. schweren Geschosse betrug bei 4,8 gr. Ladung 528 m (Remington bei 25 gr. Geschossgewicht und 5 gr. Ladung 416 m); die Endgeschwindigkeit auf 1600 m betrug bei Hebler 163, bei Remington 113 m, die Durchschlagskraft in weichem Holz 56, bezüglich 15 cm.

Die ausserordentlichen Erfolge, welche Hebler mit seinem neuesten Modell erreicht hat, sind u. a. in dem interessanten Werk «Die Repetirgewehre; ihre Geschichte, Entwicklung, Einrichtung und Leistungsfähigkeit. Darmstadt und Leipzig. Eduard Zernin» im 3. Heft angegeben. Dieses Werk behandelt die Repetirgewehrfrage sehr gründlich, und seine zahlreichen Holzschnitte bringen u. a. die Repetirer mit Magazin im Vorderschaft Gras-Vetterli und Dreyse, sowie die Repetirer mit anhängbarem Magazin Lee und Mannlicher. Das deutsche Infanterie-Gewehr M. 71/84 (Mehrlader) ist im Jahr 1887 in einem besonderen Heft genau beschrieben worden. (Das Infanterie-Gewehr M. 71/84 nebst zugehöriger Munition mit 31 Abbildungen und 4 Tafeln. Hannover, Helwing'sche Hofbuchhandlung.)

Die in dem vorgenannten Heft enthaltenen Angaben sind der nachstehenden Betrachtung zu Grunde gelegt.

Die Construction Hebler ist dem in der Schweiz zur Prüfung gelangten Modell Rubin gegenübergestellt worden.

Bei dem Caliber von 7,56 mm und einem Geschossgewicht von 15,5 gr. ist die vergleichsweise starke Ladung von 5,4 gr. verwendet (gekörntes Pulver in eintheiliger Hülse oder gepresstes und durchbohrtes Pulver in zweitheiliger Hülse). Die Anfangsgeschwindigkeit beträgt zu Folge

Die Construction dürfte wohl kaum erheblich von der des deutschen Mehrladers abweichen, doch muss in Frankreich der Leichtigkeit des Gewehrs mehr Beachtung geschenkt werden als in Deutschland wegen der durchschnittlich geringeren Grösse und Kraft der Mannschaften.

Die nunmehr in Deutschland wie in Frankreich zur Einführung gelangenden Repetirgewehre haben mannigfache Nachtheile im Gefolge.

Die Beschaffung, der Ersatz und die Instandhaltung der Gewehre werden erschwert und vertheuert. Auch die

dieses starken Ladungs-Verhältnisses und der geringen Reibung des Geschosses im Rohr 568 m bei nur 12 m Schwankung.

Der Drall ist sehr stark (ein Umgang auf 24 cm oder 32 Caliber — bei den deutschen und französischen Einladern [11 mm Caliber] kommt ein Umgang auf 55 cm oder 50 Caliber —).

Die grosse Anfangsgeschwindigkeit und der starke Drall ergeben eine sehr geschwinde Rotation des Geschosses (anfänglich 2366 Umdrehungen in der Secunde — französischer Einlader 827); die Geschoss-Axe ist also sehr stabil, und es entsteht eine flache Flugbahn, sowie grosse Schussweite und gesteigerte Treffsicherheit; auch kommt ein grosser Theil der überraschenden Eindringungstiefe der Geschosse auf die bohrende Wirkung dieser Rotation (Durchschlagkraft 10 m von der Mündung durch Tannenholz quer zur Faser etwa 1 m). Der Vordermann deckt also den Hintermann nicht; er überbringt ihm vielmehr ein gefährlicheres (deformirtes, steckenbleibendes) Geschoss.

Das Anlöthen des Geschossmantels an den Kern, welches bei der Artillerie seit längerer Zeit üblich war, ist in veränderter Form auf die Infanterie-Geschosse übertragen worden (Metallpatronen-Fabrik Lorenz in Karlsruhe). Bei den Artillerie-Geschossen deckt das weichere Führungsmittel (z. B. Hartblei) den harten Kern (Eisen u. s. w.), bei den neuesten Infanterie-Geschossen deckt dagegen das härtere Führungsmittel (Häutchen aus ungehärtetem Stahl, Kupfer oder Messing) das weiche aber schwere Geschossmaterial (Weichblei). Die jetzt ausserordentlich vervollkommnete Art des Anlöthens (Anschmelzen) jener dünnen Stahlhäutchen festigt das Geschoss, sichert dessen Führung bei geringem Kraftverlust durch Reibung und hindert das Verbleien des Rohrs (als Schmiermittel dient [an der Geschossspitze] eine Mischung aus Talg und Wachs). Die Geschosse sind sehr theuer.

Man rühmt die der Genfer Convention entsprechenden engen, geradlinigen Wundkanäle.

magazinirten Gewehre fordern eine sorglichere Aufsicht und somit verstärkte Arbeitskräfte.

Die Patronen müssen sehr genau gearbeitet sein.

Das Lehrpensum des Infanteristen ist sowohl in Betreff der körperlichen wie der geistigen Leistungen erheblich gesteigert und bedingt somit eine längere oder eingehendere Einübung.

Die Empfindlichkeit des Gewehrs ist vergrößert, da neue in ihrer Form scharf bestimmte Theile der Ladevorrichtung hinzugefügt worden sind. Die Thätigkeit der Büchsenmacher wird dem zu Folge im Frieden wie im Krieg eine umfangreichere sein.

Die Gefahr eines übereilten, übermässigen Munitionsverbrauchs und des daraus folgenden Munitionsmangels ist näher gerückt; auch führt das wechselnde Gewicht der Magazinfüllung und die Ungleichmässigkeit des Feuers leichter zur Uebermüdung der Schützen.

Diesen Nachtheilen steht die zeitweis ausserordentlich gesteigerte Schnelligkeit des Feuers als einziger schwerwiegender Vortheil gegenüber (denn jeder durch vereinfachte Ladegriffe gewährte Vortheil wäre auch auf den Einlader anwendbar gewesen).

Die angeführten Bedenken betreffen aber entweder Geldfragen, welche bei der Heeresbewaffnung nur eine sehr nebensächliche Beachtung finden dürfen, oder sie können durch die körperliche und geistige Tüchtigkeit der Soldaten gemildert oder beseitigt werden.

Hierin liegt der Grund, warum gerade die deutsche Heeresleitung sich für die Einführung der Mehrlader entscheiden musste. Der ausserordentliche Vortheil, welchen diese Gewehre in einzelnen Gefechtslagen¹ gewähren,

1. 1) Vorbereitung zum Stürmen einer feindlichen Stellung, 2) bei der Abwehr eines Sturms, 3) gegen Cavallerie, 4) bei der Verfolgung.

kann nur von wohlgeübten, kräftigen, ruhigen, scharf disciplinirten Soldaten voll ausgebeutet werden; für ungeübte, schwache, aufgeregte Mannschaften eignen sich die Mehr-
lader weit weniger¹.

1. Dass die russischen Offiziere es nicht für zulässig halten, ihren Mannschaften Repetirgewehre in die Hand zu geben, scheint aus dem nachstehenden Tagesbefehl eines höheren russischen Generals hervorzugehen:

«In den meisten europäischen Armeen ist man neuerdings zur Einführung der Repetirgewehre vorgeschritten, um einen möglichst hohen Grad des Schnellfeuers zu erreichen.

Im Hinblick auf die Möglichkeit, dass die Nachricht hiervon in unserer Armee die Ueberzeugung von einem angeblichen Vorzug des Magazingewehrs hervorrufen könnte, erachtete ich es für nothwendig, diese Frage unter Zuhülfenahme von Kennern des einschlägigen Gegenstandes genau zu prüfen und die Resultate den Truppen des mir anvertrauten Militärbezirks kund zu geben. Aus dem Vergleich ergiebt sich, dass den Repetirgewehren, welche man bisher erprobt und theilweise schon in ausländischen Armeen eingeführt hat, sehr schwer in das Gewicht fallende Mängel anhaften. Diese Gewehre sind bei gefülltem Magazin viel schwerer; der Mechanismus complicirter als bei den gewöhnlichen Gewehren und daher leichter dem Verderben ausgesetzt; bei raschem Feuer erwärmen sich die Läufe des Gewehrs, ja sie gerathen sogar ins Glühen, während sich vor der Front eine so dicke Rauchwolke bildet, dass man am erfolgreichen Feuern behindert wird; der Schwerpunkt des Gewehrs verändert der Entleerung des Magazins gemäss beständig seine Lage, was auf die Richtigkeit des Zielens von schädlichem Einfluss ist u. a. m. Es entsteht ernstlich die Frage, ob diese Nachtheile und Mängel des jetzigen Repetirgewehrs von dem Vortheil, den es bietet, nämlich der Ermöglichung des Schnellfeuerns, aufgehoben werden, und ob man nicht besser thut, eventuelle Vervollkommnungen des Repetirgewehrs ruhig abzuwarten, bevor man sich entschliesst, ein Gewehr zu verurtheilen, welches sich schon vielfach im Kampfe bewährt hat. Jeder, der die Sache ohne Voreingenommenheit beurtheilen kann, sieht ein, dass auch jetzt bei einem Zusammentreffen zweier Gegner, von denen der eine mit gewöhnlichen, der andere mit Repetirgewehren bewaffnet ist, das Uebergewicht nicht von den Eigenschaften dieser oder jener Schusswaffe, sondern von der grösseren Uebung und Kunst der Handhabung, von der Schulung der Truppen und vor Allem von dem Geist abhängen dürfte, welcher die Truppen beseelt. In dem Tagesbefehl an das Garde-Corps vor dem Aufbruch zum letzten Kriege vom 28. August

Bedeutung und Kampfweise der Cavallerie.

Die ausserordentliche Steigerung der Schussweite und der Treffsicherheit sowie der Feuergeschwindigkeit der modernen Gewehre und Geschütze hat die Thätigkeit der Cavallerie stark beeinflusst. Das geschwinde Pferd ist vielfach überholt durch die Locomotive, und vor den Feuer speienden Linien der Infanterie zerstäuben die tapfersten Reitergeschwader.

Diese nicht abzuleugnenden Thatsachen haben in weiten Kreisen den Glauben hervorgerufen, dass die Bedeutung der Cavallerie überhaupt gesunken sei, dass Reitermassen nur noch auf den Paradenfeldern, nicht aber auf den Schlachtfeldern Erfolg erzielen könnten, und dass es sich daher empfehle, die im Frieden theure, im Feld schwer zu ernährende Cavallerie zu vermindern. Auf der anderen Seite behaupten begeisterte Anhänger dieser schönen Waffe, dass sie noch ebenso gut als früher Schlachten entscheiden könne. Da diese Streitfrage durch die Einführung der Mehrlader neue Nahrung erhalten hat, erscheint eine kurze Beleuchtung gerechtfertigt.

1877 war u. a. gesagt: «Nicht durch eine Uebermacht in der Zahl der Truppen, nicht durch Vorzüge der Bewaffnung und nicht durch die Stärke der Vertheidigungs-Positionen haben unsere Feldherrn unsere Feinde besiegt und ihre Namen unsterblich gemacht, sondern durch kühnen Unternehmungsgeist, durch kunstvolle Manöver und die Tapferkeit des Soldaten.»

Diese Worte des kaiserlichen Corpscommandeurs haben sich auf dem Schlachtfeld glänzend bewahrheitet. So möge uns denn die Erkenntniss durchdringen, dass die Zeit für eine neue, fruchtbringende Veränderung in der Bewaffnung unserer Armee noch nicht gekommen ist, und dass wir mit unserem vortrefflichen Berdan-Gewehr, wenn wir uns nur die unserer Wehrkraft eigenthümlichen kriegerischen Tugenden erhalten, keinerlei neue Waffen in den Händen unserer Feinde zu fürchten brauchen.»

Die Feuerwaffen sind unzweifelhaft specielle Feinde der Cavallerie. Das Ziel, welches Pferd und Mann bieten, wird leichter getroffen als der einzelne Infanterist; einmal wegen seiner mehr als doppelten Grösse und ferner, weil es seltener Deckung findet. Gar viele Gräben und Hohlwege, Hecken, Dickichte, Stangengehölze u. s. w., welche der Infanterie trefflichen Unterschlupf gewähren und ein gedecktes Vorgehen ermöglichen, sind für Cavallerie völlig ungangbar; diese wird daher im Ganzen auf grössere Entfernungen gesehen und beschossen; ihre Geschwindigkeit kann dies nicht mehr ausgleichen, weil der Feuerbereich ein zu ausgedehnter geworden ist. Das Feuer der Vorderlader wurde ferner durch die Witterung beeinflusst — (die Kriegsgeschichte kennt noch am Anfang dieses Jahrhunderts Angriffe auf Infanterie-Vierecke, aus denen nur vereinzelte Schüsse fielen) — jetzt kann man eine Patrone aus dem Wasser herausziehen und sicher abfeuern. Das Laden ist auch so einfach geworden, dass es von ermatteten, halberstarrten Leuten noch rasch bewirkt werden kann; die Feuergeschwindigkeit ist um mehr als das Zehnfache gestiegen.

Ein urtheilsfähiger Mensch kann hiernach nicht bestreiten, dass die Thätigkeit der Cavallerie in der Schlacht erheblich eingeengt worden ist. Es wird seltener als früher möglich und gestattet sein, den grossen Einsatz zu wagen, welchen das Vorwerfen grosser Cavallerie-Massen immer darstellt. Angriffe der Reiterei können leicht zu nutzlosen Todesritten werden. Dem hohen Einsatz entspricht nur noch selten der mögliche Gewinn.

Wenn man aber die Eigenart der Franzosen berücksichtigt, welche erfahrungsmässig ebenso leicht zum todesmuthigen Vorgehen wie zum ungeregelten Rückzug führt, so muss zugegeben werden, dass grosse Cavallerie-Massen

auch künftighin in einzelnen Fällen den Gang der Schlachten entscheidend werden beeinflussen können. Wie hoch auch die gute Bewaffnung das Selbstvertrauen der Infanterie und Artillerie gehoben hat, besondere Verhältnisse können den Säbel auch heute noch in der Schlacht zu hohen Ehren bringen. Es ist der Anerkennung werth, wenn die Cavallerie trotz ihrer so sehr gesteigerten anderweitigen Aufgaben sich auch für solche Fälle bereit macht. Bedenklich ist es aber, diese unzweifelhaft seltenen Fälle als die höchste Aufgabe der Cavallerie zu bezeichnen. Der Laie ist dann leicht geneigt, indem er diese anzweifelt, den Zweifel auch auf die ihm minder bekannten Aufgaben auszudehnen, zu deren Lösung eine mächtige und vorzügliche Cavallerie unbedingt erforderlich ist.

Das Festhalten an ehrwürdigen Traditionen ist eine schöne, ja heilige Sache, namentlich in dieser Zeit des Wechsels, des Zweifels; aber es muss auch dem Neugeschaffenen volle Rechnung getragen werden. Seydlitz würde heute auch anders handeln — freilich würde er handeln.

Die grosse Wichtigkeit der Reiterwaffe ist aber völlig unbestritten, wenn dieselbe, losgelöst von den feuerspeienden Massen der Fusstruppen als schützender Schleier der operirenden Heere dient. Hier kann der durch das schnelle Pferd ermöglichte rasche Ortswechsel noch denselben Nutzen bringen als in irgend welcher früheren Zeit; ja es sind sogar neue, wichtige Aufgaben hinzgetreten.

Soweit die Leistungen der Cavallerie auf dem raschen Ortswechsel beruhen, können sie von den Fusstruppen nicht bestritten werden; in Bezug auf den Kampf des Säbels gegen Kugel und Bajonett müssen aber die Ansichten verschieden sein, da Jeder das Seine hoch zu

halten hat. Wenn der Infanterist an die Unüberwindlichkeit seiner Geschosse, der Cavallerist an seine Alles niederwerfende Attacke glaubt, werden beide im gegebenen Fall das Beste leisten. Jeder Deutsche kann nur wünschen, dass die ruhmvollen Ueberlieferungen seiner Reiterei im vollen Masse erhalten bleiben, dass diese Waffe zahlreich und tüchtig, jeder feindlichen gewachsen sei; er wird sie ebenso hoch schätzen, wenn ihr Wirkungskreis zu Folge der veränderten Kriegsweise sich wesentlich verwandelt. Es gehört keineswegs mehr Tapferkeit, unzweifelhaft aber viel weniger geistiges Können dazu, Bügel an Bügel mit Hunderten von Cameraden vorzujagen, als an der Spitze einer Vorhut, vorsichtig spähend, gegen unübersichtliches Terrain anzureiten, aus welchem in jeder Secunde eine tödliche Kugel kommen kann. Hier liegt die grössere Leistung, und es ist daher überraschend, dass ein Theil der Cavalleristen den Traum der «*attaque en muraille* u. s. w.» nicht abschütteln kann.

Die Massen der heutigen Cavallerie bilden vor und seitlich der Front der marschirenden oder lagernden Armeen besondere Reiterheere, deren grösste taktische Einheit die Cavallerie-Division ist. Ein solches Reiterheer ist ausgestattet mit reitender Artillerie (eine Abtheilung von 2 bis 3 Batterien auf eine Division), in unübersichtlichem Terrain mit Infanterie (z. B. ein Jägerbataillon) und öfter auch mit Pionier-Abtheilungen (die französische Cavallerie führt regelmässig bei jeder Schwadron 1 Unteroffizier, 5 Sapeurs, in jedem Regiment einen Ingenieur-Offizier mit sich).

Die Aufgaben, welche das nur in losen Beziehungen zu den eigentlichen Armeen stehende Reiterheer zu erfüllen hat, sind sehr verschiedenartig; sie bilden in ihrer Summe eine so gewaltige Leistung, dass die Cavallerie

auch dann als eine der drei Hauptwaffen des Landheers erscheint, wenn sie in den grösseren Schlachten nicht ein Pferd verloren hat.

Die Gesamtheit dieser Aufgaben kann als ein Schirmen und Verschleiern der eigenen Armeen, als ein Entdecken und Beobachten der feindlichen Heere bezeichnet werden. Auf diesem Felde liegen zahlreiche Einzelaufgaben, z. B. das Einziehen und Weitergeben wichtiger Nachrichten durch kühne Recognoscirung und kluge Fragen, das Unterbrechen feindlicher Bahnen und Telegraphen, das Abfangen von Briefen und Depeschen, die Sicherung der Feld-Telegraphie, Requisitionen, welche den Mangel bei den eigenen Truppen abwehren. Die Bedeutung dieser Aufgaben für den Gesamterfolg des Feldzugs ist eine ganz ausserordentliche; ihre Erfüllung stellt namentlich hohe Anforderungen an die Intelligenz und den Mannesmuth aller Grade. Nicht nur Offiziere und Unteroffiziere, jeder einfache Reiter kann sich vor dem ganzen Heer auszeichnen. Durch solche Thaten ist der Uhlán als Repräsentant der deutschen Reiter im letzten deutsch-französischen Krieg berühmt geworden.

Der Eintritt der Militärbahnen unter die Kriegsmittel hat den Reiterheeren als eine besonders wichtige Aufgabe das weite Vorstossen gegen die Bahnen zugewiesen, durch welche die Flanken und die rückwärtigen Verbindungen der Armeen bedroht werden.

Aus dem Vorstehenden geht hervor, dass die Cavallerie die Mittel zur Zerstörung von Bahnen und Telegraphen mit sich führt und sie richtig und rasch zu verwenden lernt. Es ist schliesslich noch hervorzuheben, dass die erhöhte Wirksamkeit des Gewehrfeuers auch in umfassender Weise von der Cavallerie ausgenutzt wird. Der Gedanke, welcher seiner Zeit der Schöpfung der Dra-

goner zu Grunde lag — Infanterist zu Pferd — hat sich auf die gesamte Cavallerie übertragen. Die Vorurtheile, welche in dieser Richtung noch vielfach bestehen, müssen beseitigt werden. Dies gilt namentlich von dem Glauben, dass der Reiter zu Fuss nur noch ein halber Soldat sei. Das Feuergefecht einer schwachen Cavallerietruppe gegen einen überlegenen Feind wird häufig länger durchgeführt werden, weil man die Pferde hinter sich hat, als wenn eine gleich zahlreiche Infanterietruppe sich vertheidigte.

Die Verwendung grosser Cavallerie-Massen ist in beiden Heeren durch neue Reglements und durch ausge dehnte Friedens-Uebungen vorbereitet worden, und es werden daher im nächsten Krieg grosse Reitergefechte oder auch Reiterschlachten zu erwarten sein.

Die Kampfweise der Artillerie.

Es wurde bereits erwähnt, dass das Geschützwesen sowohl in Deutschland als in Frankreich hoch entwickelt ist, und dass manche Franzosen an die Ueberlegenheit ihres Artillerie-Materials glauben. Wie man auch über die sowohl in der Tagespresse als in besonderen Büchern behandelte Streitfrage «Bange contra Krupp» denken mag¹,

1. Der durch die Einigung der deutschen Stämme zu einem mächtigen Reich neu belebte französisch-deutsche Zwist hat auch zu einer zum Schaden beider Völker sich mehr und mehr verschärfenden Rivalität auf dem Gebiet des Handels und der Industrie geführt. In einem mir vorliegenden Werk (Au pays de la revanche par le Dr Rommel) ist der Besorgniss Ausdruck gegeben, dass auf das militärische Sedan ein industrielles folgen könne, weil viele früher ausschliesslich von den Franzosen ausgebeutete Felder der Industrie in deutsche Hände übergingen; es wird aber nicht hervorgehoben, dass dies eine nothwendige Folge der Revanche-Politik ist.

Auf dem Gebiet der Waffentechnik ist es völlig erklärlich und gerechtfertigt, dass Frankreich seine volle Selbständigkeit wahrt; indessen

jedenfalls ist bewiesen, dass im nächsten Krieg auf beiden Seiten weiter und sicherer tragende Geschütze und mörderischer wirkende Geschosse werden verwendet werden als in irgend welchem früheren Krieg.

Dieser hochgesteigerten Artillerie-Wirkung müssen auch alle Feldtruppen Rechnung tragen. Wenn sie es nicht thun, wird das Gesetz ihnen auf dem Schlachtfeld in blutiger Schrift vorgeschrieben. Einige der gebotenen Aenderungen mögen hier berührt werden, soweit dies ohne die Unterlage eines bestimmten Gefechtsfelds möglich ist.

Die anfängliche Entfernung der kämpfenden Parteien wächst mit der Leistungsfähigkeit der Fernwaffen — man kann sich davon nicht frei machen. Es erscheint bedenklich, die auf den engen Uebungsplätzen genährten irrigen Vorstellungen bei den grossen Herbstübungen festzuhalten. Die berechtigte Neigung der höheren Führer, ihre Truppen im Gesichtskreis, nah zur Hand zu haben, sorgt ohne dies mehr als genügend für enge Aufstellungen.

Mit der Erweiterung des Wirkungsbereichs der Fernwaffen wächst auch die Wichtigkeit der Feuerleitung. Der Traum Napoleons I. — eine Bresche in der feindlichen Schlachtlinie — kann nun häufig zur Wirklichkeit werden; aber freilich müssen die Breschen eine gewaltige Breite haben, ehe sie benutzt werden können. Die Bodengestaltung des wahrscheinlichen Kriegsschauplatzes zeigt indessen fast durchweg einen bergigen, hügeligen Charakter, welcher die Ausnutzung der grössten Schussweiten

erscheint es doch fraglich, ob der von dem Generaldirector Oberst de Bange gegen die bewährten Erzeugnisse der Kruppschen Werke eröffnete Concurrencykampf auf die Dauer aufrecht erhalten werden kann. Die seltsamen Agitationsmittel, welche angewendet werden (u. a. niedergelegt in dem interessanten Werk «Krupp et de Bange par E. Monthaye, lieutenant d'artillerie belge, adjoint d'état-major. Bruxelles 1887») lassen auf eine etwas bedenkliche Lage schliessen.

der Geschütze erschwert; auch bildet die mit der Zunahme der Entfernung sich geltend machende Verminderung der Geschosswirkung hier eine Grenze.

Der auf dem Gefechtsfeld so leicht sich herausbildende Gebrauch, dass der Artillerist dahin schießt, von wo er beschossen wird, hat an Berechtigung verloren. Die Oberleitung des Feuers geht hiernach in vielen Fällen, namentlich in grossen Schlachten, auf die höheren Führer, die Abtheilungs- und Regiments-Commandeure, ja selbst auf die Generale der Artillerie über.

Die grösseren Schussweiten machen ferner den häufigen Gebrauch vollkommener Ferngläser und rasch und sicher arbeitender Entfernungsmesser nöthig; auch das Abmessen der Entfernungen auf Karten wird häufig auf den Schlachtfeldern ausgeführt werden müssen. Die sichere und schnelle Befehlsübertragung gewinnt gleichfalls an Bedeutung.

In Summa kann man sagen, dass die geistige Thätigkeit des Feldartilleristen fortan in den Gefechten weit mehr beansprucht werden wird als früher, dass die Paradeleistungen der Exercirplätze, wie z. B. Gleichmässigkeit der Gangart, peinlich genaue Zwischenräume, künstliche Schwenkungen und dergleichen zu Nebensachen herabgesunken sind.

Die Wirksamkeit der Deckungen gegen die Geschosse der heutigen Fernwaffen wird vielfach falsch beurtheilt; es dürfte lohnen, manche Irrthümer durch entsprechende Bemerkungen in den Instructionen zu berichtigen. Die Durchschlagkraft der verschiedenen Geschosse ist vielen Soldaten unbekannt; man weiss nicht, dass ein Bretterzaun gegen Infanterie- und Shrapnelfeuer keinen Schutz gewährt, dass man gegen Granaten mit Percussionszündern vor einer Gartenmauer weit besser geschützt ist als dahinter, dass die Einfallwinkel der Geschosse auf grössere Entfernungen flache Deckungen ganz wirkungslos machen,

dass also im Ganzen die Deckungen fast nur gegen das bewaffnete oder unbewaffnete Auge, nicht aber gegen die heute üblichen Geschosse schützen, und dass es daher oft weit klüger und weniger mühsam ist, ein künstliches Gebüsch zweckmässig anzulegen als einen Erdaufwurf.

Die erhebliche Steigerung der Geschosswirkung der Artillerie und die Vermehrung der Geschützzahl machen die Einleitung aller grösseren Gefechte durch Artilleriekämpfe, ja sogar stehende, längere Zeit unentschiedene Artillerie-Schlachten wahrscheinlich; indessen sichert die gleichfalls weit vorgeschrittene Feuerwirkung der Infanterie und die vorerwähnte Unebenheit der Gefechtsfelder dieser Waffe auch fernerhin die Entscheidung.

Der Wirkungskreis der Festungs- und Belagerungs-Artillerie ist bereits berührt worden; indessen muss hier noch hervorgehoben werden, dass die neuerdings in Deutschland durchgeführte vollständige Trennung der Feld- und Festungs-Artillerie ein Zusammenwirken dieser beiden Waffen im Krieg keineswegs ausschliesst. Hierzu wird nicht nur die von den Franzosen vorgesehene künstliche Verstärkung wichtiger, kaum zu umgehender Bodenabschnitte zwingen, sondern auch die an früherer Stelle angedeutete mächtige und weithin tragende Wirkung der Fernwaffen sowie die aus der grossen Stärke der Heere hervorgehende frontale Gestaltung der Kämpfe. Dieselben werden aus diesen Gründen vielfach den Charakter des Positionskriegs annehmen, und schwere Geschütze werden dann neben den eigentlichen Feldgeschützen in Thätigkeit treten. Dieses Verfahren ist übrigens kein neues; es ist z. B. 1870/71 an der Marne wie an der Lisaine beobachtet worden, und es gehörte in früheren Jahrhunderten auch in den durch Festungen nicht beeinflussten Feldschlachten zur Regel.

Das voraussichtlich in den nächsten Jahrzehnten zu einer beachtenswerthen Wichtigkeit gelangende Artillerie-Ballonwesen wird im Nachstehenden besonders geschildert.

Die militärische Luftschiffahrt und das Artillerie-Ballonwesen.

1. Allgemeines.

Im I. Theil dieser Studie ist bereits hervorgehoben, dass die Luftschiffahrt von den Franzosen eifrig weitergebildet worden ist, und dass die in die Oeffentlichkeit gedruckten Erfolge eine Verwendung der lenkbaren Luftschiffe zu Angriffen gegen marschirende oder lagernde Truppen nicht unmöglich erscheinen lassen. Es ist auch angedeutet, dass die heutige Bauart dieser lenkbaren Ballons für solche Angriffszwecke ungeeignet erscheint. Da aber dieser Sache eine grosse Bedeutung in der Zukunft, eine mässige in der Gegenwart nicht abgesprochen werden kann, so bleibt hier Einiges hinzuzufügen.

Aus einem senkrecht über irgend welchem Ziel schwebenden Ballon können Geschosse geschleudert werden. Man bedarf hierzu keiner besonderen Maschine; es genügt der einfache Fall der Körper. Nach dem Gesetz der Fallgeschwindigkeit können bei grosser Höhe des Ballons und geeigneter Geschossform sogar sehr erhebliche Eindringungstiefen erreicht werden.

Es ist auch leicht ausführbar, Geschosse während ihres Falls rotiren zu lassen, so dass sie, mit einem Stab aufstossend, in bestimmter Höhe über der Erde explodiren und ihren Inhalt mit grosser Regelmässigkeit horizontal nach allen Seiten hinausschleudern.

Eine Gewichtsbeschränkung der Einzelgeschosse besteht nur in mässigem Umfang; wenn der Ballon nur ein Geschoss mit sich führte, könnte dies mehrere Centner schwer

sein; aber seine Wirkung würde vielleicht in einem grossen Missverhältniss zu dem Kraft- und Kosten-Aufwand stehen. Wählt man indessen shrapnelartig wirkende Geschosse, so sind schon bei einer Schwere von 8 Kilogr. sehr erhebliche Resultate auf der freien Ebene nachweisbar, und wenn man die für Geschosse verfügbare Tragfähigkeit eines entsprechenden, grösseren Ballons zu 5 Centnern annimmt, so würde dies circa 30 Geschosse ergeben und etwa der artilleristischen Kraft eines Feldgeschützes gleichgeachtet werden können. Eine wohlberechnete Verwendung der Ballon-Shrapnels könnte diese Wirkung noch erheblich steigern. In sicherer Höhe dürfte man hoffen, sehr genau zu beobachten, tadellos zu bedienen. Als passende Ziele würden sich darbieten: mit marschierenden Truppen gefüllte Brücken und Strassen, ausgedehnte Biwaks, Uebungsplätze und Standlager, während der Gefechte dicht geschlossene Reserven u. s. w.

Ein Ballon-Artillerist könnte durch die Wahl zwischen all den nützlichen Zielen belästigt werden.

Da man sich in Frankreich mit diesen Gedanken beschäftigt, da man ernste Versuche in erheblichem Umfange macht, so ist es nützlich, die Erwartungen der Einen, die Befürchtungen der Anderen auf ein richtiges Mass zurückzuführen.

2. Die Luftballons.

Die Luftballons lassen sich trennen in solche, welche nur eine Bewegungsfähigkeit nach der Höhe, bezüglich der Tiefe haben, und in solche, welche eine seitliche Bewegung zulassen. Die letzteren gestatten entweder nur eine mässige Abweichung von der Windrichtung oder eine mehr oder weniger vollkommene Bewegungsfreiheit in allen Richtungen.

Die Form der Ballons ist sehr verschieden; für die mit dem Wind treibenden gilt die Kugel als Grundform, für die mit einer Eigenbewegung ausgestatteten die Form der Cigarre oder des Fisches.

Die Grösse der Ballons wechselt von den zur Prüfung der Windrichtung verwendeten Kinderballons bis zu ungeheuerlichen Kugeln oder Ellipsoiden. Die nutzbare Tragfähigkeit solcher grössten Ballons übersteigt 20 Centner.

Die lenkbaren Luftschiffe der Jetztzeit bedürfen aber ihre ganze Tragfähigkeit für den Bewegungsapparat; für artilleristische Zwecke ist kein Gewicht verfügbar. Diese Ballons dienen also ausschliesslich dem Nachrichtenwesen, und wenn sie einige kleine Dynamitgeschosse mitführen, so ist dies eine unschuldige Spielerei.

Das leistungsfähigste lenkbare Luftschiff, dessen Resultate bisher veröffentlicht worden sind, ist von seinen Erbauern oder von dem die sehr erheblichen Kosten bestreitenden französischen Kriegsministerium «*La France*» genannt worden. Man kann dieser Taufe nur zustimmen, denn Frankreich marschirt auch auf diesem Gebiete an der Spitze der Civilisation.

Die Maschine der «*La France*» giebt diesem Luftschiff eine Eigengeschwindigkeit von etwa 6 m in der Secunde; der Kraftvorrath der Electromotoren reicht nur für eine halbstündige Fahrt oder, in Länge ausgedrückt, für etwa 1 $\frac{1}{2}$ Meilen. Man erwartet aber von einer neuen Maschine erheblich grössere Leistungen.

Die nicht mit einem Bewegungs-Apparat belasteten Luftballons haben eine grosse Tragfähigkeit, welche für artilleristische Zwecke verwerthet werden kann. Solche Ballons können von einem Luftschiffer bedient werden, oder sie können ihre Geschosse durch ein entsprechend eingerichtetes und eingestelltes Uhrwerk lösen.

3. Die Ballongeschosse.

Die Abhängigkeit der frei treibenden oder mit einer sehr geringen Eigenbewegung ausgestatteten Kugelballons von der Windrichtung gestattet ihre Verwendung zu artilleristischen Zwecken nur gegen sehr grosse Ziele.

Der bedeutende Aufwand an Geld und Kraft, welchen tragfähige Artillerie-Ballons erfordern, nöthigt ferner dazu, auf das sichere Wiedereinfangen derselben Bedacht zu nehmen. Eine nutzbringende Verwendung dieser Ballons ist somit nur gegen grosse, völlig eingeschlossene Plätze zulässig.

Es würde z. B. bei einer nochmaligen Belagerung von Paris das Bombardement der inneren Stadt nur auf diesem Wege möglich sein, da die Geschützwirkung so lange ausgeschlossen ist, als die äussere Reihe der Forts noch nicht durchbrochen wurde.

Als Geschosse können mit Dynamit gefüllte Granaten grössten Calibers verwendet werden; doch ist wohl anzunehmen, dass man besondere dünnwandige Geschosse aus zähem Material construirt hat, da es weniger auf die Festigkeit der Granaten als auf die Grösse der Sprengladung ankommt. Ein besonderes Dynamit-Geschoss von 5 Centnern Inhalt dürfte nicht nur die Fenster eines ganzen Stadttheils zerschmettern, sondern auch viele Menschenopfer fordern.

Die im Vorstehenden schon erwähnten rotirenden Shrapnels können in grösserer Zahl an einen Artillerie-Ballon angehängt werden. Sie lösen sich in den durch das Uhrwerk vorgeschriebenen Pausen und bezeichnen sozusagen den Weg des Ballons. Diese Geschosse, welche auf der freien Ebene eine sehr bedeutende Wirkung äussern, werden aber in den Dächern der Häuser, in

Gärten, Höfen u. s. w. häufig ohne Schaden explodiren.

Es erscheint überflüssig, an dieser Stelle den schwierigen Betrieb des Artillerie-Ballon-Wesens eingehender zu schildern. Dieses Gebiet bildet einen neuen Zweig der ohnehin schon sehr ausgedehnten artilleristischen Thätigkeit und steht in enger Beziehung zu dem Eintritt des Dynamits unter die Kriegsmittel. Die Versuchs-Resultate dürften von keinem der beteiligten Staaten veröffentlicht werden.

4. Die Wirkung der gegen Luftballons abgefeuerten Geschosse.

Die Zerstörung der feindlichen Ballons ist zu einer wichtigen Aufgabe herangewachsen.

Es können hierzu die gewöhnlichen Infanterie-Gewehre oder die ausschliesslich für diesen Zweck construirten Ballon-Kanonen verwendet werden. Der Gebrauch gewöhnlicher Feld- oder Festungs-Geschütze ist nur gegen gefesselte Ballons unter besonders günstigen Verhältnissen möglich.

Die Ballon-Kanonen gestatten den Gebrauch eines hochliegenden, nach allen Seiten beweglichen Geschützrohrs kleinen Calibers durch einen Schützen nach Art eines aufgelegten Gewehrs. Der Rückstoss ist durch die Construction von dem Schützen völlig fern gehalten.

Die jetzt üblichen Infanterie-Gewehre treiben ihre Geschosse gegen seitlich liegende Ziele auf sehr grosse Entfernungen (über 1500 m); dieser Abstand vermindert sich aber erheblich, je mehr die Lage des Ziels eine überhöhende wird. Bei senkrechter Schussrichtung reichen die Infanterie-Geschosse wenig über 500 Meter; bis zu

dieser Höhe durchschlagen sie aber die Wände der Ballons. Das diesseitige Loch schliesst sich in Folge des von innen wirkenden Gasdrucks fast vollständig, das jenseitige gestattet den Austritt des Gases besser. Das Ausstossen einer runden Oeffnung, welches man bei grosser Geschossgeschwindigkeit an Scheiben beobachten kann, tritt bei den hier in Betracht kommenden grossen Entfernungen und somit mässigen Endgeschwindigkeiten nicht ein.

Man hat nun durch Versuche sowohl in Frankreich als in England den von dem Infanteriefeuer verursachten Gasverlust festgestellt. Ohne auf Details einzugehen, hebe ich auf Grund dieser Versuche nur hervor, dass das Infanteriefeuer ein plötzliches Sinken der Ballons nicht zur Folge hat. Mehrere gut treffende Salven eines Bataillons würden einen Ballon gewöhnlicher Grösse zum Sinken bringen, aber dieses Sinken würde kein plötzliches sein; der Ballon würde je nach seiner Entfernung von der Erdoberfläche und nach der Stärke des Windes noch einen sehr erheblichen Weg zurücklegen.

Dass die Infanterie-Geschosse innerhalb ihrer Wirkungs-Sphäre die Luftschiffer tödten oder verwunden können, bedarf kaum der Erwähnung; wahrscheinlich sind sie auch im Stande, die in ihren Dimensionen auf das Nothwendigste beschränkten Theile der Bewegungs-Apparate unbrauchbar zu machen.

Die mit Ballon-Kanonen angestellten Versuche sind meines Wissens nicht veröffentlicht worden; doch lässt sich annehmen, dass das Ausströmen des Gases aus den verhältnissmässig grossen Oeffnungen ein sehr viel rascheres, die Zahl der Oeffnungen dagegen eine sehr viel geringere sein wird. Der Gesamt-Effect dürfte von dem durch das Feuer einer zahlreichen Infanterietruppe er-

reichbaren Resultat wenig abweichen. Ebenso wahrscheinlich ist es aber, dass die Geschosse der Ballon-Kanonen wegen ihrer bedeutenderen Schwere und wohl auch grösseren Anfangs-Geschwindigkeit weiter bezüglich höher tragen und sicherer treffen. Die explosive Wirkung dieser Geschosse wird bei dem Auftreffen auf einen festen Gegenstand der Gondel u. s. w. zur Geltung kommen und die sofortige Zerstörung des Ballons zur Folge haben; doch dürften die Zünder wohl kaum so empfindlich hergestellt werden können, dass sie schon bei dem Durchschneiden der Ballonhülle wirken.

Die Treff-Sicherheit der genannten Feuerwaffen gegen ein so gut sich abhebendes und regelmässig sich bewegendes Ziel, wie es Ballons bieten, ist eine sehr erhebliche. Lenkbare Luftschiffe werden sich daher in grosser Höhe (nahezu 1000 m) über dem von ihnen zu überfliegenden feindlichen Terrain halten müssen, und hierdurch sinkt die Wahrscheinlichkeit des Treffens ihrer Geschosse gegen kleinere Ziele bis zur Wirkungslosigkeit herab.

Die moralischen Factoren des Kampfes.

Die Kriegsgeschichte aller Zeiten, aller Völker beweist, dass die geistigen Eigenschaften der beteiligten Menschen einen entscheidenden Einfluss auf den Verlauf der Kriege ausüben.

Wo Söldner ein grösseres oder kleineres Gemeinwesen zu schützen haben, wirkt hierbei vorwiegend die kriegsrische Leistungsfähigkeit des eigentlichen Heeres; doch ist auch dann jenes Gemeinwesen der Motor, und seine Einwirkung macht sich bis in die Gefechte hinein fühlbar.

In dem nächsten deutsch-französischen Krieg werden nun zwei grosse Völker in Waffen in den Kampf ein-

treten, und an diesem Kampf werden sich die Massen beider Völker betheiligen, wenn auch in den entscheidenden Schlachten nur wenige Prozente der Bevölkerung den blutigen Streit ausfechten.

Wer des Menschen Herz kennt, wird der Behauptung beipflichten, dass der Verfasser und der Componist der «Wacht am Rhein» mehr zum Gewinn der Schlachten von 1870/71 beigetragen haben als der bravste Soldat der Front mit Degen oder Muskete, dass ein erhebendes Abschiedswort der Mutter, der Braut manch festes Soldatenherz im Kugelregen mehr gestählt hat als der Anruf des Vorgesetzten. Aber freilich kann man einen tüchtigen Feind weder niedersingen noch niederbeten.

Die Formen, in welchen das Fühlen und Denken eines modernen Culturvolks der Durchführung eines grossen Kriegs fördernd oder hemmend entgegentritt, sind ebenso mannigfaltig als die Einzelgestaltungen des Volkslebens, und es können somit hier nur einzelne, durch ihre grosse Verbreitung oder energische Wirkung hervortretende Grundgedanken auf ihre militärische Bedeutung geprüft werden.

Die geistigen Eigenschaften, welche den Soldaten für die Erfüllung seines Berufs befähigen, sind im Wesentlichen dieselben, welche auch die zahlreichen und sehr verschiedenartigen Beamten besitzen müssen, welche die Thätigkeit des Heeres vorbereiten und stützen. Es bildet indessen die gegenüber der höchsten irdischen Prüfung sich formende höchste Stufe des persönlichen Muthes eine Eigenschaft, welche vorwiegend von den in die Gefechte eintretenden Soldaten gefordert wird, und welche nach den Erfahrungen der Kriegsgeschichte sehr häufig die Schlachten entscheidet.

Es ist daher wohl nicht unrichtig, zunächst diese

Frage vom Standpunkt des Soldaten zu betrachten — nicht wissenschaftlich eingehend, nur kurz beleuchtend.

Die wichtigsten Tugenden des Soldaten.

Die Natur hat einem jeden Geschöpf die Liebe zum Leben, den Selbsterhaltungstrieb als ein nothwendiges Grundgesetz eingepflanzt. Dieses Gesetz ist ebenso nöthig für die Erhaltung des Einzelwesens, als es der Geschlechtstrieb für die Erhaltung der Rasse ist. Der Selbsterhaltungstrieb beeinflusst unablässig das Leben des Menschen und formt sich folgerichtig zu dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tod, wenn des Menschen Gehirnthätigkeit über das Grab hinüber zu sehen gestattet.

Die freiwillig aufgesuchte Lebensgefahr bildet nun eine Verletzung dieses Naturgesetzes und kann somit nur durch psychische Einflüsse hervorgerufen werden, welche einzeln oder in ihrer Summe mächtiger wirken als jenes Gesetz. Wir wissen, dass die Natur die Liebe zu anderen Dingen vielfach in den Einzelwesen über die Liebe zu der eigenen Persönlichkeit hinauswachsen lässt: eine Mutter vertheidigt ihre Kinder, ohne die Selbsterhaltung zu berücksichtigen. Wir wissen auch, dass dieses Hinauswachsen vielfach krankhafte Formen annimmt: ein Geizhals stirbt mit seinem Geldsack; er würde sein Kind nicht entfernt so tapfer vertheidigen.

Es giebt somit Neigungen, welchen die Liebe zum Leben unbedingt untergeordnet werden muss, und andere, die eines solchen Opfers nicht werth sind; es giebt Gefühle, welche leicht bis über jenes Naturgesetz hinaus gesteigert werden können, und andere, die einer solchen Steigerung überhaupt nicht fähig sind. In allen Fällen ist aber die Beschaffenheit des Einzelwesens entscheidend

für die Stärke und Dauer dieser Gefühle; denn ein verstimmtes Clavier und zerrissene Saiten gestatten nicht kräftige, wohlklingende Accorde.

Es ist also nöthig, die beiden Völker zu untersuchen in Bezug auf ihre Fähigkeit, das mächtige Interesse der Selbsterhaltung den Interessen des Vaterlandes unterzuordnen.

Die natürliche Beanlagung des Menschen in Betreff des Muthes gründet sich auf die Eigenthümlichkeiten seiner Rasse und auf die Lebensweise, welche bei einer Generationen überdauernden Einwirkung selbst die Rassenunterschiede in dieser Richtung völlig zu verwischen vermag.

Die Einwirkung der Rasse ist von Franzosen durch Vergleiche mit der Thierwelt erläutert worden, indem man die Germanen mit Raubthieren und die Gallier mit Pflanzenfressern verglichen hat. Wenn dieser Vergleich richtig wäre, so würden wir mit den Franzosen leichtes Spiel haben und auch in unserem Ansehen nicht leiden, denn die Fürstenfamilien aller Völker haben sehr viel mehr Drachen, Adler und anderes Raubzeug in ihren Wappen als Schafe und Tauben. Es ist aber dieser für uns so vortheilhafte Vergleich leider aus mehreren Gründen nicht zutreffend.

Die Deutschen sind keine reinen Germanen und die Franzosen noch weniger reine Gallier. Würde die Allmacht plötzlich aus dem Blut der Deutschen die slavischen, romanischen, semitischen Kügelchen aussondern, so würden wir fast ebenso blutleer sein als die Franzosen, wenn man ihnen das römische, germanische, arabische, semitische Blut nehmen wollte.

Es ist aber auch unrichtig, aus dem Verhalten der beiden Völker jenen Unterschied herleiten zu wollen;

denn raubgierigere Persönlichkeiten als Ludwig XIV. und Napoleon I. sind bei den Germanen auch nicht zu finden, und jene Fürsten haben ihre Räubereien unter dem lebhaftesten Beifall der Franzosen ausgeführt. Seitdem die inneren Kämpfe der deutschen Stämme das Nationalgefühl geschwächt und zeitweise fast völlig unterdrückt hatten, sind die Franzosen weit eher Raubthieren ähnlich als die Deutschen; sie gleichen ihnen auch heute, wenn sie an der Grenze nach derselben Beute suchen, die ihre Könige vor zwei oder drei Jahrhunderten weniger mit der Gewalt des Löwen als mit der List des Fuchses an sich gerissen haben.

Die Rassenverschiedenheit der beiden Völker prägt sich in der Grösse und Form des Körpers wie in den Eigenschaften des Geistes aus.

Der Körper des Deutschen ist durchschnittlich grösser und kräftiger, der Körper des Franzosen kleiner, gewandter; die geistige Thätigkeit des Deutschen ist ruhiger, träger, stetiger, die des Franzosen lebhafter, empfänglicher, unbeständiger.

Diese nur in ihrer Summe sich scharf kennzeichnenden Unterschiede treten aber zurück gegen die durch das Leben der beiden Völker hervorgerufenen; die Lebensweise ist von entscheidenderem Einfluss auf die Tapferkeit der Menschen als die Rasse.

Jägervölker sind tapferer als Hirtenvölker, diese tapferer als sesshafte Völker. In den modernen Culturstaaten sind die aus der Lebensweise hervorgehenden Unterschiede ausserordentlich gross und können daher nur in sehr allgemeiner Form beleuchtet werden.

Dass die Lebensweise die Tapferkeit stark beeinflusst, lässt sich in der Kriegsgeschichte am sichersten nachweisen aus dem kriegerischen Werth verschiedener wehr-

haften Innungen, wenn diese aus demselben Menschenmaterial hervorgegangen waren. Wer z. B. bezweifelt, dass die Fleischer in ihrem Gewerbe einen mächtigen Antrieb zur Steigerung des persönlichen Muths finden, der lese die Chronik irgend einer grösseren Stadt, welche ihr Heer aus den Zünften bildete, und er wird dann dieser Behauptung beistimmen.

Im Allgemeinen lässt sich auch sagen, dass die Schwächlichkeit des Körpers Aeusserungen der Tapferkeit weniger begünstigt als die Stärke des Körpers — nicht nur in dem Sinne, dass dem Wollen das Können fehlt, sondern auch in dem Sinne, dass das Wollen abgeschwächt oder vernichtet wird. Wer vielfach in lebensgefährlichen Lagen gewesen ist, wird sogar einräumen, dass ein und derselbe Körper die geistigen Eigenschaften sehr verschiedenartig beeinflusst. Wer gut geschlafen und genügend gegessen hat, ist tapferer als der Ermattete, der Hungernde. Ich betone nochmals, dass ich dies nicht allein in dem Sinne meine, dass die gesteigerte Körperkraft eine grössere Leistung hoffen lässt; die Einwirkung ist weit tiefer und mächtiger; sie verführt den denkenden Soldaten gar leicht zum Leugnen der Zweitheilung des Menschen.

Das Leben der beiden Culturvölker zwingt nun sehr ausgedehnte Schichten der Bevölkerung zu Beschäftigungen, welche mit Lebensgefahren gar nicht verknüpft sind, und entzieht ihnen dadurch die Möglichkeit, sich an das eigenthümliche Gefühl zu gewöhnen, welches die Nähe des Todes erzeugt. Nur der, welcher oft und andauernd in Lebensgefahr gewesen ist, kann den Einfluss dieses Gefühls sicher bemessen.

Für Viele enthält dasselbe nichts Störendes, Unangenehmes, sondern weit eher Empfindungen der Freude, des Stolzes. Es giebt Personen, welche dann gern eine An-

lehnung an Andere suchen, um ihre Furchtlosigkeit zu beweisen. Wollte ich die zahlreichen Formen des Muthes zergliedern, so würde ich diese Form vielleicht der Eitelkeit zuweisen und jedenfalls sie für eine der schwächeren halten. Auch die Form des Muthes, welche Gefahren sucht, um die Erregung eines um hohen Einsatz spielenden Mannes zu haben, hat keinen hohen militärischen Werth. Am nützlichsten wirkt die Form des Muthes, welche den Richter nur in der eigenen Brust sucht, welche weder eine Steigerung noch eine Schwächung der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit hervorruft, und deren Resultat man mit dem Ausdruck bezeichnet: «Wie auf dem Exercirplatz». Ein ruhiges, nicht leicht erregbares Gemüth, völlige Sicherheit im Dienst sind hierfür wichtige Vorbedingungen.

Ich könnte nun dem Einfluss der einzelnen Berufszweige nachgehen und hervorheben, dass diejenigen Menschen am tapfersten sind, welche sich schon recht oft ihrem Schöpfer dicht gegenüber befunden haben, ob dies nun tief unter der Erde oder hoch oben auf schwankem Gerüst, im Rauch des Feuers oder im Gischt des Wassers gewesen sei; ich könnte vielleicht meinen, dass, wer einen mächtigen Hammer zu schwingen gewöhnt ist, tapferer wäre als der, welcher nur eine Nadel führt. Ich würde öfter Recht haben, zuweilen auch irren; immer aber wäre es unrecht, denen zu nahe zu treten, welche im schweren Kampf mit dem Leben Arbeit und Brod suchen, wo sie Aussicht haben es zu finden.

Wohl aber ist es nöthig, über die zu sprechen, welche sich ihr Leben mehr oder weniger nach Wunsch gestalten können, welche durch ihre Stellung berufen sind, ein Beispiel zu geben.

Es kann natürlich an dieser Stelle keine weitläufige

Abhandlung über Jugenderziehung eingefügt werden, nur ein schwaches Streiflicht.

Unsere jetzige Zeit zeigt in den höheren Ständen vielfach die Neigung, die Ausbildung des Geistes auf Kosten des Körpers durchzuführen. Diese Thatsache tritt in Bezug auf manche Theile des Körpers so scharf hervor, dass sie sich Beachtung erzwungen hat. Als Beispiel mögen die Augen angeführt werden, welche vielfach durch den Schulbesuch bis zu einem die Untauglichkeit zum Militärdienst bedingenden Grad verschlechtert werden. Vor einem Menschenalter sahen die Gymnasiasten im Allgemeinen gesund und frisch aus; ein bleiches mageres Gesicht fiel unter den Schulgenossen auf. Jetzt sieht man fast nur blasse Gesichter und wundert sich über kräftige frische Erscheinungen. Es muss auf diesem Gebiet Wandel geschaffen werden — mit fester Hand. Der Gedanke der Ferien-Colonien kann da in zweckmässiger Form und in grösserer Ausdehnung aufgenommen werden.

Die ungleichmässige Weiterbildung der Körper, die übertriebene Förderung der Gehirnthätigkeit erzeugt Feigheit. Es mag Ausnahmen geben, sie sind aber sicherlich selten. Nervös und feig ist nicht ganz dasselbe, aber es scheint häufig ganz dasselbe. Wer die Gelegenheit gehabt und benutzt hat, Tausende von Menschen in lebensgefährlichen Lagen zu beobachten, wird gewisse typische Figuren in seiner Erinnerung tragen als Ideale schneidiger, tapferer Genossen, andere als Muster der Feigheit. Die ersteren werden weniger ausgeprägt sein, weil zu viele und zu verschiedenartige Personen zu verzeichnen waren; die letzteren aber werden sich in scharfen Umrissen erhalten. Das Bild der höchsten Feigheit, welches meine Erinnerung birgt, ist im Frieden gewonnen worden; die zugehörige Person wäre im Felde nicht denkbar gewesen. Es war

ein hervorragender Clavierspieler von einnehmendem Aeusseren und feiner Bildung. Man bedurfte keiner Waffe, um ihn in die Flucht zu schlagen; es genügte der drohend gegen ihn ausgestreckte Finger. Ich führe diese Thatsache an, um die schiefe Ebene zu kennzeichnen, auf welcher sich die Erziehung der modernen Jugend bewegt.

Es besteht ferner eine krankhafte Neigung, die Gebote der Menschenfreundlichkeit, der Milde auf Gebiete zu übertragen, wohin sie nicht gehören; an früherer Stelle ist dafür das harte Wort «Humanitätsdusel» gewählt worden. Diese Verirrung überreizter Gehirne lässt in Amerika junge Frauen für gemeine Verbrecher schwärmen; in Europa wirkt sie für Abschaffung der Todesstrafe, findet Entschuldigungen für die niedrigsten Schandthaten, gründet Katzenasyle etc., und auf dem hier vorliegenden Feld bezeichnet dieser Dusel die Aeusserungen eines schneidigen, übersprudelnden Jugendmuths als schädliche Verirrungen.

Mit Recht bedauern wir die Opfer, welche im Schnee der Alpen, unter sturmgepeitschten Wellen, am Reck oder auf dem Fechtboden uns verloren gehen; es sind ja häufig die tüchtigsten ihrer Genossen. Aber wir müssen uns mit dem Gedanken trösten, dass diese Opfer nicht zu vermeiden sind. Wo Holz zugehauen wird, fallen Spähne. Die Militärmusik begleitet den Gefallenen auf dem Weg zur letzten Ruhestätte mit Trauermärschen, auf dem Rückweg aber spielt sie heitere Weisen: ein treues Andenken den Todten, neues Leben den Lebenden!

Das Heer kann auch bei der vortrefflichsten Einrichtung nur vollenden, was die Jugenderziehung begonnen hat. Selbst bei der besten Vorbereitung ist diese Aufgabe schwer, ohne eine solche ist sie unlösbar. Wie nothwendig ein Zusammengehen von Schule, Haus und Heer ist, möge ein Citat aus französischer Quelle (*Avenir militaire*) be-

weisen. Es zeigt uns, wie ernst die Aufgabe der militärischen Erziehung im französischen Heer genommen wird, und giebt uns ein Spiegelbild der Zustände, welche ohne den vielgeschmähten Drill auch im modernen Deutschland rasch entstehen würden:

«Man hat die Maschine des Heers hergestellt, aber vergessen, die bewegende Kraft hineinzusetzen. Der Körper ist da, aber der Geist fehlt, das heisst der Geist der Achtung vor der Autorität, der Geist der Hingebung, der Opferwilligkeit, der Pflichttreue und des Gehorsams . . . Und wie kann es trotz der verdienstvollen Anstrengungen vieler Offiziere denn anders sein? Ist die Armee nicht der Spiegel des Volkes? Und sehen wir nicht rings um uns her die Unbotmässigkeit überhand nehmen? Die Militär- und Civil-Behörden können davon manche Geschichte erzählen. Ueberall findet man Verachtung des Gesetzes, Entfesselung der Begierden und überreizten Ehrgeiz, der kein Gewissen kennt. Das Uebel kommt von oben. Man hat verwechselt und verwechselt noch heute Bildung mit Erziehung. Wir gehen unter, weil wir nicht gehorchen können, und weil wir an Nichts mehr glauben. Statt jeden Tag ein Band zu zerschneiden, welches uns mit dem Himmel in Verbindung hielt, indem wir alles Christliche aus den Schulen, aus den Krankenhäusern und aus der Armee verbannten, hätten wir lieber eine sittliche Erziehung der Jugend anstreben, eine wahrhaft vaterlandsliebende Bildung anbahnen und dem Volksheere lebendige Kraft einhauchen sollen durch Pflege des Eifers, der Thatkraft und Begeisterung, des Glaubens, der Achtung vor Eltern und Behörden, genug aller der Dinge, welche die Stärke einer Nation ausmachen. Jetzt kommen die Soldaten zu den Regimentern, ohne sich um Gott oder den Teufel zu scheren, mit der Ueberzeugung, dass sie ebenso klug seien als der Hauptmann und Oberst,

also mit dem Geist des Ungehorsams ganz und gar erfüllt. Entlassen, schimpfen sie auf das gehässigste in den Wirthshäusern über ihre bisherigen Vorgesetzten; ja sie scheuen sich nicht, wie dies Beispiele der neuesten Zeit beweisen, auf offener Strasse ihre Offiziere zu beschimpfen. Die Geschichte ist eine herbe Lehrmeisterin; sie zeigt, dass eine Armee ohne sittlich begründete Mannszucht, eine Armee, in der der Untergebene dem Vorgesetzten die Achtungsbezeugungen nur aus Furcht vor Strafe zu Theil werden lässt, nicht im Stande ist, das Feld zu behaupten. Wenn dann die Stunde der Entscheidung schlägt, wenn dann die Erzwingung des Gehorsams schwerer wird und Angesichts der Gefahr die Bande der Disciplin sich lockern, dann schreit die Masse: «Wir sind verrathen!», wirft die Waffen weg und flieht der gescheuchten Heerde gleich über die Felder. Glücklicherweise geht es noch ab, wenn die Feiglinge nicht noch die vermeintlichen «Verräther» niedermachen, wie die berüchtigten Freiwilligen der Revolution dies im Jahre 1793 thaten. Wahrlich, es ist höchste Zeit, dass die Bürger, welche gesunden Sinnes sind, einmal über alle diese Dinge nachdenken. Dem Uebel ist nur zu steuern durch die Erziehung unserer Kinder.»

Die Organisation der beiden Völker.

Deutsche wie Franzosen haben zur Grundlage ihres Heerwesens die allgemeine Wehrpflicht, und die Organisation ihrer Heere steht daher in der engsten Beziehung zu der Organisation der beiden Völker. Jedes dieser Heere wird vom Volk getragen; es enthält in seinen Reihen die gesundesten, normalsten Glieder desselben; man kann daher zwar nicht sagen: «Das Heer ist das Volk», wohl aber: «Es besteht aus den Besten des Volks.»

Die Einheit der Sprache und der Sitten ist in dem französischen Volk grösser als in dem deutschen; doch trifft dieser Mangel auf deutscher Seite ausschliesslich einen Einzelstaat, welcher seit langer Zeit gelernt hat, diese Schwierigkeit in militärischer Beziehung wirksam zu bekämpfen.

Die Regierungsform der beiden in einen entscheidenden Kampf eintretenden Staaten ist völlig verschieden. Auf der einen Seite steht eine republikanische Regierung, welche von ihren Anhängern als eine aus mehrfachen Prüfungen geläutert hervorgegangene Schöpfung, von ihren Feinden als ein letzter, vergeblicher Versuch angesehen wird. Auf der anderen Seite steht ein Bundesstaat mit monarchischer Spitze, welcher nach Ansicht seiner Feinde in den Ueberlieferungen seiner einzelnen Stämme wie in den Handlungen seiner Volksvertretung schwer wiegende Elemente seines Zerfalls zu enthalten scheint.

Die Geschichte des Menschengeschlechts beweist, dass Republiken und Monarchien der verschiedensten Art im Krieg Hervorragendes und Jämmerliches geleistet haben, dass aber die Republiken minder zahlreich und minder dauerhaft gewesen sind. Diese Erscheinung tritt bei den einzelnen Völkern in sehr verschiedener Weise hervor. Je weniger ruhig, stetig der Nationalcharakter war, desto nothwendiger erwies es sich, die oberste Regierungsgewalt dem Kampf der Parteien, dem ehrgeizigen Streben des Einzelnen zu entziehen, desto weniger dauernd entsprach man aber dieser Forderung.

Die Franzosen bedürfen nach ihrer Geschichte eine monarchische Spitze. Es würde überflüssig sein, aus ihren nationalen Eigenthümlichkeiten dieses Bedürfniss herleiten zu wollen; eine solche Aufgabe könnte von einem monarchisch gesinnten französischen Gelehrten in einer sehr

viel nützlicheren und überzeugenderen Form gelöst werden. Für den Ausländer ist es einfacher, die unumstösslichen geschichtlichen Beweise anzuerkennen. Es ist so gewesen — es ist immer wieder so geworden — es wird also auch wieder so werden. Grosse Völker ändern sich nicht wie der einzelne Mensch; sie enthalten immer Knaben, Männer, Greise. Redet man hiernach von der Jugend und dem Alter eines Volks, so liegen viele Jahrhunderte oder Jahrtausende dazwischen. Nur beschränkte, unwissende oder geistig einseitig entwickelte Köpfe können glauben, dass ein Volk sich plötzlich zu ändern vermöchte, dass bedeutsame Erlebnisse, Entdeckungen und dergleichen einen ganz neuen Boden für die Arbeit eines grossen Volks schaffen könnten.

So ist denn Frankreich eine Republik, ohne doch eine solche zu sein. Das republikanisch träumende Volk sucht nach einem Monarchen, und weil seine Traditionen es auf verschiedene Familien hinweisen, schwankt die Wahl, und die republikanische Regierungsform fristet ein kümmerliches Dasein. Da die eine der Prätendenten-Familien neben vielem Licht tiefe Schatten gezeigt hat, da die andere bisher zu wenig geleuchtet hat, ist es nicht unwahrscheinlich, dass eine neue Familie auf den Schild gehoben wird. Ob dies mit oder ohne die Commune geschieht, kann kein Irdischer wissen; man kann nur aus der Unbeständigkeit der Franzosen mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit schliessen, dass ein Wechsel in Kurzem eintreten wird.

Der Revanche-Gedanke bildet hierbei eine mächtige Bürgschaft gegen ernste innere Kämpfe. Dem Ausland gegenüber sind alle Franzosen einig. Hoch über den Kämpfen der Parteien steht die Allen gemeinsame Liebe zum Vaterland; Deutschland gegenüber wirkt aber ausser-

dem das mächtige Gefühl des verletzten Stolzes, der verletzten Eitelkeit.

Es ist eine Lebensfrage für das deutsche Volk, ob es ein gleiches moralisches Gewicht in die Wage des Kriegsglücks werfen kann.

Das jetzige deutsche Kaiserreich erscheint manchen seiner Gegner als eine Fortsetzung des früheren deutschen Kaiserreichs, als die einfache Wiedererweckung eines lebendig Begrabenen nach kurzem Schlaf. Es wäre sehr traurig für jeden sein Vaterland liebenden Deutschen, wenn es sich so verhielte. Wir würden dann wohl thun, die Leiche recht bald wieder einzuscharren. Ein Kaiser von Preussen für sich allein könnte uns dann wirksamer schützen. — So steht es aber nicht.

Der volle Titel des früheren Kaiserreichs lautete: «Das heilige römische Reich deutscher Nation».

Das Wort «heilig» bezeichnete die theokratische Grundidee des Ganzen; das Wort «römisch» besagte, dass der herrschende geistliche Herr in Rom residirte, und die am Schluss beigefügten Worte bezeichneten die Heerespflicht der Deutschen gegenüber diesem römischen Bischof. Diese Kirchenfürsten haben nun länger als ein Jahrtausend mit den Kaisern um die weltliche Herrschaft gekämpft, und es hätte sehr wohl der Fall eintreten können, dass der Kirchenfürst den weltlichen Fürsten völlig ersetzt hätte; es ist sogar der Fall denkbar, dass diese Veränderung für das deutsche Volk segensreich gewesen wäre. Japan hat ja ein ähnliches Beispiel in unseren Tagen geboten.

Dies ist nun nicht geschehen. Papstthum und Kaiserthum haben sich gegenseitig geschädigt; beide sind wiederholt am Rand des Grabes gewesen, und es ist eine seltsame Schickung, dass diejenigen deutschen Kaiser,

welche das Papstthum vernichten konnten, statt dessen die Grundlagen ihrer eigenen Macht zerstörten.

Kaiser Wilhelm der Siegreiche hat die Erbschaft seiner Vorgänger angetreten; aber er hat aus dem vermoderten Kaisergrab nur die Kleinode entnommen, welche den Wechsel alles Irdischen überdauert hatten und aus der zerfallenden Hülle um so leuchtender hervortraten.

Deutsche Liebe, deutsche Treue, deutsche Kraft suchen wir nicht mehr im Reich der Sage; sie ist uns verkörpert in unserem verehrten Kaiser, sie ist unseren Nachkommen gesichert in seinem erlauchten Fürstenhaus.

Das heutige deutsche Kaiserreich steht nicht im Kampf mit dem Papstthum. Jeder Versuch, diesen für das deutsche Volk so verhängnissvollen alten Streit wieder entbrennen zu lassen, wird scheitern. Die Feinde des Reichs werden zwar zu aller Zeit den katholischen Kirchenfürsten zu diesem Kampf aufzustacheln suchen; aber ihre Bemühungen sind vergeblich, weil in dem neuen deutschen Kaiserreich nicht nur die wichtigsten Vorbedingungen eines möglichen Erfolgs sondern sogar der eigentliche Fechtboden fehlen.

Die um ein Gewaltiges gestiegene Durchschnittsbildung des Volks hat die Zahl derjenigen Deutschen erheblich vermindert, welche durch den Missbrauch ihres Glaubens zur Verleugnung ihrer Abstammung, zum Verath an Kaiser und Reich verleitet werden können. Die schlauesten Verführer sind heute gezwungen, den Endzweck ihres Treibens sorgfältig zu verheimlichen und sich sogar durch das Kleid des Patrioten zu schützen.

Der Gedanke an einen mit Bannbriefen gegen den Kaiser versehenen Boten erscheint zahlreichen Weltkindern unserer Zeit als ein ungeeigneter Scherz, anderen als eine belustigende Möglichkeit, dem gläubigen Vaterlandsfreund

als eine schwere Gefahr. Dem Soldaten scheint es, dass die rechtzeitig abgegebene Salve einer Rotte für alle Zeit dem Knattern ganzer Regimenter vorbeugen wird.

Die gegenwärtigen inneren Zustände der Culturvölker lassen aber die Aufnahme eines ernstgemeinten Kampfes der geistlichen Macht gegen die weltliche Macht als einen Selbstmordversuch erscheinen.

Die steigende Bildung der Massen lässt sich nicht mehr zurückhalten; der Priester muss dieser höheren Bildung Rechnung tragen, oder er verliert seinen Einfluss und wird aus einem verehrten Berather zu einem belächelten oder offen verhöhnten Gegner.

Das Nationalgefühl der Völker ist in Folge des ausserordentlich erleichterten inneren Verkehrs erstarkt. Die lange Zeit getrennten Stämme Deutschlands und Italiens haben in ihrer weit überwiegenden Mehrheit die entsetzlichen Schäden erkannt, welche aus ihrer Spaltung und Uneinigkeit hervorgingen; sie werden sich weder durch weltliche noch durch geistliche Einflüsse zu einer nochmaligen politischen Trennung bewegen lassen. Eine Priesterkaste, welche sich gegen diese gewaltige Macht offen auflehnen wollte, würde rasch beseitigt sein; eine solche Auflehnung könnte also nur unter Verhüllung des eigentlichen Ziels durchgeführt werden und würde dann scheitern an der Oeffentlichkeit des nationalen Lebens, welche den andauernden Gebrauch einer solchen Maske nicht mehr gestattet.

Das Papstthum hat aber auch ein höheres Ziel als diesen aussichtslosen selbstmörderischen Kampf. Seine feste, fast über die ganze Erde sich ausbreitende Organisation bezeichnet es als den berufensten Vorkämpfer für eine endliche Versöhnung aller Religionen.

Wenn eines Tages über einem Thor des römischen

Doms die Inschrift zu lesen wäre: «Wir suchen alle die Gnade unseres Schöpfers, die ewige Wahrheit», wenn dann ein Rabbiner dem Christenfürsten sagen würde: «Ich erkenne jetzt das fleckenlose Bild, ja es war der Messias», wenn katholische Prälaten mit herzlichem Gruss buddhistische, mohammedanische Oberhirten empfangen und gemeinsame Massregeln für das Seelenheil der Erdenbewohner berathen würden, dann möchte wohl auch der verhärtetste Atheist vor solcher Hoheit willig sich beugen, selbst wenn er im Innern nicht bekehrt wäre. Die Einheit des Wissens würde von der Einheit des Glaubens nicht gestört werden.

Wenn aber statt einer solchen gemeinsamen Arbeit die selbst in der geistigen Nacht früherer Jahrhunderte allen hochentwickelten Köpfen Abscheu einflössende Zwietracht der einzelnen Kirchen während der modernen Völkerwanderung fort dauert, so führt dies zum völligen Verfall jedes Glaubens und nimmt dem Menschen die alle Leiden lindernde, über das Grab hinüberreichende Hoffnung, wohl sein höchstes Gut.

Als treue Verbündete der Regierungen, als eifrige Förderer der Wissenschaft haben die Kirchengemeinschaften einen ehrenvollen Platz in den modernen Culturstaaten; als Feinde der weltlichen Gewalt, als Feinde des geregelten geistigen Fortschritts wirken sie dem Streben und den Interessen der Völker entgegen und graben sich selbst ihr Grab.

Die Franzosen sind in Bezug auf ihre kirchlichen Einrichtungen einheitlicher und somit machtvoller organisirt als die Deutschen; indessen können sie hieraus keinen grossen Nutzen ziehen, weil das kirchliche Leben im grossen Ganzen in Frankreich ein minder lebhaftes ist als in Deutschland. Das militärische Gewicht des Glaubens

dürfte daher in beiden Heeren ein gleich hohes sein, vielleicht überwiegt sogar dieses Gewicht auf deutscher Seite.

Vergleicht man nun die Franzosen und Deutschen in Bezug auf den Einfluss, welchen die Organisation ihrer weltlichen Spitze auf die Begeisterung ihrer Heere äussern wird, so sieht man aus sehr verschiedenartigem Untergrund ähnliche Resultate hervortreten.

Die lange Einigung der verschiedenen, einst einander feindlichen französischen Stämme, ihre gemeinsame Prüfung in schweren inneren und äusseren Kämpfen haben den idealen Begriff des Vaterlands rein und leuchtend hervortreten lassen. Das Interesse des Vaterlands überwiegt alle Einzelinteressen; es steht über den Ansprüchen eines Jeden, über denen aller weltlichen oder geistlichen Körperschaften. Der französische Soldat findet somit einen mächtigen Antrieb in diesem schönen Ideal seines Vaterlands. Die Wirkung dieses Ideals wird aber abgeschwächt durch die lebhaften und vielfach rücksichtslosen Kämpfe der politischen Parteien. Die ideale Gallia trägt verschiedene Banner. Während hinter der ruhmreichen Tricolore die Lilien noch hervorleuchten, sucht man beide durch die internationale rothe Fahne zu ersetzen.

Wer kann Angesichts der Geschichte der letzten hundert Jahre, Angesichts der Processacten des Marschalls Bazaine und der niedergebrannten Tuilerien ableugnen, dass diese verschiedenen Banner eine Schwächung der Wehrkraft Frankreichs bedeuten?

Trotz dessen wiederhole ich aber, dass das französische Heer immer einig sein wird, wenn es gilt, gegen uns zu fechten, dass der Begriff des Vaterlands allen Theilen dieses Heeres ein sicherer, zweifelloser ist, und dass daher alle Franzosen begeistert für dieses schöne Ideal eintreten werden.

Haben wir einen gleich sicheren Begriff entgegenzustellen?

Was ist des Deutschen Vaterland?

Die Antwort ist nicht so leicht als in Frankreich. Der Dichter findet sich zwar ohne Schwierigkeit mit der Sache ab; der Diplomat sieht auf die äusseren Landesgrenzen des deutschen Kaiserreichs und zählt die Armee-Corps, welche sich nach dem Befehl des Kaisers bewegen. Ich möchte mich aber hier durch das Panzerhemd der hehren Germania nicht täuschen lassen; ich möchte die deutschen Herzen zählen und wägen, und zu diesem Zweck ist es nöthig, mehr in das Einzelne einzugehen.

Die deutsche Kleinstaaterei ist bisher der Fluch der Deutschen gewesen.

Die Zersplitterung des gewaltigen deutschen Volks hat dessen Kraft seit den ältesten Zeiten gelähmt, in den letzten Jahrhunderten völlig gebrochen. In zahllosen inneren Kämpfen hat sich dieses starke Volk so verzehrt, dass seine Bedeutung den anderen Völkern gegenüber zu einem lächerlichen Schatten herabgesunken war.

Die inneren Kämpfe sind von dem Ausland genährt worden. Kaum eines der europäischen Völker hat sich nicht bei dieser zerstörenden Arbeit betheiligt, und fast alle haben in dem vaterlandsverrätherischen Treiben deutscher Kleinstaaten wirksame Hebel für die Vernichtung deutscher Macht, für die Beschimpfung des deutschen Namens, für die Abtödtung des deutschen National-Gedankens gefunden.

Es würde ein lehrreiches Bild für die deutschen Particularisten abgeben, wenn ein Geschichtsforscher eine übersichtliche Reihe von Karten Deutschlands herausgeben wollte, welche deutlich erkennen liessen, welche deutschen Länder Provinzen oder Vasallen-Staaten des Auslands

gewesen sind. In den Vorzimmern der Schlösser findet man zwar den Gothaischen Hofkalender zu nützlichem Zeitvertreib, aber wohl selten ein gutes Geschichtswerk, und das wäre doch noch nützlicher. Der Mensch vergisst ja so leicht. Er baut seine Weinberge dicht an einen Krater, der seiner Eltern Habe verbrannt hat; er zimmert seine Mühle an derselben Stelle wieder auf, wo sein Bruder im reissenden Strom versank.

Man muss dem kurzen Gedächtniss der Menschen von Zeit zu Zeit zu Hülfe kommen.

Als Ausgangspunkt für jene Kartenreihe dürfte die Theilung des Frankenreichs zu wählen sein, und man müsste auch Frankreich mit berücksichtigen — nicht allein aus Interesse für dieses uns nah angehende Land, sondern auch um zu verhüten, dass die Franzosen wegen unserer traurigen Landkarten allzu stolz würden. — Wir haben bisher, trotz aller Liebe für unsere Jungfrauen, meines Wissens noch keine als Vorkämpfer in den Schlachten verwendet.

Es hat eines französischen Kaisers bedurft, um in dem wüsten Wirrwarr der deutschen Kleinstaaterei einige Ordnung zu schaffen. Freilich that er dies nicht, um dem zertretenen Nachbarvolk zu nützen, sondern nur um die unterworfenen deutschen Länder zu lebensfähigen Provinzen Frankreichs zu gestalten, um die übrig bleibenden deutschen Kleinstaaten so zu stärken, dass sie für alle Zeiten über dem behaglichen Nest des Zaunkönigs den sturmumbrausten Horst des Adlers vergessen möchten, dass sie für alle Zeiten genügende Kraft hätten, sich gegenseitig um so gründlicher zu zerreißen, um so tiefer in den Staub zu ziehen.

Der wahrhaft gebildete Deutsche kennt diese vom französischen Standpunkt aus grossartigen Leistungen, er

kennt das zufriedene Händereiben des Corsen, als dieses Werk vollbracht war. Der geniale Franzose konnte wohl hoffen, den dummen Deutschen für immer eingesargt zu haben.

Aber dieser Schimpf war zu gross. Er wurde zwar in manchem Fürstenschloss nicht empfunden — mancher deutsche Bürger hielt sein Selbstgefühl unter französischer Herrschaft für besser gewahrt, als es bisher in einem deutschen Duodezstaat möglich gewesen war — mancher Bauer sah sich unter französischer Verwaltung weniger ausgeplündert — ja sogar mancher hochgebildete Deutsche hielt die französischen Gesetze, die französischen Anschauungen für weit besser als die Fäulniss des an einer entsetzlichen Krankheit verstorbenen römisch-deutschen Reichs. In den Herzen der Deutschen war das «*finis Germaniæ*» eingeschrieben. «Rüttelt nur an euern Ketten; der Mann ist euch zu gross» — sagte dies nicht einer unserer Geisterfürsten?

Der Hochmuths-Wahnsinn Napoleons I. rettete Deutschland. Hinter dem verblassenden Bild des aus eigener Kraft emporgestiegenen Volkshelden erschienen in geisterhaftem Licht die Heldengestalten des alten deutschen Kaiserreichs. Im Kampf gegen den französischen Titanen erkannte manche deutsche bürgerliche Schlafmütze, mancher dickbezopfte Hofmarschall, dass die deutsche Uneinigkeit eine Dummheit sei; dass sie eine Schmach, eine Sünde sei, hat man erst später gefunden; dass die deutsche Uneinigkeit einen Vaterlands-Verrath bedeutet, dass Vaterlands-Verräther kurzer Hand beseitigt werden müssen, wissen wir erst seit 1871. Wir hatten es Jahrhunderte lang vergessen.

Nach diesen Vordersätzen hat diese Studie eine wichtige Aufgabe zu lösen. Sie hat zu untersuchen, welchen

Einfluss die deutsche Kleinstaaterei in der heute gesetzlich bestehenden Form auf die militärische Leistungsfähigkeit des deutschen Kaiserreichs ausübt.

Diese Aufgabe ist wichtig, weil die inneren deutschen Landesgrenzen noch heute einen Gegenstand der Sorge für den deutschen Patrioten, einen Gegenstand der Hoffnung für alle Feinde Deutschlands bilden.

Vor einigen Jahren sagte Fürst Bismarck, der berufenste Richter dieser Zustände, dass die Einheit des deutschen Volks weit weniger durch seine Vertretung im Reichstag als durch die fest zusammenstehenden deutschen Fürsten gesichert sei. Dieses seitdem mehrfach durch thatsächliche Beweise unterstützte Urtheil kann als eine nützliche Leuchte dienen.

Die heutige Zeit hat durch ihren hoch gesteigerten materiellen und geistigen Verkehr zur Geltendmachung aller Interessen geführt.

Alle Culturstaaten, die grösseren und kleineren Gemeinwesen dieser Staaten, die einzelnen Personen dieser Gemeinwesen haben früher unbekannte Mittel gefunden, ihre Einzelinteressen richtiger zu beurtheilen und sie zur Geltung zu bringen. Der Kampf der Interessen ist daher ein sehr lebhafter geworden und wird ebenso wohl in Conferenzen der Grossmächte, in Parlamenten, Gemeinderaths-sitzungen als in freien Vereinigungen der Gelehrten, der Gewerbtreibenden, der Arbeiter u. s. w. ausgetragen.

Dieser Interessen-Kampf ist an sich ein völlig berechtigter; er kann aber durch Missverstehen der Interessen, durch Ueberhebung einzelner Parteien zu einer Gefahr für den Frieden werden; er kann zum äusseren Krieg führen, wenn es sich um Staaten handelt, — zum inneren Krieg, wenn Theile eines Staates einander gegenüber treten.

In dem alten deutschen Kaiserreich war es Regel, dass

räumlich abgegrenzte Gemeinwesen gegen einander kämpften; in dem neuen deutschen Kaiserreich kämpfen Parteien jeder Art, welche mit den Landes- oder Provinzial-Grenzen meistens gar Nichts zu thun haben. Früher schlug man am liebsten mit der Streitaxt auf den Anderen ein, jetzt kämpft man mit der minder tödlichen Feder und der noch unschuldigeren Zunge.

Die auf dem angedeuteten weiten Gebiet sich abspielenden Kämpfe haben die Bedeutung der Landesgrenzen erheblich vermindert; die unbesiegbaren Revolutionäre, Locomotive und Telegraph, haben dieselben Grenzen in einem so hässlichen Licht erscheinen lassen, dass alle diejenigen, welche ein Interesse an ihrer Erhaltung haben, dieses hässliche Licht möglichst abschwächen müssen. Dies gilt ganz besonders für das von allerlei Völkerstrassen durchzogene Deutschland.

In dieser Thatsache liegt eine wichtige Bürgschaft für die fortan sehr eng begrenzte Bedeutung, für die Unschädlichkeit der inneren Landesgrenzen des neuen deutschen Kaiserreichs.

Die aus der deutschen Geschichte wie aus dem neuerlichen Verhalten des Reichstags weltbekannte Oppositionslust des Deutschen, seine Neigung, die eigene Meinung über die jedes Anderen zu stellen, lässt nun unsere Feinde hoffen, dass der deutsche Reichstag bis zu der Rolle des einstigen polnischen Reichstags aufgestachelt werden könnte, und dass er auf solchem Wege den ersehnten Ruin unseres Vaterlands herbeiführen könnte¹. Ein Erfolg solcher

1. Ein französischer Redner sprach vor Kurzem in einer einflussreichen Versammlung offen aus, dass ihm die Republikaner aller Länder näher ständen als seine monarchisch gesinnten Landsleute. Bei der hohen Vaterlandsliebe der Franzosen ist dies nur ein Lockruf. Er ist zwar auch an romanische und slavische Ohren gerichtet, doch nach Lage der Sache vorwiegend auf germanische Einfalt berechnet.

Bemühungen ist aber ausgeschlossen durch die bereits im I. Theil dieser Studie berührte Hausmacht des Kaisers. Die Ueberlieferungen des hohen Fürstengeschlechts der Hohenzollern bieten eine mehr als ausreichende Bürgschaft dafür, dass diese gewaltige Macht in jeder bedenklichen Lage unseres Vaterlandes schneidig eingesetzt werden wird. Sie genügt für alle denkbaren Fälle.

Der Fall, welcher allen unseren Feinden, besonders aber den Franzosen als der wahrscheinlichste und nützlichste vorschwebt, dass ein Gegensatz zwischen einzelnen deutschen Stämmen wie in früheren Zeiten bis zum Verath an dem gemeinsamen grossen Vaterland anwachsen könnte, dieser Fall ist ausgeschlossen. Die Verirrungen Einzelner können kein Unheil mehr stiften. Wenn man auch meint, dass Viele von uns in dieser Richtung noch in den Kinderschuhen stecken, so gilt auch für diese alle der Satz: «Gebrannte Kinder scheuen das Feuer», und wir sind bis auf die Knochen gebrannt worden.

Es ist vergebliche Mühe, die Preussen gegen die Sachsen, die Norddeutschen gegen die Süddeutschen auszuspielen zu wollen, unnützes Spielzeug für die Diplomaten, harmlose Neckerei für die Schriftsteller. Wenn wir uns auch nach alter deutscher Weise schelten, dem Ausland gegenüber sind auch wir einig.

Die Feinde ringsum fördern zudem durch ihre Angriffe unser Nationalgefühl. Sie halten uns die Sünden unserer Väter vor Augen, indem sie deutsche Länder beanspruchen; sie nöthigen uns, unsere Schwerter zu schleifen, wenn wir vertrauensselig eine Friedenspfeife anzünden möchten.

Hoffentlich dauert das Säbelgerassel an unseren Grenzen so lange, bis alle die alten Kirchthurmspolitiker sich zu ihren Vätern versammelt haben. Das junge Deutschland rechnet mit grösseren Zahlen; es verfolgt höhere Ziele,

als sie in dem zerrütteten alten Reich erstrebt werden konnten. In diesem jungen Deutschland ist kein Verräther an Kaiser und Reich denkbar; dann wird auch das Ausland seine Bemühungen, die Deutschen gegen einander zu hetzen, aufgeben.

Nachdem ich die Unschädlichkeit der Kleinstaaterie auseinandergesetzt habe, werde ich nun ihren Nutzen beweisen.

Ein jedes Volk formt sich seine Regierung nach seiner Eigenart, nach seinen Bedürfnissen. Dies gilt natürlich nicht in dem Sinn, dass die Gesetze und Einrichtungen jeder Schwankung der öffentlichen Meinung Rechnung tragen müssten — sie werden im Gegentheil häufig, namentlich aber in unserer nervösen, wechselvollen Zeit, den festen Wall zu bilden haben, an welchem irrige Strömungen sich brechen. Es trifft aber zu, wenn man die Geschichte eines grossen Volks während eines Jahrtausends oder mehrerer Jahrtausende betrachtet.

Das deutsche Volk hat nun nach Ausweis seiner Geschichte ein lebhaftes Bedürfniss nach kleinen Gemeinwesen und gleichzeitig einen ebenso ausgesprochenen Trieb nach Ueberschreitung dieser engen Grenzen — eine Art von Wandertrieb, von Weltbürgerthum. Der übergrosse Hang zur Selbständigkeit, die Zähigkeit und Oppositionslust haben einen noch grösseren Antheil an den spiessbürgerlichen Anschauungen und der Kirchthurmspolitik der deutschen Stämme gehabt als der schon von den Römern beobachtete Sinn für Familienleben. Die viele Gegensätze und Widersprüche einschliessende Eigenart der Deutschen fordert scharf ausgeprägte kleinere Gemeinwesen; sie gestattet nicht wohl eine einzige Schablone der Volkssitten und somit der Regierungsform. Das grosse Heim der Deutschen muss diesem Bedürfniss Rechnung tragen, und es thut dies im vollsten Masse. Ob die einzelnen deutschen

Stämme eine monarchische oder eine republikanische Regierungsform haben, ob sie nach der einen oder der anderen Façon selig werden, ist für die Einzelstaaten von entscheidender Wichtigkeit; für die Reichsregierung sind dies Fragen zweiter Ordnung. Unter den gewaltigen Fittigen des deutschen Reichsadlers hat Vieles und sehr Verschiedenes sicheren Platz.

Die heutige Organisation des deutschen Volks ist gerade deshalb so zweckmässig, weil den Einzelstaaten volle Freiheit auf allen Gebieten gelassen ist, welche nicht nothwendig eine gleichmässige Behandlung fordern.

Die Vertretung nach aussen steht vernünftiger Weise allein dem Reich zu; das Fundament dieser Vertretung ist die Wehrkraft des Reichs, sein Heer, seine Flotte. Es ist bereits hervorgehoben, dass die Einzelstaaten in ihren Grössen-Verhältnissen wie in ihrer räumlichen Vertheilung der militärischen Organisation des deutschen Volks Schwierigkeiten bereiten, welche in Frankreich nicht hervortreten; doch sind dieselben nicht unüberwindlich, und die schwersten Schäden sind durch besondere Verträge längst beseitigt.

Der Krieg von 1870/71 giebt einen allgemeinen Anhalt für die militärische Leistungsfähigkeit des Deutschen Reichs; er zeigt insbesondere, welche gewaltige moralische Kraft in dem Wetteifer der deutschen Stämme ruht. In jenem Krieg bestanden aber noch manche störende Zustände, wie z. B. Verschiedenartigkeit der Gradabzeichen, Abweichungen in der Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung, welche seitdem beseitigt worden sind. Jener Wetteifer wird nun ein gesicherteres Feld für seine umfassende Wirksamkeit finden; wir werden allezeit um so mehr leisten, je verschiedener die heimathlichen Gaue der neben einander kämpfenden Truppen sind.

Als das alte deutsche Reich ein bemitleidenswerther Schatten geworden war, zeigten einzelne Stämme tüchtige Leistungen auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Arbeit. Es ist nützlich, diese Ueberlieferungen zu erhalten, sie für die Grösse des nunmehr geeinten Vaterlands zu verwerthen. Selbst die Namen, welche das feindliche Ausland verliehen hat, sind uns schliesslich lieb geworden; sie sind uns gleichzeitig eine Freude und eine Warnung. Den einzelnen deutschen Stämmen gereicht es zum Ruhm, die Errungenschaften der Vorfahren zu ehren, ob sie auf blutiger Wahlstatt oder auf friedlichen Kampfplätzen erstritten wurden.

Die Entstehung der Einzelstaaten hat das deutsche Volk vor der Centralisation bewahrt, welche für Frankreich so verhängnissvoll geworden ist. Wir haben zahlreiche Städte, welche die höchste Blüthe der Künste und Wissenschaften aufweisen, weil alle Vorbedingungen hierfür dort gegeben sind; da einzelne mit Athen verglichen werden, ist nur zu bedauern, dass nicht andere Sparta an die Seite gestellt werden können.

In verschiedenen Staaten herrscht eine so musterhafte Verwaltung, dass alle berechtigten Ansprüche der Bevölkerung ohne Staatsschulden befriedigt worden sind; in keinem Einzelstaat ist die Verwaltung eine unbefriedigende.

V.

Der Zeitpunkt des Kriegs.

Der nächste deutsch-französische Krieg kann von jedem der beiden Völker eingeleitet werden. Es ist unrichtig, zu behaupten, dass die Gründe nur auf französischer Seite liegen könnten. Die Friedensliebe des deutschen Volks ist keine unbedingte; die Schlafmütze und der Helm hängen da häufig an demselben Gerüst.

Wer von den Germanen behaupten wollte, dass sie in allen Fällen friedliche Leute wären, müsste die Geschichte der Erde mit einer merkwürdigen Brille gelesen haben. Völker ändern sich aber nicht wie einzelne Menschen, «auch hat noch kein Zeitraum so sehr den unmittelbar vorhergehenden übertroffen, dass er einen ganz vollkommenen Wandel herbeigeführt hätte. . . .»

Wir haben uns seit vielen Jahrhunderten unter einander bekämpft. Unsere Kräfte sind in brudermörderischen Kriegen und in elenden diplomatischen Zänkereien verbraucht worden. Nach entsetzlichen Prüfungen sind aber unsere einzelnen Stämme zu der Einsicht gekommen, dass die Politik der Kirchthürme und Ritterburgen in dem heutigen Europa keine Berechtigung mehr hat, dass der einzelne deutsche Stamm nur wählen kann zwischen der öfter von ihm gekosteten Fremdherrschaft oder der Unterordnung unter das nationale Banner des Kaisers. Diese Wahl ist für die weit überwiegende Masse der Deutschen nicht mehr zweifelhaft. Wer sich offen gegen den deutschen National-Gedanken auflehnen wollte, würde nicht

nur das mächtige Schwert des Kaisers sich gegenüber finden; er würde auch durch das deutsche Volk selbst gerichtet werden. Die Ränke der Reichsfeinde können nie mehr schaden — sie stärken den Arm der hehren Germania — offene Versuche der Auflehnung können nirgends gewagt werden.

Unsere Kräfte sind nach aussen verfügbar; wir sind zum Kampf bereit — auch in unseren Herzen.

Die heutigen Verhältnisse des deutschen Volks machen ihm aber den Frieden wünschenswerther, als dies in früheren Zeiten der Fall war. Es bedarf eines mächtigen Antriebs, um alle berechtigten Friedens-Interessen zu überwinden, und man kann wohl sagen, dass ohne eine an Zwang streifende Anregung von aussen dies überhaupt nicht denkbar sei. An solchen Anregungen hat es aber von Frankreich her seit drei Jahrhunderten nicht gefehlt.

Die unaufhörlichen Angriffe der Franzosen haben in manchen Kreisen des deutschen Volks den Glauben hervorgerufen, dass zwischen diesen beiden Nationen ewige Feindschaft herrschen müsste. Wir können nicht ableugnen, dass die Franzosen als «Erbfeinde» bezeichnet werden; aber wir zählen — namentlich unter den gebildeten Classen — sehr Viele, welche dies im Interesse beider Völker tief bedauern und eine Aenderung gern anstreben würden. Man muss auch hervorheben, dass jener Bezeichnung eine mehr passive als active Bedeutung beigelegt wird: wir sind daran gewöhnt, von den Franzosen angegriffen zu werden, nicht aber daran, dieselben anzugreifen. Es wird daher, selbst wenn der nächste deutsch-französische Krieg von den Deutschen eröffnet werden sollte, die treibende Ursache auf französischer Seite liegen. Wir haben keinen Grund, freiwillig in diesen Kampf

einzutreten. Wir halten sogar einen von uns siegreich durchgeführten Krieg für ein den deutschen Interessen sehr schädliches Ereigniss.

Es scheint aber, als ob wir zu diesem Krieg und sogar zu der Kriegserklärung gezwungen werden sollten.

Die treibenden Ursachen, welche einen grossen Theil der Franzosen veranlassen, eine Kriegserklärung des Deutschen Reichs herbeizuführen oder bei unerschütterlichem Gleichmuth des Gegners schliesslich selbst zu einer solchen Erklärung vorzuschreiten, sind schon erwähnt worden; doch müssen sie hier noch einmal berührt werden.

Der vor 300 Jahren von den Franzosen eröffnete Grenzstreit tritt noch heute am schärfsten hervor, weil er einen augenscheinlichen, greifbaren Hintergrund hat, der leider nicht zu beseitigen ist.

Wollten wir z. B. den Franzosen freiwillig Metz geben, so würden sie uns für Narren halten und das Elsass verlangen; und wenn die deutschen Socialdemokraten ihren französischen Brüdern auch das Elsass gegeben hätten, so würde die Rheingrenze und schliesslich das Protectorat über sämtliche deutsche Republiken verlangt werden. Der Grenzstreit könnte auf diesem Wege nie zum Ende kommen.

Bei der jetzigen Lage der Grenze ist die deutsche Bevölkerung Elsass-Lothringens zu der schweren Aufgabe berufen, eine vermittelnde Stellung zwischen den beiden Nationen einzunehmen, die Gegensätze zu mildern, welche zwischen denselben bestehen. Ohne die von der französischen Kriegspartei ausgehenden Störungen würde diese Aufgabe in wenigen Jahrzehnten gelöst sein, weil die auf beiden Rheinufern wohnenden Allemannen einen sehr geeigneten Uebergang zu den übrigen deutschen Stämmen

bilden. Dieser Uebergang würde durch die nach Ost und West gerichteten verwandtschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen vieler elsässischen Familien rasch verbreitert werden. Die Franzosen fühlen zudem naturgemäss weniger Hass gegen die kleineren deutschen Stämme, welche einst ihre Verbündeten oder ihre Vasallen waren, und von denen sie hoffen, dass sie früher oder später vereinzelt dem französischen Einfluss wieder werden zugänglich gemacht werden. Von dieser Hoffnung können die Franzosen sich nicht trennen. Ohne diese Hoffnung würden auch heute die deutschfeindlichen Parteien minder zuversichtlich auftreten. Solange die republikanische Regierungsform in Frankreich aufrecht erhalten wird, finden dieselben an der Freiheitsgöttin einen nicht zu unterschätzenden Verbündeten. In einem monarchischen Frankreich würde der Grenzstreit an Macht verlieren.

Der Wunsch, die Grenze nach Osten vorzuschieben, fällt vielfach zusammen mit dem Wunsch, dem Streben nach der *prépondérance* in Europa. Diese Sehnsucht ist für uns Deutsche schwer begreiflich, da wir in dieser Richtung einst sehr üble Erfahrungen gemacht haben. Der Dirigent des sogenannten europäischen Concerts hat noch niemals durchgebildete Musiker von hoher Begabung und gutem Willen zu leiten gehabt — die Concertstücke sind denn auch dem entsprechend ausgefallen. Oft haben die niedrigsten Leidenschaften der Menschen da Ausdruck gefunden, und sie haben tief nach unten die Gefühle der Treue, der Wahrhaftigkeit, der Ehre untergraben. Wenn man von den Diplomaten mit Recht sagen könnte, dass die Sprache ihnen nur dazu diene, die Wahrheit zu verbergen, so wäre dies ein noch schwerer wiegender Beweis für die niedrige Moral unserer Zeit als die Mordanschläge der Anarchisten. Wenn Grossstaaten Verträge nicht halten,

wie kann man Treue von den einzelnen Menschen erwarten? Ist die Ehrlichkeit nur Sache der kleinen Leute? Nach oben blickend sucht man die edleren Vorbilder, aber freilich hat man zu allen Zeiten nur einzelne gefunden.

Im Interesse Deutschlands muss man bedauern, dass die geographische Lage dieses Landes eine ununterbrochene enge Fühlung mit den übrigen Mächten Europas zur unabweislichen Folge hat. Es wäre sehr viel angenehmer, auf einer besonderen Insel oder doch Halbinsel zu lagern und dem Zank der Anderen von fern zuzusehen. Eine gute Streitaxt müsste freilich auch da zur Hand sein.

Leider hat die Geschichte Europas noch keine sichere Reihenfolge für den Wechsel in der Leitung dieses seltsamen Concerts eingeführt; man hätte sonst Aussicht, jeden Staat zur Uebernahme dieser Rolle verurtheilen zu können — der Reihe nach — etwa so, wie es die Franzosen mit ihren Minister-Präsidenten machen.

Wenn es doch der fortschreitenden Wissenschaft gelingen könnte, den flüchtigen, giftigen Dunst der «*prépondérance*» zu desinficiren und in ein wägbares Gas umzuwandeln, wie gern würden wir den Franzosen ihren reichlichen Antheil zuwiegen!

Als dritter Hauptgrund des nächsten deutsch-französischen Kriegs wirkt der Wunsch der Franzosen nach «*revanche*».

Dieses Gefühl hat eine gewisse Berechtigung. Die Natur kennt den Grundzug desselben als ein Fundamentalgesetz. Wir finden in der materiellen Welt den vom Ambos zurückspringenden Hammer, in den edelsten Religionen den Gedanken der Wiedervergeltung, in der Gesetzgebung der Völker den Begriff der Sühne, der Strafe.

In der Nachbarschaft Frankreichs finden wir die vendetta, die Blutrache.

Wären die Franzosen gute Christen, so könnte man ihnen die Lehren des Heilands vorhalten, nach welchen sie verzeihen müssten, wenn wir wirklich unrecht an ihnen gehandelt hätten — sie machen aber wie manche Andere von der Religion nur Gebrauch, wenn dieselbe ihren Interessen dient — wir dürfen ihnen damit nicht kommen.

Wären die Franzosen geschichtskundig, so könnten wir erwarten, dass sie in Sedan eine spät und erst auf ihren eigenen Befehl hin erfolgte «revanche» für Jena finden müssten — denn das Vorgehen des verbündeten Europas gegen ein durch zwanzigjährige Kriege erschöpftes Volk hat wohl Niemand als eine solche angesehen. — Die Franzosen kennen aber die Geschichte nur so weit, als sie mit ihr einverstanden sind; sie wissen nicht, dass wir von ihren Vätern und Grossvätern in unerhörter Weise bedrückt und ausgeplündert worden sind, dass die fünf Milliarden von 1871 einem abgelegten Ballkleid verglichen werden können, wenn die Erpressungen von 1806 bis 1812 als das Wegnehmen des einzigen Rocks bezeichnet werden.

Es ist also wenig Aussicht, die Franzosen von der Unrichtigkeit ihrer Revanche-Idee zu überzeugen.

Die rasch verrinnende Zeit würde aber diese hässlichen Gedanken allmählich zurückdrängen, wenn nicht eine grössere Zahl von Franzosen die Aufreizung gegen die Deutschen zu ihrem Lebensberuf gemacht hätte. Es giebt Literaten, welche nur von der Revanche leben, Reisende, die nur wegen der Revanche gute Geschäfte machen, Staatsmänner, die auf dem Sockel der Revanche paradiren. Ein Theil dieser Männer meint es ernst und sucht nach einer Gelegenheit, um unter günstigen Bedingungen zu schlagen; andere wollen nur das erwärmende Revanchefeu verwerthen, sie wollen ihre nährende Kuh nicht schlachten,

schreien aber des bösen Gewissens wegen am lautesten. Wer kann sie unterscheiden? — Ausserdem giebt es viele, welche den neuen Kampf als ein sehr anziehendes Schauspiel mit Ungeduld erwarten, und endlich die schon mehrfach erwähnten *tertii gaudentes*, welchen dieses Schauspiel nicht nur Freude sondern auch reiche Beute bringen wird.

An hervorragender Stelle ist das leicht erregbare Frankreich in dieser Richtung mit einem Dampfkessel verglichen worden, welcher ohne Sicherheitsventil auf patriotische und unpatriotische Weise, in nationaler und internationaler Manier gut angeheizt erhalten wird, bis irgend ein — vielleicht ausserhalb jeder Berechnung liegender — Zufall das Zerspringen herbeiführt. Es sind indessen Schlüsse auf vorwiegend militärischer Unterlage möglich, welche die Unbestimmtheit des gesuchten Zeitpunkts einschränken. Diesen müssen einige allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt werden.

Frankreich schlägt nicht los, solange es nicht unter günstigen Bedingungen schlagen kann, solange es keine Aussicht auf Erfolg hat. Wie verblendet auch Einzelne sein mögen, sie können von ihren zahlreichen, urtheilsfähigen Landsleuten so lange vom Kampf zurückgehalten werden, als nicht der Glaube an die vergleichsweise Ueberlegenheit der französischen Waffen allgemeine Verbreitung gefunden hat. Unter diesem Gesichtspunkt ist das hier betrachtete Werk *«Avant la bataille»* von hoher Bedeutung. Man kannte und billigte seinen Zweck, nicht aber sein verfrühtes Erscheinen. Man war ja noch nicht fertig; man ist auch heute noch nicht fertig.

In den ritterlich gesinnten Kreisen der französischen Nation herrscht der Wunsch nach einem Duell der beiden Völker, nach einem Sieg ohne Bundesgenossen; man möchte

den Begriff der Revanche rein erhalten. Mit diesem Ziel vor Augen ist die Neuorganisation des gewaltigen Heeres durchgeführt worden. Der häufige Wechsel in der Person des Kriegsministers hat diese langwierige Arbeit im Ganzen wenig beirrt, weil das klar vorgezeichnete Ziel Allen wohlbekannt und allgemein ersehnt war; die Ueberlieferung wurde in allen Bureaux erhalten, der leitende rothe Faden ist nie durchschnitten worden. Eine an erster Stelle andauernd thätige, klare und feste Persönlichkeit würde manche Irrthümer vermieden, manches Gute früher vollendet haben; in der Hauptsache ist aber die Arbeit unablässig vorgeschritten.

Die volle Wirksamkeit des von den ersten französischen Generalen in den Jahren 1871 und 1872 entworfenen und seitdem durchgeführten Reorganisationsplans der französischen Armee tritt mit dem Jahr 1890 ein; der in den letzten Jahren vor diesem Zeitpunkt noch bestehende Ausfall an Mannschaften und Reserve-Offizieren trifft aber nur ältere Jahrgänge der Territorial-Armee, nahezu vierzigjährige Leute, die für den Feldkrieg ohnehin nicht mehr in Frage kommen. In Bezug auf die Menschenmasse ist man also fertig, und dies hat zu dem verfrühten Kriegslied des *«Avant la bataille»* geführt. In den massgebenden Kreisen der französischen Generalität sind aber inzwischen Zweifel entstanden, ob die Ueberlegenheit ihres Landheers in dem anfänglich aufgestellten Rahmen werde erreicht werden können. Man hatte keine Mühe und keine Kosten gescheut, um alle Verhältnisse des deutschen Heers zu ergründen¹, und man konnte also auch beurtheilen, in

1. Um dies zu erkennen, bedarf es keiner Aufklärung aus den gegen französische Spione geführten Untersuchungen; es genügt der Wiederschein unserer Einrichtungen im französischen Heerwesen.

welchem erheblichen Masse die verfügbaren feindlichen Streitkräfte zugenommen hatten.

Ausserdem konnte aber nicht verkannt werden, dass bei diesem neuen Kampf das todte Material des deutschen Heers in mehrfacher Beziehung sich überlegen zeigen würde¹.

Es besteht daher zur Zeit in den leitenden Militärkreisen keine Neigung zum sofortigen Losbrechen; man würde ein Duell unter den jetzt vorliegenden Verhältnissen nur sehr ungern aufnehmen. Die von dem jetzigen Kriegsminister General Boulanger eingeleitete Umbildung des Heerwesens erstrebt im grossen Ganzen ein sehr hohes, aber sehr weit liegendes Ziel; sie lässt nicht auf einen für dieses oder das nächste Jahr beabsichtigten Krieg schliessen; sie hat die Erziehung des ganzen Volkes für kriegerische Zwecke im Auge und kann in ferner Zukunft zu gewaltigen Leistungen führen. Ein Theil der Neubildungen schliesst aber unmittelbar an die Revanche-Traditionen an und stimmt in Betreff des Zeitpunktes der völligen Wirksamkeit mit dem 1871 von Chanzy entworfenen allge-

1. Die Repetirgewehrfrage ist bereits erwähnt. In Betreff der neuen Sprengstoffe sei noch angeführt, dass die französischen Feuerwerker das mit grossen Kosten hergestellte Melinit noch nicht beherrschen. Die in Laon, La Fère etc. vorgekommenen Unglücksfälle konnten auf Rechnung der gefährlichen Vorversuche gestellt werden. Der neuerdings in Belfort eingetretene Unfall beweist aber, dass das Melinit im Krieg leicht mehr Franzosen als Deutsche tödten wird.

Am 10. März 1887 explodirte Melinit in einem Holzschuppen nahe dem Zeughaus von Belfort, wo 22 cm-Granaten mit Melinit-Röhren gefüllt wurden. Man weiss nicht, ob eine der Pfannen, in welchen der Sprengstoff erwärmt und flüssig gemacht wurde, zuerst explodirt ist, oder eine der Granaten, in welche die gefüllten Stahlröhren eingesetzt wurden. Die Explosion verletzte sämtliche an der Arbeitsstelle befindlichen Artilleristen (18) grossentheils tödlich. Die Körper der dicht neben der explodirenden Masse befindlichen Feuerwerker waren nicht so stark zerstört, als man nach den früher veröffentlichten Angaben über die Wirkung einer solchen Menge von Melinit hätte erwarten müssen.

meinen Revancheplan überein. Es sind dies die Neubildungen der Jägerregimenter u. s. w. Die in den Offiziercorps, noch mehr aber in den Unteroffiziercorps eingetretenen Störungen werden im Jahr 1890 überwunden sein. Der Uebergang von der fünfjährigen zur dreijährigen Dienstzeit und der Wegfall der bisher zahlreichen Ausnahmen und Befreiungen von der Militär-Dienstpflicht üben in dieser Sache einen erheblichen Einfluss. Die Herabsetzung der Dienstzeit erschwert die Ergänzung der Unteroffiziercorps und gefährdet deren Leistungsfähigkeit; die ausnahmslose Ausdehnung der Dienstpflicht auf die wohlhabenderen und gebildeteren Classen betheiligt die einflussreicheren Theile der Bevölkerung mehr an den Menschenopfern des Kriegs, erhöht den Einsatz bei dem gewagten Spiel. Die Neigung, ohne zwingenden Grund grössere Kriege zu führen, wird somit später in Frankreich abnehmen.

Ein weiteres Hinausschieben des nächsten deutsch-französischen Kriegs wird von den kampflustigen Parteien für bedenklich gehalten, weil die ganze Revanche-Angelegenheit vielen Franzosen schon langweilig zu werden anfängt, und weil die Nutzlosigkeit der schweren Opfer mehr und mehr erkannt wird. Auch giebt es schon jetzt klare Köpfe, welche den Streit der beiden Völker für schädlichen Unsinn ohne Ende halten und ihre Hand zu einer Verschärfung nicht bieten wollen.

Für Deutschland ergiebt sich aus den vorliegenden Verhältnissen die Nothwendigkeit, ein so starkes Heer zu unterhalten, dass Frankreich bei einem erneuten Duell keine Aussicht auf Erfolg haben kann. Ein schwaches deutsches Heer würde fast einer Missachtung Frankreichs gleichkommen; es würde eine Aufforderung sein nicht zum Frieden sondern zum Krieg.

Solange das einige Deutschland ein starkes Heer unterhält, hat Frankreich nur Aussicht, im Bund mit anderen Mächten dasselbe zu überwältigen. Aber auch das würde eine schwere Aufgabe sein, weil die Eisenbahnen Deutschlands dessen Kräfte vervielfältigen und weil die westliche Grenze jetzt gut geschützt ist. Auch stehen und fallen so viele europäische Staatswesen mit der Unabhängigkeit Deutschlands, dass es ihm nie an Bundesgenossen fehlen kann, und selbst der Sieg einer Coalition könnte Frankreich keine Befriedigung bringen — er wäre keine Revanche.

Der Unfriede der beiden Völker erzeugt indessen ausser den vielfachen Nachtheilen auch einiges Gute. Er fördert die kriegerische Tüchtigkeit und könnte auch im wechselseitigen Verkehr den guten Ton wieder erstehen lassen, welchen die Europäer vormals von den Franzosen gelernt haben und welcher zwischen Freunden so leicht vernachlässigt wird.

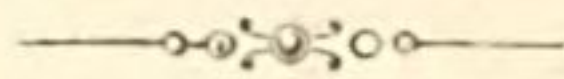
Sollten die von den Friedensfreunden beiderseits der Vogesen bisher erfochtenen Siege zu solchen Erfolgen führen, so müssten auch die Freunde des Kriegs ihnen zustimmen.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Widmung	3
II. Rückblick auf den I. Theil	7
III. Die Grenzfrage (Auszug aus der Geschichte des Elsass)	13
Vorbemerkungen	13
Das Elsass unter den Galliern	16
Das Elsass unter den Römern	21
Das Elsass unter den Franken	23
Das Elsass unter den deutschen Kaisern	41
Schlussbetrachtung	69
IV. Die den Verlauf des Krieges bedingenden Verhältnisse.	74
a. Die Seemacht Frankreichs und Deutschlands. . . .	74
Der nächste Seekrieg. — Ursachen	101
Die maritimen Kampfmittel	105
Die in Aussicht stehenden Kämpfe zur See. . .	114
b. Stärkeverhältnisse der Landheere	117
c. Einfluss der veränderten Lage der Landgrenze und der künstlichen Verstärkungsmittel auf die Bewegung der Heere und die Art des Krieges	140
d. Die Kriegspläne.	162
Der eigentliche Kriegsplan.	171
Der Ueberfall des Elsass.	175
e. Die seit 1871 eingetretenen hauptsächlichsten Aen- derungen in Bewaffnung und Kampfweise.	182
Allgemeines	182
Die Kampfweise der Infanterie	188
Die Repetirgewehre.	190

	Seite
Bedeutung und Kampfweise der Cavallerie . . .	202
Die Kampfweise der Artillerie	207
Die militärische Luftschiffahrt und das Artillerie- Ballonwesen	211
Die moralischen Factoren des Kampfes	217
Die wichtigsten Tugenden des Soldaten	219
Die Organisation der beiden Völker	227
V. Der Zeitpunkt des Kriegs	244



Koettschau, C.

<<Der>> nächste deutsch-französische Krieg

Bd.: 2

Strassburg i. Els. 1887

Eur. 1003 x-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11604124-0